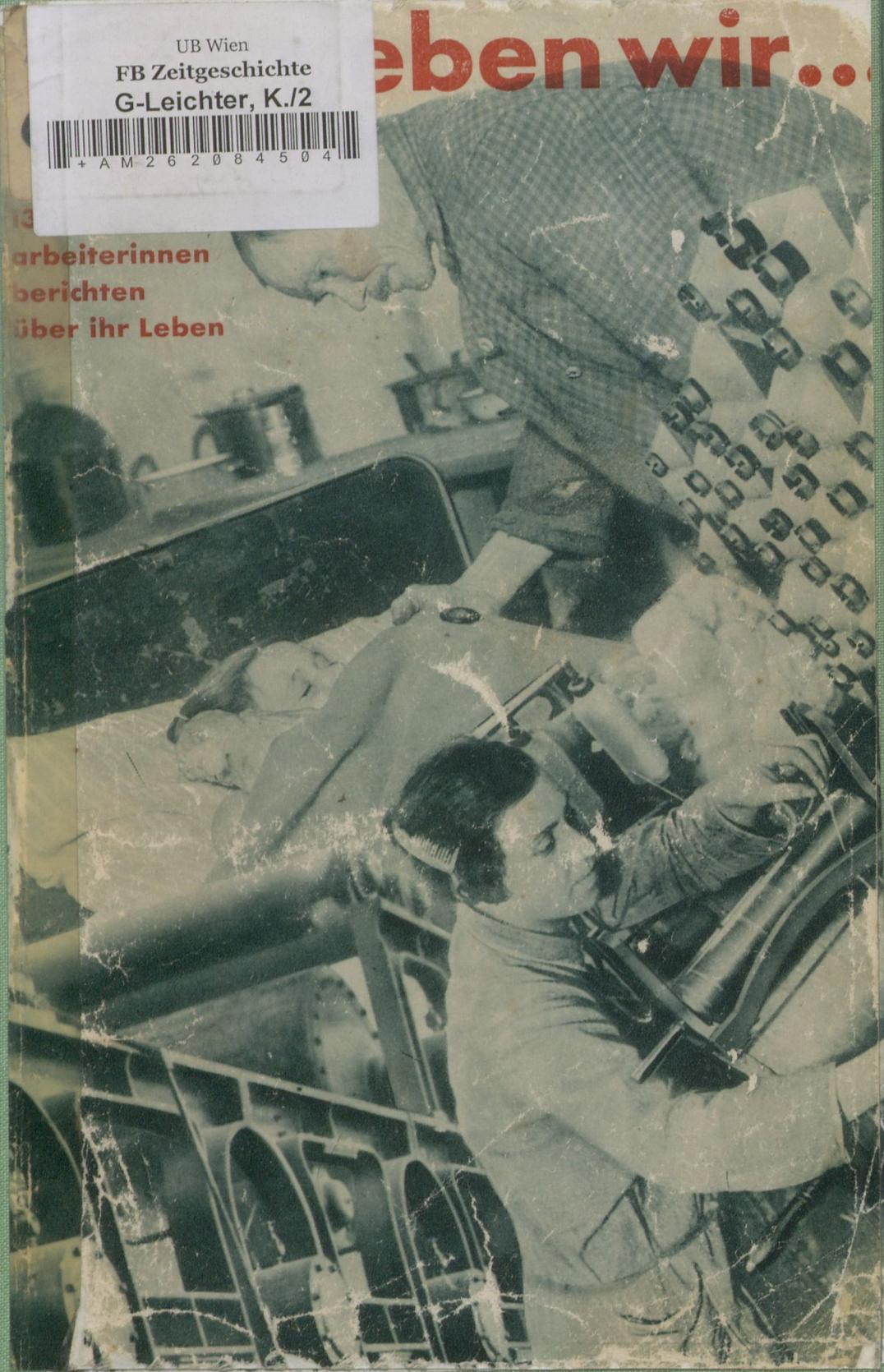


UB Wien
FB Zeitgeschichte
G-Leichter, K./2



leben wir...

13
arbeiterinnen
berichten
über ihr Leben



G-Leichter, K. - 2

SO LEBEN WIR...

1320 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben

Eine Erhebung
von
Käthe Leichter



Verlag: „Arbeit und Wirtschaft“, Wien I, Ebendorferstraße 7
Druck: „Vorwärts“, Wien, V. Bezirk, Rechte Wienzeile 97

W 3836

SOLLEBEN WIR...

1330 Industriearbeiterinnen berichten über ihr Leben

Eine Erhebung
von
Käthe Leichter



Verlag: Wiener Volksbuchverlag, Wien, 1930
Dargestellt von Käthe Leichter

Vorwort.

Im Juli 1931 hat das Referat für Frauenarbeit der Wiener Arbeiterkammer 4000 Fragebogen an Arbeiterinnen verschiedener Wiener Industriebezirke ausgegeben. Es war das in jenem Krisensommer, in dem nach den großen Bankzusammenbrüchen die Weltwirtschaftskrise auch Österreich mit voller Wucht erfaßt hatte; die warme Jahreszeit brachte nicht die erwartete Senkung, sondern eine Steigerung der Arbeitslosigkeit.

Die Frauenarbeit hatte im Laufe der Rationalisierungsbewegung der vorhergehenden Jahre in allen Industrien Boden gewonnen. Von 100 krankenversicherten Arbeitern waren in den Wiener Industriebetrieben im Sommer 1931 35·8 Frauen. Aber so rasch die Rationalisierung den Frauen neue Arbeitsgebiete erschlossen hatte, so rasch begann sich die Krise nun auch an ihnen auszuwirken. Im Sommer 1931 waren von 100 bei den Wiener Arbeitsämtern vorgemerkten Arbeitslosen 31·6 Frauen.

Das Referat für Frauenarbeit hatte sich bei der Erhebung die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie die Arbeiterinnen das dreifache Ausmaß an Pflichten bewältigen, das ihnen durch Berufarbeit, Haushaltsführung und Mutterschaft gestellt ist. Die Krise hat die Durchführung dieser Aufgabe stellenweise erschwert und doch auch wieder ihre Möglichkeiten erweitert. Die im Sommer 1931 herrschende Abbaupsychose hat die Arbeiterinnen einzelner Betriebe von der Beantwortung der Fragebogen abgehalten. Aber diese Einschränkung wird wettgemacht durch die Erweiterung, die die Erhebung dadurch erfahren hat, daß die Arbeiterinnen nicht nur ihr Leben und Schicksal, sondern das spezifische, an Sorgen und Arbeit noch reichere Los der Arbeiterin in der Wirtschaftskrise dargestellt haben. So wird die Erhebung aus einer Untersuchung über die Lage der Industriearbeiterinnen im Kapitalismus der Gegenwart zu einer Darstellung der Leistungen und Probleme der industriellen Frauenarbeit in der Krise des Kapitalismus.

Die Erhebung bestand nicht nur in der Ausgabe von Fragebogen. Es war notwendig, mit den Arbeiterinnen zu reden, sie über den Zweck der Erhebung aufzuklären, ihnen im Interesse einer einheitlichen Beantwortung bei der Ausfüllung zu helfen, schriftliche Darstellungen durch mündliche ergänzen zu lassen. Diese mit der

Ausgabe der Fragebogen verbundene, viel Zeit, Geduld und Verständnis erfordernde Arbeit wurde gemeinsam mit der Referentin für Frauenarbeit von folgenden Gewerkschaftsfunktionärinnen durchgeführt: Chemische Industrie: Rosa J o c h m a n n, Lebensmittelindustrie: Therese Haas und Lina Uhler, Textilindustrie: Amalie Riefler und Marie Schittenhelm, Zigarettenhülserzeugung: Marie Gleichsinger und Josefa Popp, Schneiderinnen: Emma Bachmeyer und Marie Scherl, Hutindustrie: Lina Swoboda und Lina Jerabek, Schuhindustrie: Elise Depauli, Buchbinderei: Marianne Schuster, Holzindustrie: Marie Baumann und Luise Seidel, Glühlampenindustrie: Käthe Gründonner, Schwachstromindustrie: Philippine Muhr.

Nur dieser intensiven Mitarbeit bei der Ausgabe und Beantwortung der Fragebogen ist es zu danken, daß ein Drittel der ausgegebenen Fragebogen ausführlich und genau beantwortet zurückgekommen ist, daß die Antworten präzise und überprüfbar sind und daß vor allem dank der persönlichen Bindung an die die Fragebogen ausgebenden Funktionärinnen eine Menge persönliche Mitteilungen gemacht wurden, die die Erhebung lebendiger und anschaulicher gestalten, als es bloße zahlenmäßige Ergebnisse könnten. 1320 mag eine kleine Zahl für eine Statistik sein. 1320 Darstellungen, die das ganze berufliche und außerberufliche Leben der Arbeiterinnen erfassen, sind viel und lassen Schlüsse auf die Lage auch anderer Arbeiterinnen zu.

Die Mitteilungen der Arbeiterinnen sind in ursprünglicher unänderter Form dem Text eingeordnet. Es sind so die Arbeiterinnen selbst, die zu Worte kommen, ihre Arbeit und ihr Leben schildern. Charakteristische Einzelschicksale sind am Schluß dargestellt.

Die Erhebung erfaßt Arbeiterinnen der wichtigsten Berufe, der verschiedensten Verwendungsarten, Qualifikationen und Altersunterschiede. Es ist aber bei aller Verschiedenartigkeit doch eine besondere Arbeiterinnenschicht, die dabei vorwiegend erfaßt wurde: die etwas älteren, stärker im Betrieb verwurzelten, besser entlohnten, nicht durch übermäßiges Elend abgestumpften, von der Arbeiterbewegung schon erfaßten Arbeiterinnen. Wie bei jeder solchen Erhebung ist es also eine gewisse Elite der Arbeiterinnen, die hier vertreten ist, eine, auch in ihrer Ausdrucks- und Erlebnisfähigkeit gesteigerte Arbeiterinnenauslese, die es ermöglicht, von Arbeiterinnen selbst zu hören, was Tausende erleben aber nur wenige schildern können. Daß aber die tatsächlichen Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Arbeiterinnen immer noch um ein gutes Stück schlechter sind, möge bei der Beurteilung der Ergebnisse nicht vergessen werden.

So darf diese Untersuchung doch beanspruchen, die Sozialstatistik und Lebenslagenforschung der Gegenwart um die Darstellung einer Gruppe zu bereichern, die bisher noch wenig eingehend untersucht wurde. Die weibliche Angestellte hat als Angehörige einer sozial differenzierteren Schicht in den sozialpsychologischen Darstellungen der letzten Jahre mehr Beachtung gefunden

als die Arbeiterin, von deren dreifachen Belastung wohl viel gesprochen wird, ohne daß bisher das Ausmaß dieser körperlichen und seelischen Belastung an der Hand von Material eingehend und einwandfrei dargestellt worden wäre. Was die erste österreichische Arbeiterinnen-enquete des Jahres 1896 noch schüchtern und doch aufwühlend versuchte, was die Arbeiterinnenbriefe an den deutschen Textilarbeiterverband eindrucksvoll zum Ausdruck brachten*), soll hier durch die systematische Erfassung von 1320 Schicksalen Wiener Arbeiterinnen dargestellt werden: was industrielle Frauenarbeit und was Arbeiterinnenleben in der Gegenwart bedeutet und wo Abhilfe not tut.

Die Untersuchung hat eine Unmenge Arbeit mit sich gebracht, die kaum zu bewältigen gewesen wäre, ohne die Mitarbeit von Frau Dr. Marie Feßler, die durch einige Monate ihre Arbeitskraft und ihre reichen wissenschaftlichen Fähigkeiten ganz in den Dienst dieser Arbeit gestellt hat. Bei der Ausarbeitung der Fragebogen und der Tabellen hat Frau Dr. Lotte Radermacher von der Österreichischen Wirtschaftsspsychologischen Forschungsstelle, bei der Bearbeitung des gesundheitlichen Materials Gewerbezahnärztin Frau Dr. Jenny Adler mitgeholfen. Ihnen sei hier wärmstens gedankt.

Möge diese Untersuchung dazu beitragen, daß dem Problem der Frauenarbeit in der Krise mit mehr Verständnis und Gerechtigkeit, der Schwere des Arbeiterinnenschicksals mit mehr Verpflichtung gegenübergestanden werde, als dies in der Gegenwart der Fall ist.

Wien, im Juli 1932.

*) Vergleiche: Arbeits- und Lebensverhältnisse der Wiener Lohnarbeiterinnen. Ergebnisse und stenographisches Protokoll der Enquete über Frauenarbeit. Wien 1896. — „Mein Arbeitstag — mein Wochenende“, herausgegeben vom Deutschen Textilarbeiterverband. Berlin 1930.

I. Die Arbeiterinnen.

1. Kapitel.

Arbeitsgebiet, Alter, Stand.

Arbeitsgebiet.

Die Erhebung erfaßt Arbeiterinnen folgender Industrien:

Lebensmittelindustrie	192 Arbeiterinnen
(davon ein großer Lebensmittelbetrieb 45, Zuckerwarenerzeugung 41, Brotfabriken 35, Teigwarenerzeugung 21, Molkereien 6, Brauereien, Konservenerzeugung, Kaffeemittelindustrie, Waffelbäckereien 44).	
Chemische Industrie	186 Arbeiterinnen
(davon pharmazeutische Industrie 76, Gummiindustrie 50, Farbenindustrie 38, Seifen, Kerzen, Parfümeriewaren 22).	
Staatsbetriebe	139 Arbeiterinnen
(davon Staatsdruckerei und „Wiener Zeitung“ 75, Tabakregie 47, Telephon 17).	
Textilindustrie	135 Arbeiterinnen
(davon Juteindustrie 24, Strick- und Wirkwaren 21, Wäscheerzeugung 20, Wäschereien 20, Chemischputzereien und -färbereien 18, Hadernsortieren 17, Posamentrie 15).	
Zigarettenhülserzeugung	135 Arbeiterinnen
(zwei Fabriken).	
Hutindustrie	114 Arbeiterinnen
(davon Hutfabriken 75, Blumen- und Federnarbeiterinnen 20, Modistinnen 19).	
Schneiderei	110 Arbeiterinnen
Schuhindustrie	110 Arbeiterinnen
(fünf Betriebe der mechanischen Schuherzeugung).	
Buchbinderei	76 Arbeiterinnen
(davon Buchbindereiabteilungen von Buchdruckereien 39, Papierkonfektion 20, genossenschaftliche Buchbindereibetriebe 17).	
Holzindustrie	63 Arbeiterinnen
(davon eine Füllfederfabrik 19, eine Werkzeugfabrik 17, Holzbearbeitung 16, eine Sargfabrik 9, eine Klavierfabrik 2).	
Metallindustrie	60 Arbeiterinnen
(davon ein Telephon- und Radiobetrieb 34, eine Glühlampenfabrik 26).	

Es sind die verschiedenartigsten Typen industrieller Frauenarbeit, die in unserer Erhebung, allerdings in sehr verschiedenem Ausmaß, erfaßt sind. Von der persönlichen Bereitschaft einzelner Arbeiterinnengruppen, von ihrer Bindung an die Gewerkschaftsfunktionärin oder Betriebsrätin, die die Fragebogen ausgab, von ihrem organisatorischen Zusammenhalt und ihrer Gewöhnung an statistische Erhebungen, aber auch von der wirtschaftlichen Lage und der Stimmung im Betrieb überhaupt hat es abgehungen, ob eine Arbeiterinnengruppe sich stärker oder schwächer an der Erhebung beteiligt hat. So ist es zweifellos ein Mangel der Erhebung, daß die für die Entwicklung der Frauenarbeit im letzten Jahrzehnt so wesentliche Metallindustrie infolge der Abbauspychose, die gerade in diesem Sommer namentlich in der Glühlampenindustrie geherrscht hat und auch infolge des Fehlens einer Frauensektion im österreichischen Metallarbeiterverband schwächer vertreten ist, als es ihrer Bedeutung entspricht. Im übrigen ist, mit Ausnahme der für die Frauenarbeit nicht so wesentlichen Holzindustrie, und da die graphischen Arbeiterinnen, zu denen die Buchbinderinnen gehören, auch in anderen Industriegruppen (Staatsbetriebe, Zigarettenhülserzeugung) zu finden sind, jede Industriegruppe mit mehr als 100, die beiden bedeutungsvollen Gruppen der Lebensmittel- und chemischen Industrie mit fast 200 Arbeiterinnen an unserer Erhebung beteiligt, so daß die Erhebung wohl Rückschlüsse auf die besonderen Verhältnisse der Arbeiterinnen in jeder einzelnen Industrie zuläßt.

Im Mittelpunkt der Erhebung stehen die Industrien, die in den letzten Jahren mit der technischen Umwälzung, die sie erfahren haben, auch der Frauenarbeit einen immer größeren Spielraum geboten und sie zugleich umgestaltet haben: Lebensmittelindustrie und chemische Industrie. Daneben sind die Industrien stark vertreten, die seit jeher das Berufsgebiet der Frauenarbeit waren, aber doch in den letzten Jahren der Rationalisierung auch diese Frauenarbeit stark verändert haben: Textil- und Tabak-, graphische und Schuhindustrie. Eine Sonderstellung nehmen in der ganzen Erhebung die gelernten Arbeiterinnen der traditionellen Frauengewerbe, der Bekleidungs- und Hutindustrie, die Schneiderinnen, Modistinnen, Blumenarbeiterinnen und Federnschmückerinnen ein, die namentlich in ihrer Einstellung zum Beruf sich von den eigentlichen Fabrikarbeiterinnen sehr wesentlich unterscheiden. Wenn auch schwächer vertreten, stellen die Arbeiterinnen der Holzindustrie wegen ihrer schweren, die der Metallindustrie wegen ihrer komplizierten Arbeit für die Beurteilung der Frauenarbeit wichtige Gruppen dar. Schwere und leichte, komplizierte und einfache, qualifizierte und unqualifizierte Frauenarbeit ist also in unserer Erhebung zu finden. In manchen Industrien, wie in der Metallindustrie und Zigarettenhülserindustrie, dort, wo die Gewerkschaftsfunktionärinnen, die die Fragebogen ausgaben, auch führende Mitglieder des Betriebsrates waren, sind einzelne große Betriebe ziemlich weitgehend erfaßt. In an-

deren Industrien, namentlich in der Bekleidungsindustrie, verteilen sich die Arbeiterinnen auf eine ganze Reihe der verschiedensten Betriebe. Immer aber sind nur Arbeiterinnen erfaßt, die gerade im Zeitpunkt der Erhebung in Arbeit stehen.

Das Schwergewicht der Erhebung liegt auf den Großbetrieben. Von 100 Arbeiterinnen arbeiten in Betrieben:

Bis zu	5 Beschäftigten	2'7
" "	20	5'6
" "	50	14'5
" "	100	9'2
" "	500	55'1
" "	1000	6'9
Ohne Angabe		6

Fast zwei Drittel der Arbeiterinnen arbeiten also in Betrieben, die mehr als 100 Arbeiter beschäftigen, nicht einmal ein Viertel in Mittelbetrieben, von 20 bis 100 Beschäftigten nicht einmal ein Zehntel in Kleinbetrieben mit weniger als 20 Beschäftigten. Nur bei den Schneiderinnen, Modistinnen und in einzelnen Gruppen der Textilindustrie finden wir in unserer Erhebung noch die kleinen Werkstätten, die noch nicht von der Mechanisierung der modernen Industrie erfaßt sind. Die Buchbinderinnen, die Textil- und Holzarbeiterinnen sind noch vorwiegend in Mittelbetrieben beschäftigt, alle anderen in Großbetrieben. Die Arbeiterin, die in den Maschinensälen der chemischen und Lebensmittel-, der Metall- und Schuhindustrie steht, mit der Teilarbeit, die sie leistet, dem Gefüge des Großbetriebes, seinem Rhythmus, seinem Tempo eingeordnet ist, die Arbeiterin, die an der Maschine, am laufenden Band, im Gruppenakkord arbeitet, die moderne Fabrikarbeiterin bildet den Kern unserer Erhebung. Daß auch diese Fabrikarbeiterinnen keine einheitliche Masse darstellen, sondern in verschiedenen Industrien und Verwendungen, in verschiedenen Altersstufen und mit verschiedener außerberuflicher Belastung auch ihr Leben sehr verschieden gestalten, ihrer Berufsarbeit sehr verschieden gegenüberstehen, die ungeheure Vielfältigkeit dieser nach außen so einheitlich scheinenden Arbeits- und Lebensbedingungen der industriellen Arbeiterinnen soll die Erhebung zeigen.

Alter.

Die Arbeiterinnen, an die sich unsere Erhebung gewendet hat, sind im Durchschnitt etwas älter (vergleiche Tabelle auf Seite 9) als die Arbeiterinnen im allgemeinen. Das hängt mit der Art der Erhebung zusammen. Die Betriebsrätinnen haben die Fragebogen vor allem an Arbeiterinnen ausgegeben, die sie schon länger kennen, bei denen sie Verständnis für diese Arbeit vorausgesetzt haben. Und es haben auch vor allem die Arbeiterinnen geantwortet, die dieses Verständnis besitzen. So kommt in dieser Erhebung eine der ernstesten Entwicklungen der Frauenarbeit, die

den Schwerpunkt der Berufstätigkeit immer mehr auf die allerjüngsten Jahrgänge verschiebt, nicht voll zum Ausdruck.

Dazu kommt, daß einige der von uns erfaßten Berufsgruppen typisch „ältere“ sind, so vor allem die in einem stabileren Arbeitsverhältnis befindlichen Staatsarbeiterinnen, die Tabakarbeiterinnen, die von den Wechselfällen der Konjunktur weniger herumgeworfenen graphischen Arbeiterinnen. Bei ihnen überwiegt die schon mehr als 30 Jahre alte, im Betrieb eingesessene, im Beruf stärker verwurzelte Arbeiterin. Bei diesen Arbeiterinnen sehen wir auch die älteren Jahrgänge stärker vertreten. Dagegen finden wir in den eigentlichen Frauenberufen, bei den Schneiderinnen, Modistinnen, Federschmückerinnen, Weißnäherinnen, die jüngsten Jahrgänge. Ein großer Teil von ihnen ist noch nicht 20 Jahre alt, die meisten zwischen 20 und 25 Jahren. Hier sind die Berufe, in denen auf Flinkheit und Geschicklichkeit, auf Jugendfrische und gefälliges Äußeres der größte Wert gelegt wird. Zugleich sind das aber auch die Berufe, in denen häufige Arbeitslosigkeit und die Möglichkeit, die Berufskennntnis außerhalb des Betriebes zu verwerten, am ehesten dazu verleiten, die Berufsarbeit in früheren Jahren abzubrechen und die Arbeit im Haus weiterzuführen. Zwischen diesen älteren und jüngeren Arbeiterinnengruppen stehen die mittleren, die Holz- und Metall-, die Textil-, Schuh- und chemischen Arbeiterinnen. Wo die Arbeit weder eine gelernte, noch eine stark an einen Betrieb gebundene ist, finden wir alle Jahrgänge der Arbeiterinnen. Diese Industrien sind Unterschlupf sowohl für das junge, schulentlassene Mädel, das keine Lehrstelle finden kann oder schon früher einen Lohn nach Hause bringen muß, wie für die in anderen Berufen arbeitslos gewordene oder aus

Alter und Stand.

Alter	Ledig	Verheiratet	Verwitwet	Mit Lebensgefährte	Geschiedenen	Summe	Vom Hundert
16—20	79	6	—	—	—	85	6·44
21—25	164	47	1	—	2	214	16·22
26—30	108	136	9	2	11	266	20·17
31—35	65	113	15	4	16	213	16·18
36—40	65	86	22	1	12	186	14·15
41—45	37	56	30	3	12	138	10·46
46—50	22	30	31	1	12	96	7·28
51—55	8	23	29	—	7	67	5·08
56—60	13	13	5	—	5	36	2·65
61—65	2	2	5	—	1	10	0·76
Über 65	2	1	2	—	—	5	0·38
Ohne Angabe . .	1	2	1	—	—	4	0·23
Summe	566	515	150	11	78	1320	100
Vom Hundert . .	42·8	39	11·4	0·9	5·9	100	

dem Beruf schon einmal ausgeschiedene und wieder zur Rückkehr gezwungene Arbeiterin. Eine fast gleichmäßige Verteilung auf alle Jahrgänge finden wir bei den Textilarbeiterinnen, den Lebensmittel- und Hutarbeiterinnen (ohne Modistinnen), während die zum Teil mit komplizierterer oder schwerer Arbeit befaßten Metall- und Holzarbeiterinnen stärker auf die mittleren Jahrgänge, die 25- und 35jährigen beschränkt sind.

Eine Gegenüberstellung des Altersaufbaues der Arbeiterinnen unserer Erhebung mit dem der Arbeiterinnen, die bei der Arbeiter-Krankenversicherungskasse Wien versichert sind, zeigt folgendes Bild:

Alter	Erhebung der Arbeiterkammer	Arbeiterkrankenversicherungskasse
Bis 20 Jahre	6'44	21'62
Von 21 bis 30 Jahren	36'39	31'85
" 31 " 40 "	30'33	19'39
" 41 " 50 "	17'74	14'09
" 51 " 60 "	7'73	8'74
Über 60 Jahre	1'14	2'54
Ohne Angabe	0'23	1'77

Wir sehen deutlich, daß bei unserer Erhebung das **S c h w e r g e w i c h t** in stärkerem Maße auf den mittleren Jahrgängen liegt. Die jüngsten und ältesten Jahrgänge sind bei unserer Erhebung schwächer, die 21- bis 50jährigen dagegen stärker vertreten, als es ihrem Anteil an den Arbeiterinnen sonst entspricht. Allerdings sind das auch sonst die stärkstbesetzten Altersgruppen unter den Arbeiterinnen und zugleich die bei denen sich das Zusammentreffen von beruflicher und außerberuflicher Belastung am stärksten auswirkt. Man kann daher sagen, daß unsere Erhebung die Jahrgänge, denen überhaupt die größte Bedeutung bei den Arbeiterinnen zukommt, am schärfsten erfaßt.

Wenn hier von mittleren Altersstufen gesprochen wurde, so darf nicht übersehen werden, daß sie bei den berufstätigen Frauen tiefer liegen als bei den Frauen im allgemeinen. Im Arbeiterinnenleben ist die 14jährige jung und die 40jährige alt. Von der Tendenz, die gegenwärtig die Frauen länger jung sein läßt, ist hier nichts zu merken. Im Gegenteil. Der Rationalisierungsprozeß, der immer wieder junge, unverbrauchte, billige Arbeitskräfte braucht, führt dazu, daß bei der Arbeitsvermittlung schon die 30jährigen, ja die 25jährigen als „alt“ angesehen werden. Die Krise verschärft diesen Zustand. Auch in unserer auf die mittleren Jahrgänge eingestellten Erhebung sind

42'83 Prozent der Arbeiterinnen noch nicht 30, 73'16 Prozent weniger als 40 Jahre

alt. Die jüngsten und ältesten Arbeiterinnen scheiden dagegen aus unserer Arbeit so gut wie ganz aus. Die jugendliche Arbeiterin unter 15 Jahren ist gar nicht vertreten, nur fünf Arbeiterinnen sind mehr als 65 Jahre alt. Die Arbeiterinnen, die wirklich den Grundstock in den Fabriken bilden, die 21- bis 40jährigen, bilden auch den eigentlichen Kern unserer Erhebung.

Aber diese Altersgruppen sind durchaus nicht einheitlich, sondern innerhalb dieser Altersstufen finden wir sehr entscheidende Differenzierungen. Es wird für die Beurteilung der Einstellung der Arbeiterin zum Beruf und zum Leben wichtig sein, schon hier festzustellen, daß fast die Hälfte unserer Arbeiterinnen in die Nachkriegszeit hineingewachsen ist, den Krieg nur als Kind, die Vorkriegszeit kaum mehr bewußt erlebt hat, nach dem Krieg aus der Schule ins Berufsleben getreten ist, in diesem Berufsleben keinen Fortschritt gegen früher merken kann, sondern nur die Not, die Existenzunsicherheit und das nervenzerstörende Tempo der Gegenwart.

Kaum mehr als die Hälfte der Arbeiterinnen unserer Erhebung reicht mit ihrem Leben, ihrem Denken und ihrer Berufstätigkeit in die Vorkriegszeit zurück. Aber dieses Leben ist, durch den Krieg in zwei Teile gerissen, dauernd gezeichnet worden. Viele haben den Mann durch den Krieg verloren oder als Krüppel zurückerhalten, viele andere durch die Kriegsarbeit dauernde Leiden erworben, Verbitterung für das ganze Leben erfahren.

Daß das Leben der einen durch den Krieg gezeichnet, das der anderen durch die unnatürlichen Verhältnisse der Nachkriegszeit geprägt ist, daß wir hier zwei im Grund sehr verschiedene, durch gemeinsame Arbeitsfront vereinte Generationen von Arbeiterinnen vor uns haben, möge bei der Betrachtung der Ergebnisse der Untersuchung nicht übersehen werden.

Stand.

Für unsere Erhebung, die ja nicht nur die Berufstätigkeit, sondern das ganze Leben der Arbeiterin erfassen will, ist es von größter Bedeutung, ob die Arbeiterin alleinstehend, ob sie verheiratet ist. Wir werden auch bei den meisten späteren Fragen sehen, daß sich die Antworten der verheirateten und ledigen Frauen, der Frauen, die einen eigenen Hausstand führen oder nicht, sehr wesentlich unterscheiden. In unserer Erhebung sind:

Ledig	42'8 Prozent
Verheiratet	39 "
Mit Lebensgefährten	0'9 "
Verwitwet	11'4 "
Geschieden	5'9 "

Die ledigen Arbeiterinnen bilden wohl die stärkste Gruppe, aber es überwiegen doch die, die verheiratet sind oder doch verheiratet waren. Nach Berufen geschieden, finden wir ein starkes Übergewicht der Ledigen nur bei den Schneiderinnen, erklärlich durch die bei weitem jüngeren Jahrgänge, die dort erfaßt sind, eine kleine Mehrheit bei den Modistinnen und Zigarettenhülse-arbeiterinnen. Sonst überwiegen durchweg die verheirateten und verheiratet gewesenen Frauen. Am stärksten bei den Textilarbeiterinnen, bei denen sie mehr als drei Viertel

ausmachen. Aber auch bei den Lebensmittel- und Holzarbeiterinnen sind zwei Drittel der beschäftigten Arbeiterinnen verheiratet, bei den Metallarbeiterinnen, den Schuhaarbeiterinnen, Staatsarbeiterinnen und Buchbinderinnen sind sie stark in der Überzahl.

Von den ledigen Arbeiterinnen ist fast ein Viertel über 35 Jahre alt, in einem Alter, in dem die Heiratsmöglichkeit nicht mehr sehr groß ist. Es ist das wichtig, um festzustellen, daß viele Frauen infolge des Frauenüberschusses und der erschwerten Heiratsmöglichkeiten gar nicht die Wahl haben, den Beruf mit dem Heim zu vertauschen, sondern zur Berufsarbeit gezwungen sind, um sich selbst zu erhalten. Wie schwer die gegenwärtige Arbeiterinnengeneration von den Kriegsfolgen belastet ist, geht auch daraus hervor, daß in der Altersgruppe der 46- bis 50jährigen die stärkste Gruppe die Witwen sind, die Frauen also, die ihre Männer vor allem im Krieg eingebüßt haben und nun ihr Leben durch eigene Arbeit fristen müssen.

Eine von ihnen schreibt:

„Was bekommen wir Kriegerwitwen für unsere Männer, welche man uns gewaltsam nahm? Sage und schreibe 15 S monatlich. Mit welchem Recht zwingt man gerade uns, die wir doch sowieso das größte Opfer gebracht haben, immer wieder in diese gräßliche Not durch die Arbeitslosigkeit?“

Die Zahl der geschiedenen Arbeiterinnen ist am stärksten bei den 31- bis 35jährigen — manche Kriegs- und Nachkriegsehen mögen nicht allzu fest fundiert gewesen sein.

Die Berufsarbeit der verheirateten Frau.

Die Erhebung wirft ein sehr charakteristisches Licht auf das in den letzten Jahren so viel besprochene Problem der Berufsarbeit der verheirateten Frau.

57,2 Prozent der Industriearbeiterinnen finden wir auch nach ihrer Verheiratung an der Arbeit.

Unter ihnen sind 17,3 Prozent, die, nachdem sie ihren Lebensgefährten durch Tod oder Scheidung verloren haben, im Beruf tätig sein müssen. 39,9 Prozent der Arbeiterinnen sind verheiratet oder leben mit Lebensgefährten. Gerade diese verheirateten Frauen finden wir in geringerem Maße bei qualifizierter, wir finden sie in weit stärkerem Maße bei ungelernter Arbeit, bei der Arbeit also, in der kaum die Freude an der Leistung oder an der Stellung im Beruf Antrieb zur Arbeit ist, sondern nur die harte Notwendigkeit der wirtschaftlichen Tatsachen. In den Arbeitssälen der Textil- und Lebensmittel-, der Tabak-, chemischen und Holzindustrie arbeiten vor allem verheiratete Arbeiterinnen. Und man findet kaum eine Zeit, in der die Berufsarbeit der verheirateten Frau aussetzt. Vom 25. Jahre an überwiegen die verheirateten Arbeiterinnen über die ledigen und bis in die höchsten Altersstufen finden wir mehr verheiratete als ledige Arbeiterinnen an der Arbeit. Auch in den Jahren,

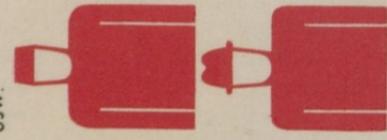
Berufe

Unter je 10 Männern der verheirateten Arbeiterinnen sind

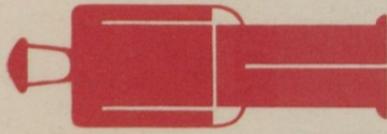
Pensionisten
usw.



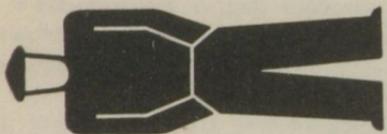
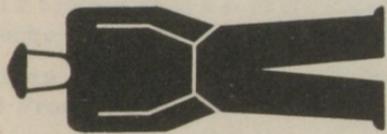
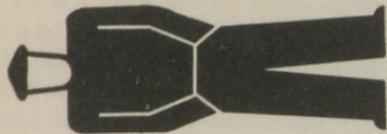
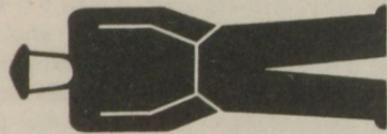
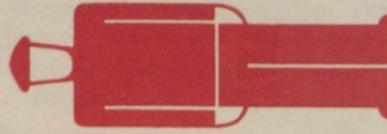
Öffentliche
Ang. u. Arb.



Privat
Angestellte



Arbeiter



Arbeitslose

Gesellschafts- und
Wirtschaftsmuseum in Wien

die unmittelbar der Verheiratung folgen und die vor allem für die Mutterschaft in Betracht kommen, finden wir keine Abschwächung der Arbeit der verheirateten Frau.

Die Berufsarbeit der verheirateten Frau erscheint aber noch in einem anderen Licht, wenn man, wie wir es getan haben, die Frage nach der Berufstätigkeit des Mannes aufwirft. Was oft vermutet wurde, erscheint hier zahlenmäßig erhärtet:

Von den Männern oder Lebensgefährten der Arbeiterinnen im Betrieb sind 41,2 Prozent arbeitslos!

Die Arbeitslosigkeit des Mannes ist der stärkste Antrieb zur Berufsarbeit der Frau, und wenn der Mann nicht arbeitslos ist, so ist es doch in der Zeit der Wirtschaftskrise die befürchtete Arbeitslosigkeit, die die Frauen zur Arbeit treibt. Von den beschäftigten Männern sind vier Fünftel Arbeiter, zum großen Teil wieder Hilfsarbeiter, die also nicht nur, wie alle Arbeiter heute, unter Kurzarbeit und Lohnkürzungen leiden, sondern vor allem täglich von Arbeitslosigkeit bedroht sind. Von der Zahl der Familienmitglieder, die zu erhalten sind, von der immer stärkeren Angewiesenheit der Familie auf die Berufsarbeit der Frau wird noch später die Rede sein. Hier nur soviel, daß die Arbeitslosigkeit des Mannes, ob sie nun schon eingetreten ist oder erst bevorsteht, vor allem die verheiratete Frau zur Berufsarbeit treibt. Von den Männern sind weiter 5 Prozent Altersrentner. Nur 15 Prozent der beschäftigten Männer sind als Angestellte oder Arbeiter im öffentlichen Dienst vor Kündigung in stärkerem Maße geschützt. Von den Angestellten, deren Frauen als Industriearbeiterinnen arbeiten, es sind 32, sind die Hälfte, also ein noch größerer Prozentsatz als bei den Arbeitern, arbeitslos.

Vielleicht helfen diese Zahlen, das oberflächliche Urteil über die „überflüssige“ Berufsarbeit der verheirateten Frau zu revidieren.

II. I m B e t r i e b.

2. Kapitel.

Berufsschicksal.

Hilfsarbeit.

Gleich dem Arbeiter ist die Arbeiterin in die industrielle Arbeit eingespannt. Aber die Stellung im Betrieb ist grundlegend verschieden. Die qualifizierte, disponierende, übergeordnete Arbeit ist in der Regel Sache des Mannes, die unqualifizierte, mechanisierte, rein ausführende, vorwiegend untergeordnete Arbeit Sache der Frau. Nach der Arbeiterkammererhebung von 1926 waren in Wien von 100 Arbeitern 62·40, von 100 Arbeiterinnen aber nur 35·14 gelernt. Geht im Prozeß industrieller Umwälzung auch bei dem Mann die Entwicklung von der gelernten zur ungelernten Arbeit, so liegt doch noch das Schwergewicht auf der gelernten, bei der Arbeiterin aber auf der Hilfsarbeit.

Das zeigt auch unsere Erhebung. Von 100 Arbeiterinnen sind:

Ungelernte Arbeiterinnen	15·5
Angelernte Arbeiterinnen	48·9
Gelernte Arbeiterinnen, die aber in einem anderen Beruf als nichtgelernte arbeiten	16·3
Gelernte Arbeiterinnen, die ihren gelernten Beruf aus- üben	17·5
Vorarbeiterinnen	1·8

Rund vier Fünftel der Arbeiterinnen leisten also Hilfsarbeit.

Ein Fünftel von ihnen hat wohl einen Beruf gelernt, ist aber durch wirtschaftliche Umwälzungen und Krisenwirkungen von dem gelernten Beruf zur ungelernten Arbeit abgedrängt worden.

Aber man glaube nicht, daß der Begriff Hilfsarbeit ein einheitlicher ist. Von diesen Hilfsarbeiterinnen sind nur ein Fünftel ganz ungelernete Arbeiterinnen, die ohne jede Vorbildung, ohne Anlernzeit zu ihrer Arbeit gestellt worden sind. Wir finden sie in größerem Ausmaß in der Lebensmittelindustrie als Packerinnen, Flaschenwascherinnen, Formenputzerinnen, in der Holzindustrie als Hofarbeiterinnen, in der chemischen als Packerinnen, wir finden sie bei der Hilfsarbeit in der Schuhindustrie, beim Hadernsortieren, in allen Industrien bei Aufräume- und Zutragearbeiten, überall bei der schlechtest entlohnten, undankbarsten, oft unangenehmsten Arbeit.

Die angelernte Arbeiterin.

Die große Masse der Arbeiterinnen leistet angelernte Arbeit, Arbeit, in der es wieder alle Stufen der Qualifikation gibt: von der in wenigen Tagen, ja Stunden zu mechanischer Repetitivarbeit angelernten, bis zu der in vielen Monaten bis zu zwei Jahren zu verantwortungsvollster präzisester Arbeit angelernten Arbeiterin, die sich nur durch den Mangel eines ordnungsmäßigen Lehrverhältnisses von der gelernten Arbeiterin unterscheidet.

In mehr als zweihundert verschiedenen Verwendungen sind die angelernten Arbeiterinnen unserer Erhebung in ihren 11 Berufsgruppen beschäftigt. Hier seien nur einige besonders charakteristische angeführt, die zeigen sollen, wie verschieden die physischen und geistigen Anforderungen sind, die an eine angelernte Arbeiterin gestellt werden.

Da ist zunächst die rasch angelernte einfache Arbeit: In der Lebensmittelfabrik haben rasch angelernte Arbeiterinnen mit der Hand oder der Etikettiermaschine unaufhörlich den Stempel der Lebensmittelfirma auf die Pakete zu drücken, andere haben Kaffee zu sortieren. In der Schuhindustrie hat eine Arbeiterin immer nur Ösen einzudrücken, eine andere immer nur Oberleder zu stemeln, eine dritte immer eine Masse auf die Brandsohlen aufzutragen. In der Papierkonfektion und Buchbinderei werden die Bogen immer wieder nur gefalzt oder gezählt, in der Zigarettenhülserzeugung unaufhörlich Zigarettenhülsen in Schachteln gelegt, Etiketten aufgeklebt, in der Heilmittelerzeugung immer wieder Tabletten gerollt — alles Arbeiten, die als leichte Arbeiten gelten und in denen es doch auf Fingerfertigkeit, Geschicklichkeit, Übung ankommt, Arbeiten, die in ihrer ewigen Gleichmäßigkeit eintöniger sind als irgendwelche andere.

Gleichförmigkeit und Eintönigkeit der Arbeit ist überhaupt für die meisten Arbeitsverrichtungen der Arbeiterinnen kennzeichnend. Die Frauenarbeit ist ja vor allem in ihrer Leistung und in ihrem Tempo durch das laufende Band bestimmt. Am laufenden Band stellen in der Wäscheerzeugung die Arbeiterinnen die Kragen her, am laufenden Band werden in den Brotfabriken die Semmeln erzeugt, in der Zigarettenhülserzeugung die Schachteln gefüllt, in der Zuckerwarenerzeugung die Schokoladewaren hergestellt, in den Brauereien und Molkereien die Flaschen eingefüllt. Am laufenden Band werden in der mechanischen Schuherzeugung schon zum Teil die Schuhe erzeugt, in der Tabakindustrie die Sorten verpackt, in der Schwachstromindustrie die Radioapparate fertiggestellt. Am Transporteur arbeiten die Holzarbeiterinnen in der Werkzeugfabrik.

Neben der mechanisierten wird aber von angelernten Arbeiterinnen hochqualifizierte, komplizierte Arbeit geleistet. Die Wicklerin in der Glühlampen- oder Telephonerzeugung, die den Draht mit der Hand zu führen, eine Arbeit zu leisten hat, bei der es auf Exaktheit, Fingerfertigkeit, höchste Schulung ankommt, wird zwei Jahre lang angelernt, bis sie ihrer Arbeit ge-

wachsen ist. Die Handtunkerin in der Schokoladeerzeugung wird sechs Monate hindurch angelernt und ist als hochqualifizierte Arbeiterin gesucht. Die Buchbinderin, die ein Jahr angelernt wird, Handarbeit leistet, die zu der schöneren Arbeit, zur Arbeit am Einbanddeckel mit Goldprägung zugelassen wird, Vorarbeiterin ist, leistet oft dieselbe auf künstlerischen Geschmack und Geschicklichkeit eingestellte Arbeit wie die gelernte Arbeitskraft. Die Tabakarbeiterin, die durch 26 Wochen zur Fertigstellung der Zigarren angelernt wird, die Wicklerin und Spinnerin, die namentlich bei Luxusorten mit größter Sorgfalt arbeiten muß, vollbringt Spitzenleistungen. Die Arbeiterinnen, die in der Gummiindustrie mit dem Bemalen und Bespritzen der Bälle beschäftigt sind, müssen Schönheitssinn besitzen und große Geschicklichkeit entfalten, um die Farben auf den Bällen schön aufzutragen, für die richtige Schattierung zu sorgen. Die Blattstepperin, die in der Schuhfabrik die Vorfüße steppt, ist, wie alle Stepperinnen, zwei Jahre angelernt worden und leistet eine heikle und verantwortungsvolle Arbeit.

Zu der feinen, komplizierten, kommt die körperliche Schwerarbeit. Vor allem in der Holzindustrie. In Werkzeugfabriken schlichten Frauen Schnittholz zu Stößen, die sechs Meter hoch sind, in luftigen Schuppen, die jeder Witterung ausgesetzt sind. Sie tragen hundertmal im Tag Holzlasten im Gewicht von 10 bis 15 Kilogramm von einer Maschine zur anderen. Sie haben in Klavierfabriken zu zweit 80 bis 130 Kilogramm schwere Rahmen zu heben, die sie zu trocknen, abzuschleifen und zu bronzen haben. In den Sargfabriken tragen sie zu zweit schwere Säрге, die von ihnen bronziert werden, von einem Arbeitsraum in den anderen. In der Schokoladeindustrie haben Frauen schwere Kisten, Kapseln, die die Schokolademasse oder das Kakaopulver enthalten und die oft bis zu 52 Kilogramm wiegen, von einem Raum in den anderen zu tragen und die Formen mit Eisenspachteln zu reinigen. In der Seifenindustrie hebt die Arbeiterin 15 Kilogramm schwere Seife auf die Presse und dreht sie mit der Hand durch. In den Färbereien und Wäschereien heben und tragen die Arbeiterinnen schwere Ballen nasser Wäsche. In den Herrenhutfabriken hat die Walkerin den Filz aus siedendem Wasser herauszunehmen und durch motorisch betriebene Walzen durchzuziehen, die Filzerin hat ihn auf einer heißen Platte zu walzen. Durch Krise und Abbau mangelt es überall an Hilfs- und Zutragepersonal. Die Arbeiterinnen springen ein und schleppen das Material selbst zu ihrer Maschine.

Denn immer öfter steht die Arbeiterin an der Maschine. In der Metallindustrie arbeiten die Frauen an Stanzen und Pressen, an Automaten und Bohrmaschinen, in der Holzbearbeitung an Bohr-, Fräs- und Schneidmaschinen, in den Buchbindereien an Falzmaschinen, Drahtheftmaschinen und an den gefährlichen Tiegeldruckpressen, in der Zigarettenhülserzeugung an Einfüllmaschinen und Maschinen mit Fußbetrieb, in Molkereien und Brauereien an Flaschenfüllmaschinen, in der Tabakindustrie an Schneidmaschinen, den modernsten Universalmaschinen und Verpackungsmaschinen, in

der Schuhindustrie an kleinen Stanzen und Nähmaschinen, an Brandsohlenheftmaschinen, die mit Hand und Fuß bedient werden, und an Bimsmaschinen, die Staub erzeugen, an Sohlenpreß- und Egalisiermaschinen.

Aber sie alle, ob ungelernt, ob angelernt, ob aus einem gelernten Beruf kommend — 80,7 Prozent unserer Arbeiterinnen sind Hilfsarbeiterinnen. Sie leisten nicht eine Arbeit, die sie in einem richtigen Lehrverhältnis gelernt haben, sie haben keine Fachschule besucht, sie sehen und kennen nur sehr selten das Produkt ihrer Arbeit. Die Arbeit ist meist gleichförmig, ist eingeordnet in die Arbeit, die vor- und nachher geleistet wird, in den Rhythmus des Arbeitsprozesses. Die Arbeit ist unselbständige, in der Regel untergeordnete Arbeit. Ein Fünftel dieser Arbeiterinnen hat einen anderen Beruf gelernt, umsonst erlernt, denn auch sie sind durch Krise und fortschreitende Rationalisierung zu Hilfsarbeiterinnen in anderen Berufen geworden.

Daß sie

keinen Beruf richtig erlernt

haben, begleitet viele Arbeiterinnen als Druck durch ihr ganzes Leben. So schreibt eine Hilfsarbeiterin, deren Mann infolge einer Kriegsverletzung häufig arbeitslos ist:

„Ich wünsche, daß die Eltern aufgeklärt werden, wenn es auch ein Mädels ist, sie etwas lernen zu lassen, wenn sie Lust hat. Nicht wie mein Vater, der auf dem Standpunkt stand: Die Hauptsache ist, daß ein Mädels hauswirtschaftliche Arbeiten lernt, damit sie ordentlich wirtschaften kann, wenn sie heiratet. Nur so bin ich zur Hilfsarbeit dann mit 17 Jahren gekommen, nachdem ich erst zu Hause die Wirtschaft führte, da meine Mutter gestorben war. Und heute muß ich mir mein Brot trotz alledem schwer verdienen und die Hauswirtschaft noch extra machen.“

Gelernte Arbeit.

Nur wenige Berufe bilden noch eine Ausnahme. Die Schneiderinnen sind durchweg gelernte Arbeiterinnen. In der Herrenhutindustrie sind die Fabrikarbeiterinnen angelernt, die Modistinnen, die Federn- und Blumenarbeiterinnen und die Strohhutnäherinnen sind gelernt. In der Textilindustrie überwiegt wohl die angelernte Arbeit, aber die Strickerinnen, die Wäscharbeiterinnen, die Chemisputzerinnen und Posamentierarbeiterinnen sind gelernte Arbeiterinnen. Bei den Buchbinderinnen und den graphischen Arbeiterinnen der Staatsbetriebe kommt gelernte Arbeit nur vereinzelt vor, in der Regel nur bei Meisterstöchtern. In der Schuhindustrie lernen Arbeiterinnen wohl nicht das ganze Gewerbe, aber die Stepperei, in der sie nach zweijähriger Lehrzeit, Prüfung und Befähigungsnachweis auch Meisterinnen werden können. In der Metallindustrie, in der Lebensmittel- und Holzindustrie kommt gelernte Arbeit gar nicht vor.

Aber auch der Wert der gelernten Arbeit ist oft gering. So schreibt eine 21jährige Arbeiterin über ihre Erfahrungen als Lehnmädchen in der Kunstperleenerzeugung:

„Ich wurde als Lehnmädchen aufgenommen, war aber eine Hilfsarbeiterin, hatte als Lehnmädchen zu viel, als Hilfsarbeiterin zu wenig bezahlt. Die Frau sprach mich nach zweijähriger »Lehrzeit« frei. Das ganze Gewerbe ist in sechs Wochen erlernbar. Die Firma arbeitet mit lauter solchen Lehnmädchen.“

„Meine Lehrfrau hat mich als Kindermädchen und Laufmädchen abgerichtet, nicht als Lehnmädchen“, schreibt eine Strickereiarbeiterin bitter.

Leitende Arbeit.

Der Anteil der Frauen an gelernter Arbeit ist gering. An leitender Arbeit ist ihr Anteil noch kleiner.

Zu Vorarbeiterinnen haben es nicht einmal 2 Prozent der Arbeiterinnen gebracht.

Meist nur in den eigentlichen Frauenberufen mit sehr geringer männlicher Belegschaft und qualifizierterer Frauenarbeit. Bei den Schneiderinnen sind oft die selbständigen Arbeiterinnen, die den anderen die Arbeit vorrichten, eine Art Vorarbeiterinnen. In der Textilindustrie, bei der Tabakerzeugung, bei Lebensmittel- und Zigarettenhülsearbeiterinnen, auch bei den chemischen Arbeiterinnen kommen Vorarbeiterinnen vereinzelt vor, in der Hutindustrie nur bei den Modistinnen, ganz vereinzelt sogar auch in der Glühlampen- und Schwachstromindustrie. In der Schuhindustrie hingegen findet sich in unserer Erhebung nicht eine Vorarbeiterin.

Dabei gibt es schon Frauen, die dieses Mißverhältnis zwischen leitender und ausführender Frauenarbeit sehr aufreizend empfinden. Eine Betriebsrätin der Zigarettenhülseenerzeugung schreibt:

„Bessere Bildungsmöglichkeiten für Frauen würde ich gern erkämpfen, damit es den Frauen möglich ist, mehr leitende Posten zu übernehmen.“

Und eine Arbeiterin der chemischen Industrie, die es zur Vorarbeiterin gebracht hat, schreibt mit Stolz über die „Verantwortlichkeit ihrer heiklen Abteilung“.

Geringe Möglichkeit der Verwendung zu qualifizierter Arbeit, noch geringere Möglichkeiten des Aufstieges im Beruf, der leitenden, disponierenden Tätigkeit, Vorherrschen rasch angelernter Hilfsarbeit — diese Stellung der Arbeiterin im Beruf beeinflußt, wie wir später sehen werden, auch ihre Einstellung zum Beruf sehr entscheidend.

Eintritt ins Berufsleben.

Die Berufsstellung der Arbeiterin unterscheidet sich von der des Arbeiters auch sehr wesentlich durch den Eintritt in das Berufsleben.

Normalerweise beginnt die Berufsarbeit nach dem Schulaustritt, also im 15. Lebensjahr. Aber für die Arbeiterin hat das die längste Zeit hindurch nicht mit derselben Selbstverständlichkeit gegolten wie für den männlichen Arbeiter. Noch arbeitet heute in den Betrieben eine Generation von Arbeiterinnen, für die sich das Berufsleben nicht selbstverständlich an die Schule angeschlossen hat, sondern die nach der Schule zunächst zu Hause geblieben sind, auf Haushalt und Ehe eingestellt waren, die aber doch später ins Berufsleben mußten. Erst bei der Nachkriegsgeneration wird es selbstverständlich, daß sich das schulentlassene Mädchen genau so einem Beruf zuwendet wie der schulentlassene Junge — wenn es ihn bekommt. Es liegt ein gutes Stück Tragik darin, daß gerade jetzt, da man es so weit gebracht hat, daß die Mädchen den Beruf genau so selbstverständlich anstreben wie die Jungen, die Berufe überfüllt sind, die Mädchen gezwungenermaßen wieder zu Hause bleiben müssen.

Von den Arbeiterinnen unserer Erhebung sind 56·5 Prozent, mehr als die Hälfte also, im 14. und 15. Lebensjahr, unmittelbar nach der Schule ins Berufsleben getreten. Von den noch ledigen jüngeren sind es 63·3 Prozent, von den verheirateten nur 50·9 Prozent. Dann folgt die Gruppe derer, die zwischen 15 und 20 Jahren, also verhältnismäßig früh, Eingang ins Berufsleben gefunden haben, bei denen also nur eine kurze Pause zwischen Schule und Berufsantritt liegt. Es sind 23·3 Prozent der Arbeiterinnen, die in diesen Jahren zu Berufsarbeit gekommen sind, bei denen also schon der Zeitpunkt des Berufsantrittes vermuten läßt, daß der Beruf nicht von Anfang an als Selbstverständlichkeit empfunden und systematisch an die Schulausbildung angegliedert wurde. Von der kleinen Zahl, den 5·4 Prozent, die zwischen 20 und 25 Jahren sich dem Beruf zugewendet haben, kann in noch stärkerem Maße vermutet werden, daß eine andere Gestaltung des Privatlebens, als ursprünglich erwartet wurde — keine Möglichkeit der Eheschließung, Verdienst als Voraussetzung zur Eheschließung, Unmöglichkeit, sich weiter von den Eltern erhalten zu lassen — zur Berufsarbeit geführt hat. Oder das Anwachsen der Familie durch Kinder. Darauf läßt besonders die Tatsache schließen, daß in dieser Gruppe nur 3·2 Prozent der ledigen, aber 7·3 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen sind. Besonders kennzeichnend aber für den Unterschied in der Berufsstellung von männlichen und weiblichen Arbeitern ist es, daß rund 15 Prozent der Arbeiterinnen erst nach dem 25. Lebensjahr zum Beruf gekommen sind, in einem Alter also, in dem nur der Zwang geänderter Wirtschafts- und Familienverhältnisse zur Berufsarbeit führt. Daß nur 7·7 Prozent der ledigen, aber 20·8 Prozent der verheirateten Frauen darunter sind, zeigt eindringlich, daß es gerade die Verheiratung und manchmal auch gerade die Mutterschaft ist, die viele Frauen zur Berufsarbeit zwingt. Man kann annehmen, daß

rund ein Fünftel der verheirateten Arbeiterinnen erst nach der Heirat zur Berufsarbeit gegriffen haben.

Auch hier sehen wir die größten Verschiedenartigkeiten in den einzelnen Berufsgruppen. Bei allen Gruppen, bei denen es sich um gelernte oder doch um qualifizierte Arbeit handelt: bei den Schneiderinnen, Modistinnen, Blumenarbeiterinnen, Strohhutnäherinnen, Textilarbeiterinnen, graphischen Arbeiterinnen beginnt die Berufsarbeit früh, unmittelbar nach der Schule. Mehr als zwei Drittel der Buchbinderinnen und Zigarettenhülsenarbeiterinnen, fast zwei Drittel der Schneiderinnen haben ihren Beruf unmittelbar der Schule angeschlossen. Es sind das auch die Berufe, bei denen wir eine größere Berufsbeständigkeit sehen. Alle Berufe, in denen Hilfsarbeit vorherrscht, vor allem die Lebensmittel-, die Holz-, Metall- und chemische Industrie, nehmen die Arbeiterinnen in großer Zahl auch später auf. In der Metallindustrie sind ein Drittel der dort beschäftigten Arbeiterinnen, in der Holz- und Lebensmittelindustrie ein Viertel, aber auch in der Textil- und Hutindustrie ein Fünftel, in der chemischen Industrie ein Sechstel erst nach dem 25. Lebensjahr zur Berufsarbeit gekommen.

Häufiger Berufswechsel.

Der Eintritt der Arbeiterinnen in das Berufsleben erfolgt also weit ungeordneter als der der Männer. Auch die Fluktuation im Berufsleben ist viel größer als die der Arbeiter. Kein Wunder. Wir haben gesehen, daß die Arbeiterinnen meist als Hilfsarbeiterinnen verwendet werden, in keinem Beruf recht zu Hause sind. Wir haben gesehen, wie viele erst später zum Beruf gekommen sind, und wir wissen, daß die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte viele ehemalige Frauengewerbe zum Untergang verurteilt, die Arbeiterinnen von dort in andere Berufe strömen ließ. Häufigerer Berufswechsel ist daher für die Industriearbeiterin kennzeichnend.

Es haben

immer im gleichen Beruf gearbeitet	53'6 Prozent
einmal den Beruf gewechselt	24'6 "
zweimal den Beruf gewechselt	9'2 "
mehrmals den Beruf gewechselt	12'6 "

Fast die Hälfte der Arbeiterinnen hat also schon einmal den Beruf gewechselt, ist nicht in ihrem ersten, sondern schon in ihrem zweiten oder dritten Beruf tätig.

Fast ein Viertel hat den Beruf einmal, fast ebenso viele haben ihn schon mehr als einmal gewechselt. Bei den verheirateten Arbeiterinnen ist mehrmaliger Berufswechsel häufiger als bei den ledigen.

Die größte Stabilität im Berufsleben, nicht im Betrieb, weisen die Schneiderinnen auf. Kaum mehr als 10 Prozent der Schneiderinnen kommen aus anderen Berufen. 89'1 Prozent sind von

Anfang an Schneiderinnen gewesen. Um so mehr Schneiderinnen, die in den letzten Jahren der Krise ihren Beruf aufgeben mußten, finden wir in anderen Berufen wieder. Auch von den Buchbinderinnen sind 61'06 Prozent immer Buchbinderinnen gewesen. Und auch bei den Zigarettenhülsenarbeiterinnen, den Tabakarbeiterinnen, Modistinnen und graphischen Arbeiterinnen der Staatsbetriebe waren mehr als zwei Drittel immer im gleichen Beruf tätig. Es sind das die Berufe, in denen die Arbeiterin „berufszugehörig“ ist, sich als Schneiderin, als Modistin, als Buchbinderin, als Buchdruckerin oder Tabakarbeiterin fühlt. Diesen Berufen, in denen die Arbeiterinnen stärker verwurzelt sind, stehen andere gegenüber, in denen häufigerer Berufswechsel kaum ein Gefühl der Berufszugehörigkeit aufkommen läßt, in denen die Arbeiterin die Art der Berufsarbeit nur als Zufall oder als Zwischenspiel betrachtet — heute ist sie da, morgen dort beschäftigt, wo gerade eine Hilfsarbeiterinnenstelle frei ist. Besonders kennzeichnend dafür ist die chemische Industrie, in der nur 30'92 Prozent der Arbeiterinnen immer als chemische Arbeiterinnen tätig waren, mehr als zwei Drittel hingegen schon in anderen Berufen gearbeitet haben. Mehr als ein Viertel der chemischen Arbeiterinnen haben ihren Beruf sogar schon mehr als zweimal gewechselt. Auch von den Metallarbeiterinnen ist nicht einmal ein Drittel immer im gleichen Beruf gewesen. Nicht viel mehr sind bei den Holzarbeiterinnen berufsständig. In der Textil- und Hutindustrie kommt Wechsel innerhalb des Berufes häufig vor. Die Strickerin geht, wenn ein Modewechsel eintritt, in die Textilfabrik, die Modistin als Hutarbeiterin, die Federschmückerin als Haarschneiderin in die Hutfabrik. Die Blumenarbeiterin geht in der toten Saison zur Federnarbeit. Mit Ausnahme der wenigen gelernten Frauenberufe ist es ein Bild ständiger Fluktuation, geringer Verwurzelung im Beruf und häufigen Berufswechsels, das die Frauenarbeit in der Industrie bietet.

Unterbrechung der Berufsarbeit.

Aber nicht nur der Wechsel von einem Beruf zum anderen, die Unterbrechung des Berufslebens ist bei den Frauen häufiger. Die besondere Krise der Frauengewerbe, das Überwiegen der Saisonberufe, führt zu häufigerer Arbeitslosigkeit, Verheiratung und Mutterschaft zwingen zur Unterbrechung des Berufes.

Von unseren Arbeiterinnen haben nur ein Viertel die Berufsarbeit bisher nicht unterbrochen, nur ein Viertel ist ständig im Beruf geblieben. Aber die subjektiven Gründe spielen beim Berufswechsel eine viel geringere Rolle als die objektiven:

Den Beruf haben unterbrochen:

Wegen Arbeitslosigkeit	58'1 Prozent
„ Verheiratung	1'9 „
„ Kinder	3'8 „

Wegen Krankheit	5	Prozent
„ anderer Familienereignisse	5·9	„
Den Beruf haben nicht unterbrochen	25·3	„

Die verheirateten Arbeiterinnen haben den Beruf nicht viel öfter unterbrochen, als die ledigen. Von 100 verheirateten Arbeiterinnen haben nur 3·4 wegen ihrer Heirat den Beruf unterbrochen, 6·1 wegen der Kinder, 5 wegen Krankheit und weitere 5 aus anderen Gründen — Krieg, Krankheit anderer Familienangehöriger. Die Unterbrechung der Berufsarbeit wegen Heirat oder Mutterschaft spielt also bei weitem nicht die Rolle, die ihr oft zugeschrieben wird. Am häufigsten geben Zigarettenhülsen-, Textilarbeiterinnen und Buchbinderinnen an, daß sie wegen Heirat oder Mutterschaft den Beruf verlassen müßten — immer wieder waren sie zur Rückkehr in den Beruf gezwungen.

Arbeitslosigkeit.

Ganz anders und viel einschneidender macht sich die Arbeitslosigkeit im Leben der Arbeiterin bemerkbar. Von hundert Arbeiterinnen waren schon arbeitslos:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
Einmal	23·5	22·6	24·2
Mehrmals	42·7	32	40·5
Keinmal	33·8	45·4	35·3

Nur ein Drittel der Arbeiterinnen ist bisher von der Arbeitslosigkeit verschont geblieben.

Fast zwei Drittel der Arbeiterinnen, die heute noch im Betrieb sind, waren schon arbeitslos*).

Die verheiratete Arbeiterin hat unter der Arbeitslosigkeit stärker zu leiden gehabt, als die ledige. Hier mag die Tatsache, daß gerade die verheirateten Arbeiterinnen häufiger ungelernete Arbeiterinnen, also eher ersetzbar sind, aber auch der Zwangsabbau unter dem Eindruck des „Doppelverdiener“-Schlagwortes eine Rolle gespielt haben. Von den Arbeiterinnen, die schon arbeitslos waren, waren wiederum

fast zwei Drittel mehr als einmal arbeitslos;

sie haben die Arbeitslosigkeit nicht als einmalige Ausnahmerecheinung, sondern als häufigen Zustand kennengelernt. Die meisten Arbeiterinnen waren auch nicht kurze Zeit, sondern längere Zeit arbeitslos, 42·1 Prozent sogar schon länger als ein Jahr. Arbeitslosigkeit, die nur nach wenigen Wochen zählt, kennen überhaupt nur 5·2 Prozent, Arbeitslosigkeit von weniger als einem halben Jahr nur 28·6 Prozent.

Die Regel ist die länger, über ein Jahr andauernde Arbeitslosigkeit.

*) Die kleine Abweichung gegenüber der vorigen Tabelle ergibt sich daraus, daß manche Arbeiterinnen ganz kurze Arbeitslosigkeit nicht als Berufsunterbrechung ansehen.

Arbeitslosigkeit nach Berufsgruppen

Von je 10 Frauen einer Berufsgruppe sind



noch nicht
arbeitslos gewesen

einmal
arbeitslos gewesen

öfter
arbeitslos gewesen



Holzarbeiterinnen



Metallarbeiterinnen



Chemische Arbeiterinnen



Textilarbeiterinnen



Schneiderinnen



Schuharbeiterinnen



Hutarbeiterinnen



Lebensmittelarbeiterinnen



Zigarettenhülsenarb.



Buchbinderinnen



Staatsarbeiterinnen



Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien



Die Arbeitslosigkeit ist zur Dauererscheinung, die Berufsarbeit zur kurzen Unterbrechung dieses Dauerzustandes bei den Schneiderinnen geworden. 90'82 Prozent waren schon arbeitslos. Nur 9'18 Prozent, nur ein Stock eingearbeiteter Arbeiterinnen hat bisher durch das ganze Jahr hindurch Arbeit gefunden. Technische Umstellungen und starke Krisenwirkungen haben auch in der Schuhindustrie dazu geführt, daß 84'54 Prozent der Arbeiterinnen schon arbeitslos waren. Als nächste in der traurigen Liste der häufig von Arbeitslosigkeit betroffenen Frauen kommen die den Saisonschwankungen und Modeveränderungen stark unterworfenen Hutarbeiterinnen, namentlich die Modistinnen und Federnschmückerinnen, bei denen schon 78'07 Prozent arbeitslos waren, die in keiner Industrie recht verwurzelten chemischen Arbeiterinnen, von denen 69'34 Prozent arbeitslos waren. Hier haben wir es schon mit einer Industriegruppe zu tun, in der häufige Arbeitslosigkeit nicht nur Rückschlüsse auf die Verhältnisse in dieser Industrie, sondern auf das Berufsschicksal der Arbeiterin überhaupt zuläßt, da hier Arbeiterinnen aus allen Berufen zusammenkommen. Das gilt auch von den gleichfalls häufig von Arbeitslosigkeit betroffenen Metallarbeiterinnen. In der Metallindustrie hat die Rationalisierungswelle erst zu einer stärkeren Beschäftigung der Arbeiterinnen, dann wieder zu verstärktem Abbau geführt. Das alles hat sich an den noch im Betrieb befindlichen Arbeiterinnen sehr stark ausgewirkt. Die Arbeitslosigkeit der Textilarbeiterinnen ist eine Folge der Dauerkrise und der Modeschwankungen innerhalb der Textilindustrie. Am seltensten von Arbeitslosigkeit betroffen sind begreiflicherweise die Staatsarbeiterinnen, die Tabakarbeiterinnen und die graphischen Arbeiterinnen überhaupt — das heißt nicht etwa, daß nicht auch diese Berufsgruppen heute einen großen Stand an arbeitslosen Arbeiterinnen hätten. Aber die noch im Betrieb tätig sind, gehören zumeist einem Stock von länger, stabiler im Beruf tätigen Arbeiterinnen an.

Nur in einer Berufsgruppe aber, bei den Holzarbeiterinnen, waren die, die schon arbeitslos waren, in der Regel nur einmal arbeitslos. In allen anderen Berufsgruppen ist die mehrmalige Arbeitslosigkeit häufiger als die einmalige. Am stärksten gilt auch das wieder von den Saisonindustrien. Von den Schneiderinnen, die schon arbeitslos waren, waren nur 9'1 Prozent einmal, 90'9 Prozent hingegen mehrmals arbeitslos, von den Hutarbeiterinnen 13'4 Prozent einmal, 86'6 Prozent mehrmals.

Aber nicht nur nach Berufsgruppen, auch nach Altersstufen wirkt sich die Arbeitslosigkeit sehr verschieden aus. Unsere Erhebung ergibt eine Tatsache, die für die Krise der Gegenwart ungemein bezeichnend ist:

Daß nämlich die jüngeren Jahrgänge von der Arbeitslosigkeit erheblich stärker betroffen werden als die älteren.

Das scheint zunächst in Widerspruch zu der oft beobachteten Erscheinung zu stehen, daß mit dem Anwachsen der Rationalisie-

rung und der Wirtschaftskrise die älteren Arbeiterinnen rascher abgebaut, die jüngeren stärker in das Berufsleben hineingezogen werden. Aber man vergesse nicht, daß wir hier ja nur solche Arbeiterinnen erfassen, die noch im Betrieb stehen. Eine Erhebung bei den arbeitslosen Arbeiterinnen würde wahrscheinlich den starken Abbau und vor allem die Unmöglichkeit, wieder in den Beruf Eingang zu finden, bei den älteren Arbeiterinnen bestätigen. Aber bei den Arbeiterinnen, die noch im Betrieb sind, zeigt es sich, daß die Jahrgänge, die sich bisher trotz Abbau noch im Betrieb erhalten haben, zumeist die im Beruf stärker verwurzelten, qualifizierteren, schwer ersetzbaren Arbeiterinnen sind. In der ersten Zeit des Krisenabbaues wurden die älteren, weniger flinken und daher weniger verwendbaren Arbeiterinnen zuerst abgebaut. Heute, da die Belegschaft der Betriebe oft auf ein Minimum reduziert ist, ist jeder Betrieb bestrebt, sich wenigstens einen Stock eingearbeiteter, nicht leicht ersetzbarer Arbeiterinnen zu erhalten. Die jüngeren Arbeiterinnen, die erst in der Krisenzeit, oft von der Rationalisierungswelle getragen, in das Berufsleben gekommen, in ihm noch wenig verwurzelt, am leichtesten ersetzbar sind, haben mit dem Berufsleben auch die Arbeitslosigkeit kennengelernt. Von den Arbeiterinnen der einzelnen Altersgruppen waren schon arbeitslos:

Von 16 bis 20 Jahren	71·8 Prozent
" 21 " 25 "	80·4 "
" 26 " 30 "	73·3 "
" 31 " 35 "	60·1 "
" 36 " 40 "	58·1 "
" 41 " 45 "	50·7 "
" 46 " 50 "	57·3 "
" 51 " 55 "	43·3 "

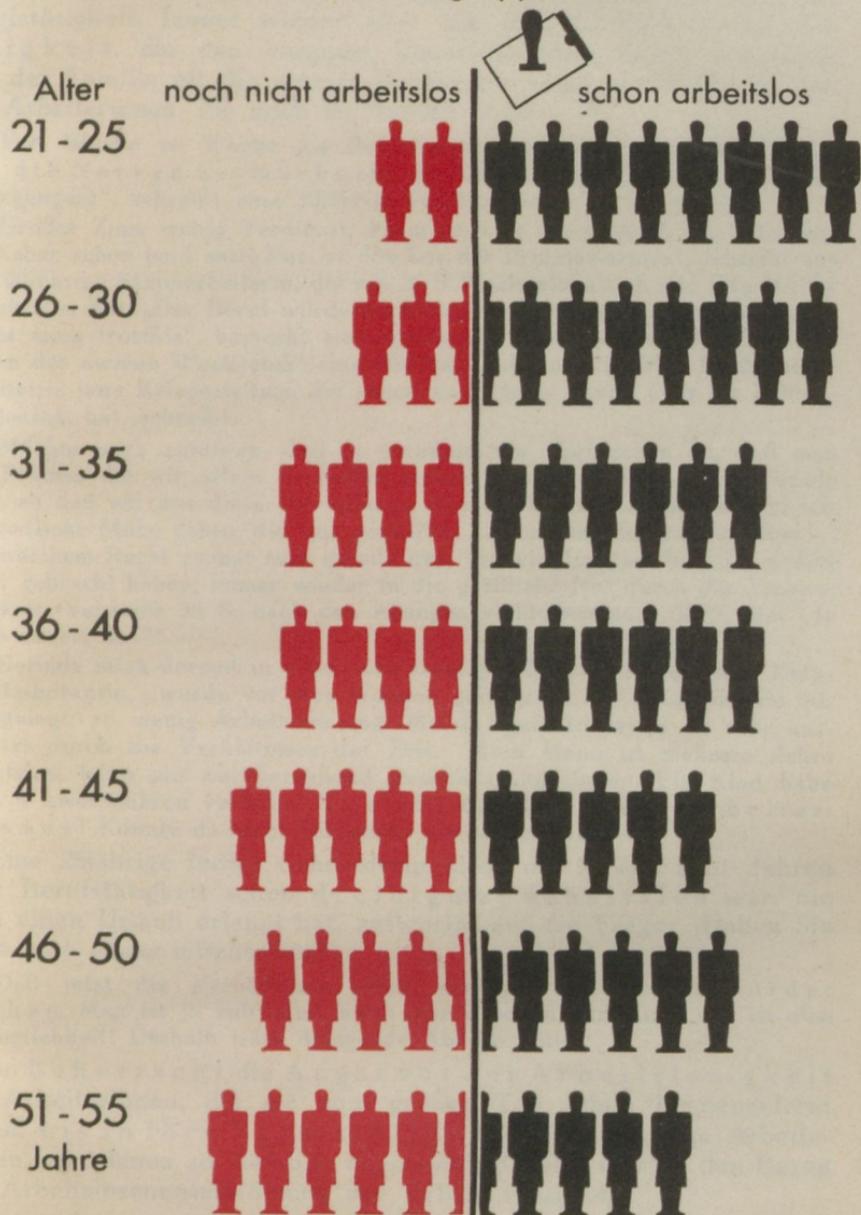
Je älter, um so verwurzelter und stabiler im Beruf, je jünger, desto stärker herumgeworfen! Das gilt für die, die heute noch im Betrieb sind. Ist doch

nicht einmal ein Fünftel der 21- bis 25jährigen Arbeiterinnen von Arbeitslosigkeit verschont geblieben.

Bei den noch nicht 20jährigen ist ihre Einwirkung nur darum etwas geringer, weil hier ja auch die ganz Jungen dabei sind, die erst in den Betrieb gekommen sind und noch gar nicht arbeitslos gewesen sein können. Die Verteilung auf die Altersgruppen hängt freilich auch stark mit dem Altersaufbau in den einzelnen Berufen zusammen. Die jungen Jahrgänge finden wir am stärksten bei den Schneiderinnen, den Modistinnen und Blumenarbeiterinnen vertreten, bei denen die Saisonarbeitslosigkeit die Regel ist, die älteren Jahrgänge in den stabileren Berufen der Tabak- und Staatsindustrie überhaupt. Aber die Tatsache bleibt, daß es die jungen Arbeiterinnen sind, die die Arbeitslosigkeit schon am stärksten zu fühlen bekommen haben, daß das Berufsleben der Arbeiterin heute meist mit der Arbeitslosigkeit beginnt.

Arbeitslosigkeit nach Altersgruppen

Von je 10 Frauen einer Altersgruppe waren



Gesellschafts- und
Wirtschaftsmuseum in Wien

Angst vor der Arbeitslosigkeit.

Die häufige Arbeitslosigkeit, die Angst, in Kürze wieder von ihr getroffen zu werden, verdüstert den Arbeiterinnen die Zeit der Berufstätigkeit. Immer wieder tönt die drohende Arbeitslosigkeit, die den knappen Verdienst noch weiter schmälert und der Familie oft die einzige Ernährerin raubt, durch die Klagen der Arbeiterinnen, die noch im Betrieb sind:

„Von Woche zu Woche die Befürchtung, arbeitslos zu werden, wie das die Nerven zermürbt und wie freudlos man dem Tageseinerlei entgegengeht“, schreibt eine 30jährige Arbeiterin.

„Großer Zins, wenig Verdienst, immer vor dem Abbau, Schulden, das Leben schon bald satt! Das ist das Los der Proletarierfrau“, schreibt uns eine 40jährige Schuharbeiterin, die mit 26 S Wochenlohn sich und ihre Mutter zu erhalten hat. „Der Beruf würde mich freuen, das ewige Aussetzen macht mich trostlos“, bemerkt eine Modistin. „Habe dieses Gewerbe satt wegen des ewigen Wechsels“ eine andere. Und eine 45jährige Buchbinderarbeiterin, jene Kriegerwitwe, die schon an anderer Stelle über ihr Schicksal geklagt hat, schreibt:

„Möchte noch anführen, daß es geradezu ein Verbrechen ist, daß man uns Frauen, die wir allein im Leben stehen, immer wieder auf die Straße setzt, so daß wir aus dieser furchtbaren Not nie herauskommen, obwohl wir uns redliche Mühe geben, die uns gestellten Leistungen genau zu erfüllen... Mit welchem Recht zwingt man gerade uns, die wir doch sowieso das größte Opfer gebracht haben, immer wieder in die gräßliche Not durch die Arbeitslosigkeit. Verdienne 35 S, nach den Abzügen verbleiben noch 30 S, und wie lange dauert das?“

„Befinde mich derzeit in einer sehr traurigen Lage“, schreibt eine 30jährige Laborantin, „wurde vor vier Wochen gekündigt. Als Grund wurde mir nahegelegt, zu wenig Arbeitsleistung. Meine Kraft ist leider zu sehr ausgenützt durch die Verhältnisse der Zeit. Mein Mann ist mehrere Jahre arbeitslos, kann nur vorübergehend Beschäftigung finden. Ein Kind habe ich vor zwei Jahren verloren. So sieht das Los einer Arbeiterfrau aus! Könnte da nicht Rücksicht genommen werden?“

Eine 25jährige ledige Schneiderin aber, die in den acht Jahren ihrer Berufstätigkeit schon dreißigmal arbeitslos war, nie noch einen Urlaub erlangt hat, antwortet auf die Frage: „Haben Sie sonst noch etwas mitzuteilen?“:

„Daß jetzt die Verhältnisse einen direkt zum Selbstmörder machen. Man ist ja zufrieden, wenn man arbeiten kann, und das ist eine Unmöglichkeit! Deshalb wäre dringende Abhilfe nötig.“

So beherrscht die Angst vor der Arbeitslosigkeit die Arbeiterinnen, die sie zum großen Teil schon kennengelernt haben, bis in ihre Berufstätigkeit hinein, jene Arbeiterinnen, von denen so leichthin angenommen wird, daß sie den Bezug der Arbeitslosenunterstützung der Arbeit vorziehen.

3. Kapitel.

Beschwerden und Gesundheitsschäden.

Berufsbeschwerden.

Wie wirkt die Berufsarbeit auf die Arbeiterin?

Wir haben die Arbeiterinnen gefragt, worunter sie in ihrem Beruf am meisten leiden. Als Beschwerden wurden angegeben:

Müdigkeit	577,	das sind	43·7	Prozent
Nerven	552,	" "	41·8	"
Hitze	520,	" "	39·4	"
Arbeitstempo	467,	" "	33·4	"
Staub	427,	" "	32·3	"
Dauerndes Stehen	421,	" "	31·9	"
Lärm	281,	" "	21·3	"
Dauerndes Sitzen	274,	" "	20·8	"
Einförmigkeit	262,	" "	19·9	"
Kälte	197,	" "	14·9	"
Dauerndes Gehen	92,	" "	7	"
Schlechte Luft, Geruch oder Beleuchtung	53,	" "	4	"
Lastentragen	11,	" "	0·8	"

Die Berufsbeschwerden werden nicht nur in den verschiedenen Berufen, sondern von den einzelnen Arbeiterinnen selbst sehr verschieden empfunden. Konstitution, Gewöhnung, außerberufliche Belastung, Einstellung zum Beruf beeinflussen sehr entscheidend das Ausmaß, unter dem die einzelne Arbeiterin die Beschwerlichkeiten des Berufes als wirkliche Beschwerden empfindet. Auch hier spielt das Alter eine sehr wesentliche Rolle. So entfallen auf eine Arbeiterin der Altersstufe 26 bis 30 Jahre 3·75 Beschwerden, auf eine im Alter zwischen 41 und 45 Jahren 3·25. In diesen beiden Altersgruppen wird am meisten über die Beschwerlichkeiten des Berufes geklagt. Weniger hingegen bei den ganz jungen, am wenigsten bei den ganz alten Arbeiterinnen. Auf eine 16- bis 20jährige Arbeiterin entfallen nur 2·85, auf eine 61- bis 65jährige nur 1·8 Berufsbeschwerden. Die Jahre also, die am meisten Anforderungen an den weiblichen Organismus stellen, in denen er durch die Mutterschaft am stärksten in Anspruch genommen oder durch zahlreiche

Schwangerschaften, Entbindungen und Abortus schon geschwächt ist, sind begreiflicherweise auch die Jahre, in denen die **Beschwerlichkeiten** der **Berufsarbeit** am stärksten empfunden werden. Und es ist auch das die Zeit, in der das Ausmaß an außerberuflicher Arbeit am größten ist, in der Hausstände gegründet werden, die Führung großer Familienhaushalte erhebliche Lasten auferlegt, der Wunsch, bei den kleinen Kindern zu Hause zu bleiben, den Beruf lästiger erscheinen läßt.

Anders bei den **Jungen**. Ihr Organismus ist noch nicht durch Mutterschaft verbraucht, ihre Kräfte sind frischer, das Ausmaß an außerberuflicher Arbeit noch nicht so groß, ihre Einstellung zum Beruf meist noch positiver. Vieles, was die mit Haushalt und Mutterschaft überladene Arbeiterin als Berufsbeschwerde empfindet, wird von der jungen Arbeiterin noch kaum als solche empfunden. Auch die **alte Arbeiterin**, die noch im Beruf steht, ist in der Regel alleinstehend, daher mit Haushaltsarbeit nicht so stark überlastet, über die Zeit der generativen Funktionen und der Beschäftigung mit Kindern hinaus. Sie kann sich doch in der Regel etwas mehr Ruhe gönnen als die Arbeiterin, die einen großen Haushalt zu führen oder kleine Kinder zu betreuen hat. Gewöhnung und Resignation tragen gewiß entscheidend dazu bei, daß die alte Arbeiterin sich oft das Klagen über Berufsbeschwerden abgewöhnt hat. Die Arbeit ist nun einmal so, anders kann es nicht sein! Mit der Hoffnung auf Besserung entfällt auch der Sinn des Klagens über Beschwerden.

Aber neben diesen Faktoren, die die Aufnahmefähigkeit der einzelnen Arbeiterin für die Beschwerden der Berufsarbeit sehr entscheidend beeinflussen, bleiben doch die wesentlichen **Unterschiede** der einzelnen Berufe und in ihnen wieder der sehr verschiedenen **Verwendungen**, in denen die Arbeiterinnen beschäftigt sind. Sie zeigen sich deutlich in den Antworten der Arbeiterinnen der verschiedenen Berufe.

Müdigkeit wird von den Arbeiterinnen fast aller Berufe als häufigste Beschwerde genannt.

Müdigkeit ist der Zustand, der die von früh bis spät mit Arbeit überlastete Arbeiterin beherrscht.

Aber von den eigentlichen Schwerarbeiterinnen unserer Erhebung, von den Holzarbeiterinnen und den Textilarbeiterinnen, die in Wäschereien, Färbereien und Chemischputzereien beschäftigt sind, geben noch mehr Arbeiterinnen, geben mehr als die Hälfte Müdigkeit als ihre Hauptbeschwerde an. Die körperlich anstrengende Arbeit ist es hier, die die Müdigkeit der Arbeiterin noch steigert. Bei den Lebensmittelarbeiterinnen ist es neben der Schwere die Eintönigkeit der Arbeit, die rund die Hälfte der Arbeiterinnen über Müdigkeit klagen läßt.

Bei den Buchbinderinnen fällt es auf, daß über Müdigkeit, aber auch über

Inanspruchnahme der Nerven

besonders häufig geklagt wird, bei einer Frauenberufsarbeit also, die in der Regel als leichte Arbeit betrachtet wird. Besonders auffallend ist aber die häufige Beschwerde über Nervenanspannung bei den Schneiderinnen. Die Arbeit, die in schlecht gelüfteten kleinen Werkstätten geleistet wird, in denen eine Arbeiterin neben der anderen sitzt, ständig in Hast, ständig unter der Kontrolle der Meisterin, in der die Abhängigkeit von den Launen der Kunde am stärksten ist, beansprucht die Nerven oft mehr als die Arbeit in den Maschinensälen der Fabrik. Auch der ständige Wechsel von angespannter Überarbeit und Arbeitslosigkeit beansprucht die Nerven. Daß die Arbeiterinnen, die nur einen kleinen Teil des Jahres in Arbeit stehen, am stärksten über Nervosität klagen, beweist wiederum, daß die Arbeitslosigkeit eine zerstörendere Wirkung auf die Nerven ausübt als jede, auch die schwerste Arbeit. Die schwerarbeitenden Holz- und Textilarbeiterinnen sind freilich die nächste Kategorie, die über Nervosität klagt.

Auch das rasche Arbeitstempo wird am stärksten von den Schneiderinnen empfunden. Denn wenn sie in Arbeit sind, gibt es für sie keinen Augenblick der Rast. Keine zweite Arbeiterinnenschicht, die nicht einmal Zeit hat, ihr Mittagessen zu wärmen und ordentlich zu essen, keine zweite, die so genau weiß, daß für jede Arbeiterin, die nicht flink genug arbeitet, tausend andere qualifizierte Kräfte bereitstehen, die auf jede frei werdende Stelle warten. Die Arbeitslosigkeit ist nicht nur der große Nervenzerrütter, sie ist auch das wichtigste Hilfsmittel, das den Unternehmern zum Antreiben, zur Beschleunigung des Arbeitstempos der Arbeiterinnen bereitsteht. Nächst den Schneiderinnen sind es die Arbeiterinnen der rationalisierten Lebensmittel- und Holzbetriebe, die am meisten über das rasche Arbeitstempo klagen.

Über Einförmigkeit der Arbeit haben sich freilich die Schneiderinnen am seltensten zu beklagen. Hier sind es die Tabak- und Zigarettenhülsenarbeiterinnen, die Arbeiterinnen, deren Arbeit durch das laufende Band vorgeschrieben ist, die mit ihren Beschwerden an erster Stelle stehen. Auch die Hutarbeiterinnen, namentlich die Strohhutnäherinnen, und die Holzarbeiterinnen führen die Eintönigkeit der Arbeit besonders häufig an. In Buchbindereien sind es namentlich die Einlegerinnen und die Arbeiterinnen, die in Buchdruckereien immer zu falzen oder abzuzählen haben, die unter Eintönigkeit leiden.

Daß doch rund ein Fünftel aller Arbeiterinnen über die Eintönigkeit der Arbeit klagt, mag vielleicht ein Anlaß sein, die beliebte Theorie von der größeren „Monotongeduld“ der Arbeiterinnen, aus der die Berechtigung der Verwendung der Frauen zu einförmigster Arbeit geholt wird, zu überprüfen.

Nicht nur der Arbeitsprozeß selbst, der Arbeitsraum wirkt sehr entscheidend auf die Arbeiterin. Die Temperatur des Arbeitsraumes kann die Arbeit unerträglich gestalten. Über die Hitze, die ihnen das Arbeiten erschwert, wird, da die Erhebung in der warmen Jahreszeit veranstaltet ist, von den Arbeiterinnen aller Kategorien geklagt, am meisten aber von drei Fünftel der Hut-

arbeiterinnen. Die Filzerinnen, die die Filze über heißem Dampf rollen, die Walkerinnen, die ihn aus dem siedenden Wasser nehmen, leiden am meisten unter der Hitze. Ihnen zunächst die Holzarbeiterinnen, die in den heißen Trockenräumen arbeiten, die Schneiderinnen, deren enge, schlecht gelüftete Werkstätten die Arbeit im Sommer unerträglich gestalten, die Textilarbeiterinnen, die in den heißen, dunstigen Räumen der Färbereien und Wäschereien stehen, und die Schuharbeiterinnen. Bei den Lebensmittelarbeiterinnen wird über Hitze namentlich in den überhitzten Räumen der Brotfabriken, der Obstkonserven- und Zuckerwarenindustrie geklagt, bei den Zigarettenhülsenarbeiterinnen, in den Färberäumen, bei den chemischen Arbeiterinnen, die bei Gummi-, Asbest- und in den Siedeanlagen der Seifenerzeugung verwendet werden, bei den Metallarbeiterinnen in der Pumperei.

Kälte hingegen wird am schwersten von den Holzarbeiterinnen und den Arbeiterinnen der Wäschereien empfunden — bei beiden ist der häufige Wechsel von Hitze und Kälte, von Arbeit in heißen Räumen und Hofarbeit unerträglich und gesundheitsschädlich. Die Lebensmittelarbeiterinnen, die in Molkereien arbeiten, in Brauereien die Flaschen füllen und reinigen, in den Kühlräumen der Zuckerwarenindustrie in eine Temperatur unter 0 Grad kommen, in der Nässe der Fischkonservenerzeugung arbeiten, empfinden die Kälte gleichfalls sehr lästig. Dasselbe gilt von den chemischen Arbeiterinnen, die in der Seifenerzeugung verwendet werden. Die chemischen Arbeiterinnen sind es auch, die die Gerüche, die den Arbeitsraum erfüllen, am lästigsten empfinden. Über schlechte Luft klagen am häufigsten die in kleinen, schlecht ventilierten Werkstätten arbeitenden Schneiderinnen, Modistinnen und Federschmückerinnen. Die schlechte Beleuchtung wird auch gerade von diesen auf Feinarbeit eingestellten Arbeiterinnen als hinderlich empfunden.

Aber weit lästiger und gefährlicher ist der **Staub**, der mit den meisten Arbeitsprozessen verbunden ist.

Ein Drittel der Arbeiterinnen klagt über den Staub, der den Arbeitssaal erfüllt, die Lungen beengt, das Atmen erschwert.

Am stärksten ist die Klage bei den Holzarbeiterinnen: Der Holzstaub bei der Holzbearbeitung, der Bronzestaub bei der Ausschmückung der Särge und dem Bronzieren der Klavierrahmen wird zur Plage. Bei den Hutarbeiterinnen und Modistinnen ist es der Filz- und Wollstaub, bei den Textilarbeiterinnen namentlich der Jutestaub in den Jutespinnereien, der Wollstaub in den Strickereien, der besonders lästige Staub, der beim Hadernsortieren entwickelt wird, bei den Tabakarbeiterinnen der Tabakstaub, bei den Buchbinderinnen und Zigarettenhülsenarbeiterinnen Papierstaub bei den Stanzen und Bronzestaub beim Etikettieren, bei den chemischen Arbeiterinnen der Asbeststaub, der Seifenpulverstaub und der Staub, der beim Abschleifen der Gummibälle an der Schmieregelscheibe entwickelt oder beim Spritzen der Gummibälle eingeatmet wird, bei den

Schuharbeiterinnen der Staub, der beim Ausputzen der Sohlen an der Bimsmaschine entwickelt wird, bei den Haarschneiderinnen der Hutfabriken sind es die feinen Härchen, die die Atmungsorgane belästigen, das Arbeiten erschweren. Und auch die Schneiderwerkstätten sind von Staub erfüllt. Ventilation und Absaugvorrichtungen scheinen im Kampf gegen die Staubplage, die von den Arbeiterinnen so schwer empfunden wird, noch ganz unzulänglich zu sein.

Der Lärm der Motoren wird am meisten von den Holzarbeiterinnen empfunden, die in den Sälen arbeiten, in denen Säge-, Schneide- und Hobelmaschinen im Betrieb sind. Aber auch die Hutarbeiterinnen klagen viel über den Lärm der Motoren, der die älteren taub macht. In den Schuhfabriken lärmten die Zwick- und Nagelmaschinen, in den Buchbindereiabteilungen der Druckereien dröhnen die Maschinen, in den Textilfabriken sausen die Spulen, an den Strickmaschinen rattern die Motoren. Auch in den Pressereien der Metallindustrie muß geschrien werden, um sich verständlich zu machen. In der chemischen Industrie kommt zur Hitze und zum Staub noch der Lärm.

Zu den Beschwerden über den Arbeitsraum kommt die über einseitige Körperhaltung bei der Arbeit, die zu einseitiger Muskelentwicklung führt und den weiblichen Organismus besonders zur Zeit seiner Störung durch Menstruation und Schwangerschaft stärker hernimmt. Das andauernde Stehen ist in vielen Berufen gerade ein Kennzeichen der Frauenarbeit. Die Hälfte der Textilarbeiterinnen klagt über andauerndes Stehen bei fast allen Arbeitsverrichtungen. Auch bei den Lebensmittelarbeiterinnen gibt es fast nur stehende Arbeit. Dasselbe gilt von den Zigarettenhülsen- und chemischen, den Holzarbeiterinnen und den Schuharbeiterinnen der mechanischen Abteilungen. Da die meisten Arbeiterinnen auch auf ihrem zweiten Arbeitsgebiet, der Hausarbeit, viel stehende Arbeit zu leisten haben, empfinden sie das achtstündige Stehen im Beruf besonders schwer. Das ständige Sitzen spielt eine geringere Rolle. Es ist die charakteristische Berufsbeschwerde der Schneiderinnen. Nur die Stepperinnen der Schuhindustrie, die Modistinnen und Metallarbeiterinnen klagen sonst noch in stärkerem Maße über Beschwerlichkeiten, die mit der andauernden Sitzarbeit verbunden sind. Über ständiges Gehen wird von Arbeiterinnen, die ja seltener mit dem Zutragen von Gegenständen und bei Hofpartien verwendet werden, auch seltener geklagt; verhältnismäßig am öftesten von den Lebensmittelarbeiterinnen, den Schuharbeiterinnen, den Textilarbeiterinnen und den chemischen Arbeiterinnen. Meist handelt es sich um das Zutragen von Material. Die Klagen aber bleiben ziemlich vereinzelt. Auch das gleichfalls den Körper stark beanspruchende Heben und Tragen zu s c h w e r e r L a s t e n wird nur vereinzelt von Holz- und Zigarettenhülsenarbeiterinnen angegeben. Holzarbeiterinnen haben zu zweit in der Klavierfabriken 80 bis 130 Kilogramm schwere Rahmen hochzuheben, in den Sargfabriken schwere Särge von einem Arbeitsraum in den anderen zu tragen.

Auf 100 Arbeiterinnen entfallen Berufsbeschwerden:

Holzarbeiterinnen	4'2
Buchbinderinnen	3'9
Textilarbeiterinnen	3'8
Hutarbeiterinnen	3'4
Schuharbeiterinnen	3'4
Lebensmittelarbeiterinnen	3'2
Schneiderinnen	3'1
Zigarettenhülsenarbeiterinnen	3
Staatsarbeiterinnen	2'8
Chemische Industrie	2'6
Metallarbeiterinnen	2'2

Es zeigt sich zusammenfassend, daß die größte Zahl der Berufsbeschwerden von den schwerarbeitenden Holzarbeiterinnen stammt (vergleiche Tabelle auf Seite 31), bei denen auf eine Arbeiterin 4'2 Beschwerden entfallen (gegenüber einem Durchschnitt von 3'1), daß ihnen zunächst mit der Zahl der Beschwerden die Buchbinderinnen, Textil-, Hut- und Schuharbeiterinnen stehen. Auffallend ist es dagegen, daß in den Berufen, die in der Regel als Schwerarbeiter betrachtet werden, in denen auch wirklich beschwerliche Arbeit geleistet wird, daß die chemischen Arbeiterinnen nur im Verhältnis von 2'6 zu 1 und die Metallarbeiterinnen von 2'2 zu 1 über Beschwerden klagen. Bei den Metallarbeiterinnen mag zum Teil mangelhafte Beantwortung, aber wohl auch die Tatsache, daß unsere Erhebung gerade die verhältnismäßig weniger beschwerliche Arbeit leistenden, in modernen Betrieben arbeitenden Glühlampen- und Telephonarbeiterinnen, nicht aber die Arbeiterinnen der kleinen metallverarbeitenden Betriebe erfaßt, diese Erscheinung erklären. Von den chemischen Arbeiterinnen wird geltend gemacht, daß gerade bei ihnen die Gewöhnung an die Berufsbeschwerden und die Resignation größer ist, als bei anderen Arbeiterinnenkategorien. Auch bei ihnen erfaßt unsere Erhebung manche Kategorien, die leichtere Arbeit leisten (Heilmittelerzeugung) stärker, als die wirkliche Schwerarbeit der chemischen Industrie. Aber es bleibt die Tatsache, daß in vielen traditionellen Frauenberufen, in Textilindustrie und Schneiderei, in Hutindustrie und Lebensmittelerzeugung die Berufsarbeit der Arbeiterinnen beschwerlicher empfunden wird, und auch mit mehr Beschwerden verbunden ist, als die Arbeit, die in den „Männerberufen“ der Metall- und chemischen Industrie von manchen Arbeiterinnen geleistet wird.

Gesundheitliche Schäden.

Wieweit verursacht die Berufsarbeit der Arbeiterin nicht nur Beschwerden, sondern auch wirkliche Schädigungen ihrer Gesundheit? Auf die Frage, ob sie im Beruf gesundheitliche Schäden erlitten haben, geben die Arbeiterinnen der Reihe nach folgende Schäden an:

Nerven (110), Lunge (109), Rheumatismus, Ischias (83), Füße (46), Magen, Darm (32), Augen, Ohren (32), Hände (26), andere Unfälle (22), Herz (20), Frauenleiden (8), Hautkrankheiten (8), Vergiftungen (6), Sonstiges (10).

Zweifellos sind nicht alle hier angegebenen gesundheitlichen Schäden auf die Berufsarbeit zurückzuführen. Das Proletariermädel kommt oft schon mit einem Spitzenkatarrh, die Arbeiterin mit einem durch Entbindung oder Abortus verursachten Frauenleiden in den Beruf. Die so oft angegebenen nervösen Störungen können auch der außerberuflichen Überarbeit, den Schwierigkeiten des Familienlebens entspringen. Kann also sicherlich nicht von allen Erkrankungen der Arbeiterin gesagt werden, daß sie unmittelbar auf die Berufsarbeit zurückzuführen sind, so kann wohl gesagt werden, daß

die Berufsarbeit, die ungünstige Dispositionen vorfindet, sie zu gesundheitlichen Schäden steigert.

Der Lungenspitzenkatarrh der jungen Arbeiterin kann sich durch das ständig gebückte Sitzen in der schlecht gelüfteten Schneiderwerkstätte oder im stauberfüllten Textilbetrieb zu einer Lungentuberkulose entwickeln, die Folgen der Entbindung oder des Abortus durch das Bedienen einer Maschine mit Fußtritthebel zu einer dauernden Gebärmutterensenkung, die nervöse Überreiztheit durch das Arbeitstempo am laufenden Band zu einem Nervenzusammenbruch führen. Die Berufsarbeit, die ja bei den Frauen nie losgelöst von dem übrigen Übermaß an Arbeit gedacht werden kann, steigert bei den einen schon vorhandene Krankheitsanlagen, weckt sie bei den anderen, läßt wieder andere, deren körperliche Konstitution widerstandsfähiger ist, oft die schwierigste Arbeit ohne merkbare gesundheitliche Schäden vollbringen. Auch daß den Arbeiterinnen oft selbst nicht bewußt ist, daß und welche gesundheitliche Schäden sie bereits erlitten haben, darf bei den persönlichen, nicht ärztlich überprüften Angaben der Arbeiterinnen nicht unberücksichtigt bleiben.

Und doch zeigt das Ergebnis der Antworten eine starke Übereinstimmung zwischen den Angaben der Arbeiterinnen und den von gewerbeärztlicher und kassenärztlicher Seite oft und oft festgestellten Berufsschäden*). Der Einfluß nicht nur der Berufsarbeit, sondern der spezifischen Berufsarbeit auf den Gesundheitszustand der Arbeiterinnen ist danach unverkennbar.

Die meisten gesundheitlichen Schäden werden von den Hutarbeiterinnen angegeben, bei denen auf 10 Arbeiterinnen 5·8 gesundheitliche Schäden kommen. An der Spitze stehen nervöse Störungen, besonders bei den Modistinnen, durch das

*) Vergleiche: Jenny Adler-Herzmark: Elf Jahre gewerbeärztlicher Praxis. Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Herausgegeben von der Wiener Arbeiterkammer. Wien 1930.

ständige Sitzen an der Nähmaschine, den Lärm des Motors, durch stete Angst vor der Arbeitslosigkeit hervorgerufen. Die drückend empfundene Abhängigkeit von der Mode trägt dazu bei, nervöse Störungen zu einer Art Berufskrankheit der Modistinnen und Federnschmückerinnen zu machen. Aber auch Erkrankungen der Lunge werden bei diesen scheinbar leichten Frauenberufen öfter gemeldet als bei vielen schweren Hilfsarbeiten. Hier macht sich wohl auch die negative Auslese fühlbar. Gerade in den als leicht angesehenen Frauengewerben überwiegen die schwächeren, weniger widerstandsfähigen Mädchen. Die Lehrzeit ist übermäßig lang, Ausbeutung und Überarbeit besonders häufig, die niedrigen Löhne gestatten nur eine unzureichende Ernährung, während der Saisonarbeitslosigkeit wird sie ganz unzulänglich. Die Werkstätten aber sind eng: ein Arbeitstisch, eine Maschine steht neben den anderen. Die Infektionsgefahr ist groß. So werden gerade „Frauenberufe“, wie die der Modistinnen und Federnschmückerinnen, zu Brutstätten der Tuberkulose. In den Hutfabriken aber legen sich den Haarschneiderinnen die feinen Härchen auf die Lunge. Als dritte Berufskrankheit kommen Magen- und Darmerkrankungen hinzu — gleichfalls durch vieles Sitzen, unregelmäßige Verdauung, Fehlen einer richtigen Mittagspause, hastiges Hinunterschlucken schlecht gewärmter Speisen hervorgerufen. Augenerkrankungen sind bei den mit feinsten Arbeit beschäftigten Federn- und Blumenarbeiterinnen gleichfalls häufiger zu finden als in anderen Berufen. Namentlich der Wechsel der Farben beim Schattieren strengt die Augen an. Bei den Filzhutarbeiterinnen kommen als besondere Berufskrankheit noch Rheumatismus und gichtische Erkrankungen hinzu: beim Rollen der Filze über Dampf befinden sie sich oft in einem Schwitzbad, aus dem sie dann wieder in die kalte Luft gehen, mit den Fingern wird immer wieder in siedendes Wasser gegriffen.

Als zweite in der Reihe derer, die über häufige gesundheitliche Schäden klagen, sind die Holzarbeiterinnen zu finden — bei der Schwere des Arbeitsprozesses, den wir kennengelernt, bei der großen Zahl der Berufsbeschwerden, die wir vernommen haben, nicht erstaunlich. Hier sind es vor allem Erkrankungen der Lunge und der Atmungsorgane, meist leichtere oder schwerere Katarrhe, die durch den Holzstaub erzeugt werden. Die Holzarbeiterinnen sind aber auch am häufigsten Unfällen ausgesetzt. Es stimmt das mit den Erfahrungen der Gewerbeinspektoren überein, bei denen die Holzindustrie in der Liste der unfallgefährdeten Berufe ganz vorne steht. Auch Frauen arbeiten ja heute an Schneide-, Säge- und Hobelmaschinen, gerade Frauen werden durch niedrige Löhne und durch das Akkordsystem verleitet, die Schutzvorrichtungen, die sie bei der Arbeit behindern, von den Maschinen zu entfernen. Und wenn gerade die Holzarbeiterinnen öfter als andere über Frauenleiden berichten, so mögen hier Maschinen, die die Arbeiterin immer mit dem gleichen Fuß bedienen muß, mögen auch die schweren Lasten, die gehoben werden, aus Folgeerscheinungen von Entbindungen und Abortus erst Frauenleiden gemacht haben.

Die Textilarbeiterinnen sind die dritte Gruppe, von denen gesundheitliche Schäden weit über den Durchschnitt hinaus mitgeteilt werden. Die Arbeiterinnen der Jutespinnereien, die den schädlichen Jutestaub, die Strickereiarbeiterinnen, die den Wollstaub einatmen, Hadernsortiererinnen, die Staub und Infektionen ausgesetzt sind, erleiden Schädigungen der Lunge und schwere Katarre. Auch die Augen werden häufig durch den Staub geschädigt. Herzschäden sind bei den Textilarbeiterinnen besonders häufig: die Arbeiterinnen der Färbereien und Wäschereien müssen schwere Ballen mit Wäsche, die Spulerinnen schwere Spulen heben, die Strickerinnen schwere Wagen schieben. Gelenkentzündungen werden durch die Arbeit in der heißen Luft der Wäschereien und Färbereien hervorgerufen. Hier sind auch Rheuma und Ischias zu wahrhaft verheerenden Berufskrankheiten geworden. In Hitze und Dampf wird gearbeitet, die unerträglich heiße Luft der Trocken- und Färberäume mit der Kälte des Hofes vertauscht. In den chemischen Putzereien kommt noch als Berufsgefahr das Trichloräthylen dazu. Bei den großen Kesseln, die Absaugvorrichtungen haben, arbeiten in der Regel die Männer. Die kleinen heiklen Gegenstände, die mit der Hand geputzt werden, bei denen es keine Absaugmöglichkeit gibt, sind den Frauen überlassen. Hier werden von den Frauen die Tri-Dämpfe, beim Fleckputzen die Benzindämpfe eingeatmet. Unangenehme, ja gefährliche Zustände, von leichten Rauschzuständen und Nervenstörungen zu Ohnmachtsanfällen und Vergiftungen sind die Folgen. Aber auch Unfälle werden von Textilarbeiterinnen, namentlich von solchen, die Kalender bedienen, häufiger gemeldet als in anderen Berufen. Auch in der Textilindustrie zeigt es sich deutlich, daß die traditionellen Frauenberufe durchaus nicht die einwandfreiesten sind, vielmehr oft gerade die, die dem weiblichen Organismus am gefährlichsten werden können.

Bei den übrigen Arbeiterinnengruppen ist es weniger die Zahl der gesundheitlichen Schäden, die erlitten wurden — es ist meist doch nur jede dritte Arbeiterin, die von gesundheitlichen Störungen zu berichten weiß —, als einzelne für die besonderen Industrien besonders kennzeichnende Berufskrankheiten, die auffallen. So sind von 100 Schneiderinnen 164 Lungenkranke. Noch stärker wirken hier die Ursachen, die wir schon bei den Modistinnen kennengelernt haben: die negative Auslese, Ausbeutung während der Lehrzeit, die elenden Löhne, die nur ungenügende Ernährung gestatten, das enge Beisammensitzen in Werkstätten, in denen auch die Lungen nie ventiliert werden können, die häufige Existenzlosigkeit. Nervenkrankungen durch das ständige Sitzen, das Lärmen der Motoren, das Angetriebenwerden in der Hochsaison, die Depression während der Arbeitslosigkeit, Augenkrankungen durch die feine Arbeit, Fußleiden durch das andauernde Treten der Maschinen sind gleichfalls häufig.

Bei den Lebensmittelarbeiterinnen findet sich als charakteristische Berufskrankheit noch häufiger als bei den Hut-

und den Textilarbeiterinnen das R h e u m a. In den Molkereien und Brauereien füllen und waschen die Arbeiterinnen Flaschen und Kannen, arbeiten ständig im Wasser. Die Arbeiterinnen der Fischkonservenindustrie kommen aus der Kälte und dem Wasser kaum heraus. Aus den Kühlräumen der Molkereien geht es in die sommerliche Hitze, aus der Hitze der Obstkonservenverarbeitung der Tunkräume und Tee-Abteilungen in die winterliche Kälte. Rheumatische Beschwerden, Katarrhe, Ischias, Gelenksentzündungen sind die Folgen. Und in keinem anderen Beruf wird so viel über Erkrankungen der Füße, über Krampfadern und Plattfüße geklagt wie bei den immer stehenden Lebensmittelarbeiterinnen, bei denen übrigens auch Unfälle häufig sind und Augenverletzungen durch die Glassplitter zerbrechender Flaschen vorkommen.

Bei den Tabakarbeiterinnen fallen die häufigen Nervenkrankungen auf. Die Steigerung der Leistung und des Arbeitstempos in den letzten Jahren, die Angst, bei unzureichender Leistung vom Abbau betroffen zu werden, hat die sonst zu den gesicherten Arbeiterinnenkategorien zählenden Tabakarbeiterinnen stärker aus dem Gleichgewicht gebracht. Frauenleiden treten wohl auf, aber zu vereinzelt, um die Theorie von den durch den Reiz des Nikotins und des Tabakstaubes hervorgerufenen Schädigungen der Geschlechtsorgane bekräftigen zu können. Lungenerkrankungen sind freilich häufig, wenn auch der Tabakstaub nicht die gefährliche Einwirkung zu haben scheint, die etwa der Woll- oder Jutestaub auf die Lungen der Textilarbeiterinnen hat.

Bei den Zigarettenhülsenarbeiterinnen haben sich besonders oft Unfälle ereignet: Arbeiterinnen sind mit der Hand in die Maschine geraten. Magen- und Darmerkrankungen werden darauf zurückgeführt, daß die Arbeit am laufenden Band die Arbeiterinnen hindert, rechtzeitig ihren Bedürfnissen nachzukommen. Bei den Schuharbeiterinnen überwiegen wie bei den meisten in den letzten Jahren stark durchrationalisierten Industrien die Erkrankungen des Nervensystems, bei den im Papierstaub und stehend arbeitenden Buchbinderinnen Erkrankungen der Atmungsorgane und der Füße, und Unfälle der Hand, namentlich bei denen, die an Tiegeldruckpressen oder Falzmaschinen gearbeitet haben.

Auch hier fällt es auf, daß Metallindustrie und chemische Industrie zu den Berufen gehören, aus denen am wenigsten gesundheitliche Schäden gemeldet werden: aus den gleichen Gründen, die wir schon bei den Berufsbeschwerden gesehen haben, vor allem deswegen, weil unsere Erhebung in beiden Industrien die Verwendungen stärker erfaßt, die dem weiblichen Organismus weniger schädlich sind. (Glühlampen, Telephon, Heilmittelerzeugung.) Bei den Metallarbeiterinnen unserer Erhebung kommen, wie in allen Industrien, in denen Arbeit am laufenden Band und Akkordarbeit überwiegt, nervöse Störungen vor, bei den Arbeiterinnen, die die feinen Drähte handhaben, bei den Wicklerinnen vor allem, Augenerkrankungen, bei den Arbeiterinnen an Pressen und

Stanzen Unfälle, Hauterkrankungen — aber keine dieser Krankheitsarten reicht in ihrem Ausmaß an andere als leichter geltende Berufe heran. Aus der chemischen Industrie werden rheumatische Erkrankungen und Katarrhe, aus der Seifen-, Gummi- und Asbestherstellung Magenerkrankungen und vereinzelte Vergiftungen gemeldet, die die Gummibläserinnen durch Benzoldämpfe erlitten haben. Erschütterungen des Nervensystems, Fußkrankheiten, die durch das häufige Stehen hervorgerufen werden, kommen gleichfalls vor.

Es kann wohl zusammenfassend gesagt werden, daß es kaum eine Industrie gibt, in der die ständige Berufsarbeit für die mit anderer Arbeit überlastete Frau nicht mit gesundheitlichen Schäden verknüpft sein könnte, daß aber

gerade die Berufe, die als leicht oder als selbstverständliches Gebiet der Frauenarbeit gelten, dem weiblichen Organismus oft mehr Schäden bringen

als die sogenannten schweren. Ähnlich wie bei der Hausarbeit kann auch hier festgestellt werden, daß gerade die Berufsarbeit, die die längste Zeit hindurch den Frauen vorbehalten war, auch zu der geworden ist, in der den Arbeitsbedingungen, der Hygiene, der Modernisierung der Arbeit am wenigsten Beachtung geschenkt wurde, in der jede, auch die schwerste Arbeitsleistung ganz selbstverständlich Frauenarbeit ist. Die vorwiegend „weibliche“ Textil- und Bekleidungsindustrie enthält Arbeiten, die oft schwerer und dem weiblichen Organismus schädlicher sind als manche Arbeit in der so stark von Männern durchsetzten Schwachstrom- oder graphischen Industrie.

Es ist weiter wichtig, festzustellen, und deckt sich mit den von gewerbe- und kassenärztlicher Seite gemachten Beobachtungen, daß die mittleren Lebensjahre, in denen die Arbeiterinnen schon durch Schwangerschaften, Geburten, Abortus und Frauenkrankheiten geschwächt sind, auch die Jahre geschwächtester Widerstandskraft der Arbeiterinnen gegen die Schäden der gewerblichen Arbeit sind. Während im Durchschnitt von 100 Arbeiterinnen unserer Erhebung 39 gesundheitliche Schäden angegeben werden, werden von 100 Arbeiterinnen im Alter von 36 bis 40 Jahren 58,1 gesundheitliche Schäden gemeldet. Dagegen nehmen in den höheren Jahrgängen die gesundheitlichen Störungen rapid ab, um schließlich auf 20 Prozent zu sinken — die Arbeiterinnen, die sich so lange im Betrieb erhalten haben, sind auch die, die größere gesundheitliche Widerstandskraft besitzen. Dagegen kommen bei den ganz jungen, den Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren, mehr gesundheitliche Störungen vor, als bei den schon über 20 Jahre alten — auch dies eine von gewerbeärztlicher Seite bestätigte Erscheinung. Unterernährung, schlechte Wohnverhältnisse, ungesunde Lebensweise vermehren die Tuberkulosebereitschaft der jungen Arbeiterinnen.

Vor allem aber zeigt die Tatsache, daß gewisse Erkrankungen sich in allen Berufen bei den Arbeiterinnen vorfinden, vor allem Erkrankungen des Nervensystems und der Lunge, typische Erkrankungen also, die auf Überarbeit, Mangel an Ruhe, an guter Luft und richtiger Nahrung zurückzuführen sind, daß über die konkrete Berufsarbeit hinaus

die Überbelastung der Frau mit Haushaltarbeit und Mutterschaft, ihre unzureichende Lebensweise und Ernährung, die Zerrissenheit durch tausend Verpflichtungen an ihrer Gesundheit frißt

und daß die Berufsarbeit oft nur ein Zerstörungswerk vollendet, das in außerberuflicher Überarbeit seinen Grund gelegt erhalten hat.

4. Kapitel.

Die Arbeitszeit.

Die Zeit, die die Arbeiterin im Betrieb verbringt, ist nur ein Teil ihres Arbeitstages. Aber diese Arbeitszeit im Betrieb bestimmt die ganze übrige Tageseinteilung. Sie entscheidet über das Arbeitsausmaß, das überdies noch geleistet werden kann, sie entscheidet darüber, wie die Haushaltsführung eingeteilt wird, welche Zeit für die Kinder, für Erholung bleibt.

Von unseren Arbeiterinnen arbeiten die meisten 48 Stunden, 44 Stunden nur die Strickerinnen, Modistinnen, Blumen- und Federnarbeiterinnen, Tabakarbeiterinnen, Strohhutnäherinnen, weniger als 44 Stunden die Hadernsortiererinnen, Papierkonfektionsabteilungen der Zigarettenhülsenfabriken, Jutespinnerinnen, Elektroarbeiterinnen, ein Teil der Schuharbeiterinnen und Hutarbeiterinnen.

Im Sommer des Jahres 1931, in dem diese Erhebung veranstaltet wurde, haben also die meisten Arbeiterinnen noch 48 Stunden gearbeitet. Seitdem herrscht freilich auch in manchen Industrien, die damals noch 48 Stunden gearbeitet haben (Metallindustrie, Textilindustrie) Kurzarbeit. Im Sommer 1931 hat Kurzarbeit als Dauererscheinung nur in einzelnen Industrien geherrscht. Die 44-Stunden-Woche war kollektivvertraglich schon vor der Krise nur in der Tabakerzeugung, bei den Modistinnen und Federnschmückerinnen festgelegt. Wo mehr als 48 Stunden gearbeitet wird, handelt es sich meist um Überarbeit während eines Teiles des Jahres, die durch Arbeitslosigkeit oder Unterbeschäftigung während des übrigen Teiles des Jahres wettgemacht wird.

Saisonalarbeit.

Die Schwankungen in der Beschäftigung sind gerade in den von Konjunktur und Mode stark abhängigen Berufen, in denen Frauen arbeiten, besonders groß. 46,8 Prozent, also fast die Hälfte der Arbeiterinnen, geben an, daß sie in der Saison mehr arbeiten als während des übrigen Teiles des Jahres. Für

manche ist allerdings diese „Mehrarbeit“ nur die normale Arbeitszeit, die übrige Zeit während des Jahres, die Zeit der Arbeitslosigkeit. Am stärksten gilt das für die Schneiderinnen, die zu 86·4 Prozent Saisonarbeiterinnen sind, und für die Modistinnen, von denen 83·3 Prozent den Saisonschwankungen unterworfen sind. Saison ist vor allem vor Weihnachten und vor Ostern. In der toten Zeit sind die Arbeiterinnen arbeitslos. Auch von den Textilarbeiterinnen sind 65·2 Prozent Saisonschwankungen unterworfen. So lernen die Chemischputzerinnen die Saisonarbeitslosigkeit im Winter, die Strickerinnen im Spätfrühjahr kennen. Die Blumenarbeiterinnen haben Saison in der Zeit vor Weihnachten bis Ostern, die Federnarbeiterinnen von Juli bis September. Auch von den Schuhaarbeiterinnen sind noch mehr als die Hälfte (56·4 Prozent) Saisonschwankungen unterworfen, von den Lebensmittelarbeiterinnen 55·2 Prozent und von den Buchbinderinnen 51·3 Prozent. Zu den Industrien, die am stärksten von der Saison abhängig sind, gehört in der Lebensmittelindustrie die Konservenerzeugung, wo, soweit es sich um Obst handelt, nur einige Monate im Jahr gearbeitet wird. Die Zuckerwarenerzeugung ist sehr stark von dem Weihnachtsgeschäft abhängig. Nur in der chemischen Industrie, der Metall- und Holzindustrie sind nur etwa ein Drittel von Saisonschwankungen betroffen, während die übrigen Arbeiterinnen gleichmäßig durch das Jahr hindurch arbeiten. Hier handelt es sich weniger um Saisonarbeitslosigkeit als darum, daß etwa in der Schwachstromindustrie (Radioanlagen) vor Weihnachten Überarbeit geleistet wird oder daß die Glühlampenindustrie in der Zeit schwächeren Lichtverbrauches (Sommer) Kurzarbeit macht. Die einzigen Kategorien, die von den Saisonschwankungen überhaupt kaum betroffen werden, sind die Tabakarbeiterinnen und die Zigarettenhülsenarbeiterinnen.

Überstundenarbeit.

Die Krise bringt es mit sich, daß die Überstundenarbeit nicht wesentlich ins Gewicht fällt. Nur 17·9 Prozent aller Arbeiterinnen machen Überstunden. Von ihnen wiederum neun Zehntel unregelmäßig und meist nur durch wenige Wochen oder Tage, nur ein Zehntel regelmäßig durch das ganze Jahr hindurch. Regelmäßige Überstundenarbeit gibt es nur bei den Lebensmittelarbeiterinnen, sehr vereinzelt in der chemischen und Schuhindustrie. Dagegen kommen Überstunden als Überbeanspruchung der Arbeiterinnen während der kurzen Zeit der Saison fast allgemein bei den Schneiderinnen vor, ferner bei den den Saisonschwankungen stärker unterworfenen Branchen der Textilindustrie (Strickerei, Chemischputzerei), im Saisongeschäft der Modistinnen, Lebensmittelarbeiterinnen und Buchbinderinnen. Die Überstundenentlohnung wird dabei fast durchweg eingehalten. Nur 3 Prozent der Arbeiterinnen, die Überstunden überhaupt machen, vereinzelte Lebensmittelarbeiterinnen und Schneiderinnen, klagen über unbezahlte Überstundenarbeit. Nur 19 Arbeiterinnen, das sind also nur

1'4 Prozent, meist aus der Lebensmittelindustrie, geben an, daß sie nach der Berufsarbeit noch zu Aufräumarbeiten zurückgehalten werden.

Man kann also nicht sagen, daß die Überstundenarbeit in der Zeit der Wirtschaftskrise ein ernstes Problem für die Arbeiterinnen darstellt. Sogar in den am stärksten von Saisonschwankungen betroffenen Frauenberufen ist die Überbeschäftigung während der Saison kaum besonders groß. Sind es aber auch nicht sehr viele, so ist es doch fast ein Fünftel der Arbeiterinnen unserer Erhebung, denen zeitweilig die karge Zeit, die für Haushalt, Kinder und Erholung bleibt, durch Überstunden im Betrieb noch weiter gekürzt wird.

Mit der Krise hängt es auch zusammen, daß Berufsarbeit im Haus, Arbeit, die als Heimarbeit von der Fabrik nach Hause vergeben wird, nur ganz vereinzelt, und zwar bei 11 Arbeiterinnen der Hut-, Textil- und Lebensmittelindustrie, vorkommt, Nachtarbeit nur bei 5 Arbeiterinnen der Schuh- und Bekleidungsindustrie, Sonntagsarbeit nur bei 11 Arbeiterinnen der Lebensmittel-, Bekleidungs- und Hutindustrie. Es ist eine der wenigen Lichtseiten der Krise, daß die Ausbeutungsformen, die die Frauen besonders hart treffen, wie Überstundenarbeit, Nachtarbeit, Heimarbeit, Sonntagsarbeit, bedeutungslos werden.

Die Arbeitswoche.

Aber die Schwankungen der Arbeitszeit bestehen nicht nur innerhalb des Jahres, sondern auch innerhalb der Woche. Die Einteilung der Arbeitswoche ist in den einzelnen Industrien ganz verschieden, so daß jeder, bei den Frauen so häufige, Berufswechsel auch mit einer Umstellung der ganzen Zeiteinteilung verbunden ist. So hat ein Viertel der Arbeiterinnen keine Samstagarbeit. Das gilt vor allem für die Kurzarbeiterinnen, zum Beispiel die Zigarettenhülsenarbeiterinnen. Aber auch ein Teil der anderen Arbeiterinnen hat die 48- oder 44-Stunden-Woche so eingeteilt, daß sie in den ersten fünf Tagen mehr, dafür am Samstag gar nicht arbeiten. Daß für rund ein Viertel der Arbeiterinnen auf diese Weise die Fünftagewoche mit freiem Samstag und Sonntag praktisch geschaffen wurde, wird allerdings nur dort, wo keine Lohnkürzungen damit verbunden sind (Kurzarbeit) von den Arbeiterinnen begrüßt. Nur verhältnismäßig wenige, nur 17, arbeiten dagegen auch Samstag nachmittag — vereinzelt Lebensmittelarbeiterinnen, Schneiderinnen, Textil- und chemische Arbeiterinnen.

Der Arbeitstag.

Nicht nur das Arbeitsjahr, auch der Arbeitstag sieht für die verschiedenen Arbeiterkategorien recht verschieden aus. Wann beginnt der Arbeitstag in der Fabrik, wann hört er auf?

Arbeitsbeginn:

6 Uhr	0'3	Prozent
6 bis 7 "	9'5	"
7 "	42'9	"
7 bis 8 "	18	"
8 "	15'7	"
Nach 8 "	0'3	"
Ohne Angabe	13'3	"

Arbeitsschluß:

3 bis 4 Uhr	7'2	"
4 "	6'8	"
4 bis 5 "	26'1	"
5 "	26'7	"
5 bis 6 "	8'3	"
6 "	11'3	"
6 bis 7 "	5'2	"
7 "	1'2	"
Ohne Angabe	7'2	"

Die Fabrikarbeit beginnt also für die Arbeiterin am häufigsten gegen 7 Uhr und endet nach 4 Uhr, zum großen Teil erst um 5 Uhr oder noch später. Früherer Arbeitsbeginn und früherer Arbeitsschluß sind die Ausnahmen. Späterer Arbeitsbeginn, um $\frac{1}{2}$ 8, $\frac{3}{4}$ 8 oder 8 Uhr ist bei den Schneiderinnen nicht selten. Auch späterer Arbeitsschluß, bis 6 Uhr und über 6 Uhr hinaus ist keine Seltenheit. Damit ist allerdings noch nichts über die absolute Länge des Arbeitstages, der ja durch eine Pause von verschiedener Größe unterbrochen wird, ausgesagt, sondern nur darüber, wann für die Arbeiterin in der Regel die Fabrikarbeit beginnt, wann sie aufhört, für welche Zeit des Tages sie also ihren sonstigen Pflichten enthoben ist.

Der Fabriksweg.

Dieser Arbeitstag verlängert sich zunächst in der Früh und am Abend um die Dauer des Weges zur und von der Fabrik. Die Dauer eines solchen Weges beträgt:

$\frac{1}{4}$ Stunde	25'3	Prozent
$\frac{1}{2}$ "	34'5	"
$\frac{3}{4}$ Stunden	20'5	"
1 Stunde	14	"
Über 1 "	4'3	"
" 2 Stunden	1'4	"

In unmittelbarer Nähe der Arbeitsstätte wohnt also nur ein Viertel der Arbeiterinnen. Es ist kennzeichnend, daß diese meist Berufen mit größerer Stabilität angehören, meist schon durch viele Jahre im Beruf stehen — wie Tabakarbeiterinnen, Staatsarbeiterinnen überhaupt, Zigarettenhülsenarbeiterinnen. Sie sind noch in einer Zeit der Arbeit nachgezogen, in der man mit der Arbeit

als Dauererscheinung rechnen konnte und in der es noch leicht war, den Wohnsitz nach der Arbeitsstätte zu richten. Mehr als die Hälfte der Arbeiterinnen dagegen (55 Prozent) haben schon eine Weglänge von einer halben bis zu einer Dreiviertelstunde, 19,7 Prozent, also ein Fünftel, einen Weg von einer Stunde und mehr zu ihrer Arbeitsstätte. Die Schneiderinnen, die ungelernen Hilfsarbeiterinnen, alle, die sehr oft den Betrieb wechseln, haben manchmal ihre Wohnung am anderen Ende der Stadt. Arbeiterinnen aus Simmering fahren in die Gummifabrik nach Stadlau, Arbeiterinnen aus Favoriten in die „Chemosan“ nach Klosterneuburg oder in die „Schuh-Gewa“ nach Brunn am Gebirge, Arbeiterinnen aus der Umgebung Wiens in die Schneidersalons der Inneren Stadt. Heute gibt es keine Auswahl. Wo immer Arbeit zu haben ist, und sei es am entferntesten Ende der Stadt, wird sie gern genommen. Freilich wird so der achtstündige Arbeitstag in der Fabrik zu einem zehnstündigen. Die Arbeiterin, deren Arbeit um 7 Uhr beginnt, muß das Haus schon um 6 Uhr verlassen, sie kehrt, wenn die Arbeit um 4 Uhr endet, erst um 5 Uhr in ihre Wohnung zurück. Der Weg wird in Hast zurückgelegt. Die Angst, zu spät zu kommen, die Eile, mit der nach Hause gehastet wird, schafft neue Ermüdungserscheinungen und nervöse Störungen.

Denn obwohl nur ein Viertel der Arbeiterinnen eine Viertelstunde und weniger von der Fabrik entfernt wohnen, gehen mehr als die Hälfte zu Fuß.

Zu Fuß gehen	50,6 Prozent
Die Straßenbahn benützen	44,8 „
Den Autobus benützen	1,4 „
Die Eisenbahn benützen	2,8 „
Das Fahrrad benützen	0,4 „

Auch Arbeiterinnen, die einen Weg von mehr als einer halben Stunde haben, gehen also zu Fuß in die Fabrik — um das Fahrgeld zu ersparen, um ein wenig an der Luft zu sein. Die die Straßenbahn benützen, haben von ihrem Lohn noch das Fahrgeld zu zahlen, stehen dicht aneinandergedrückt in überfüllten Wagen, gereizt durch langes Warten, müde von der Tagesarbeit. Dann gibt es noch die, die von Wien mit dem Autobus oder der Eisenbahn in die Fabrik in der Umgebung Wiens fahren, oder, was häufiger ist, von draußen nach Wien in die Arbeit fahren. Die tägliche Hin- und Herfahrt in den Arbeiterzügen, wo ein müder, gereizter Mensch neben dem anderen sitzt oder steht, kürzt die Zeit, die für das Haus bleibt, noch empfindlicher.

Die Arbeitspause.

Von größter Wichtigkeit ist inmitten dieses langen, ermüdenden und anstrengenden Arbeitstages die Pause, die die Arbeit unterbricht, die den Tag in zwei Teile teilt. Je ermüdender, einförmiger, seelenloser die Arbeit, um so notwendiger die Arbeitspause, die ein

Ausruhen gestattet. Kleine Frühstückspausen von 10 Minuten, die dem Einnehmen eines zweiten Frühstücks dienen, kommen vor. Die Dauer der Mittagspause ist sehr verschieden:

Weniger als $\frac{1}{2}$ Stunde	0'4 Prozent
$\frac{1}{2}$ Stunde	26'4 "
$\frac{3}{4}$ Stunden	17'5 "
1 Stunde	40'5 "
$1\frac{1}{4}$ Stunden	1'1 "
$1\frac{1}{2}$ "	7'7 "
2 "	2 "
Ohne Angabe	4'4 "

Am häufigsten ist also die einstündige Pause. Nur 10'8 Prozent haben eine längere, 44'3 Prozent dagegen eine kürzere Pause.

Es ist nun interessant, daß in Widerspruch zu früheren Feststellungen der Wunsch nach einer ausgiebigen Pause bei den Arbeiterinnen sehr groß ist. Es wurde oft gemeint, daß die Arbeiterinnen durchgehende Arbeitszeit, also etwa von 7 bis 3 Uhr, mit einer kurzen Zehnurpause vorziehen, um früher nach Hause zu kommen. Von unseren Arbeiterinnen aber sind:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	Prozent		
Für durchgehende Arbeitszeit . . .	31'9	33'4	31'4
Gegen durchgehende Arbeitszeit . .	68'1	66'6	68'6

Mehr als zwei Drittel der Arbeiterinnen ziehen also eine längere, aber dafür von einer ausgiebigen Ruhepause unterbrochene Arbeitszeit der durchgehenden Arbeitszeit vor. Ja, die verheirateten Arbeiterinnen, von denen zu erwarten wäre, daß ihnen besonders viel daranliegt, früh nach Hause zu kommen, sind in noch stärkerem Maße als die ledigen gegen die durchgehende Arbeitszeit. Gerade der Rationalisierungsprozeß der letzten Jahre hat eben die Arbeit für die meisten Arbeiterinnen so ermüdend gestaltet, daß die meisten von ihnen eine ununterbrochene, durch keine größere Ruhepause gekürzte Arbeitszeit nicht ertragen und dafür sogar lieber in Kauf nehmen, etwas später nach Hause zu kommen. Hier zeigt sich besonders deutlich der Unterschied zwischen den körperliche Arbeit leistenden Arbeiterinnen und den weiblichen Angestellten, die fast durchweg sich in ähnlichen Erhebungen für die durchgehende Arbeitszeit ausgesprochen haben.

Dabei muß festgehalten werden, daß nur 19'7 Prozent, also ein knappes Fünftel der Arbeiterinnen, die Mittagspause dazu benützt, um nach Hause zu gehen. Meist sind es nur die in der Nähe Wohnenden, die während der ein- oder anderthalbstündigen Pause nach Hause eilen, in der Regel nicht um auszuruhen, sondern um zu kochen und nach den Kindern zu schauen. 77 Prozent, also

mehr als drei Viertel, verbringen die Pause in der Fabrik,

nur 3,3 Prozent im Gasthaus. Ein wirkliches Ausruhen bringt die Pause den wenigsten, weder denen, die nach Hause hasten, am Weg noch einkaufen, zu Hause hundert Arbeiten verrichten, noch denen, die in den schlecht gelüfteten Fabrikräumen bleiben. Nicht alle Fabriken haben einen eigenen Eßraum. An ihrer Maschine wärmt sich manche Arbeiterin noch ihr Essen, den Kopf auf den Arbeitstisch gelegt, ruht sie ein wenig aus; die verheiratete zieht ihre Stopfarbeit heraus, die junge ein Buch. Nur für wenige gibt es die Möglichkeit, sich auszustrecken, in einen Garten zu gehen, ein Bad zu nehmen. Und doch ist diese Pause, die bloße Tatsache, daß man eine kurze Zeit die eiförmige Arbeit unterbrochen wird, Muskeln und Nerven ausgespannt werden können, daß in Ruhe gegessen werden kann, für die meisten ein so unbedingtes physiologisches Bedürfnis, daß es den Wunsch, früher nach Hause zu kommen, der doch besonders bei den verheirateten Arbeiterinnen so stark ist, übertönt — sogar im Sommer, in dem ja diese Frage gestellt wurde.

Arbeitsweg, Arbeitszeit, Arbeitspause — sie machen zusammen die Zeit aus, in der die Frau ihrem Haus entzogen ist, jene Zeit, die oft von 6 Uhr früh bis 5 oder 6 Uhr abends dauert,

nicht 8, sondern 11 und 12 Stunden lang die Arbeiterin von ihrem Hause fernhält.

Die Klagen über diese lange Arbeitszeit sind häufig, besonders dort, wo noch Überarbeit besteht. Eine Arbeiterin der Schokoladenbranche klagt über zehnstündige Arbeitszeit bei 32 Schilling Wochenlohn. Eine Textilarbeiterin schreibt:

„Ich möchte keine 15 Stunden im Tag mehr arbeiten.“

Verkürzung der Arbeitszeit.

Der Wunsch nach Verkürzung der Arbeitszeit tritt immer wieder auf. Bei besonders eiförmiger ermüdender Arbeit, zum Beispiel bei den Zigarettenhülsenarbeiterinnen allein dreiundzwanzigmal, bei den Holzarbeiterinnen sechsmal, bei den Textilarbeiterinnen viermal. Der Wunsch nach der Fünftagewoche, nach der Vierzigstundenwoche, nach dem freien Samstag, nach dem Siebenstundentag, kehrt in allen Variationen wieder — bezeichnenderweise nicht immer durch die eigene Überarbeit hervorgerufen, sondern durch das Bestreben, der Arbeitslosigkeit abzuhelpen. Die Arbeiterin, die selber einige Monate im Jahr arbeitslos ist, oder deren Mann ohne Arbeit ist, fragt sich immer wieder, ob es nicht besser wäre, wenn sie selbst kürzer arbeiten würde und dafür mehr Arbeitskräfte eingestellt werden könnten.

„Wir sollen kürzer arbeiten, damit Arbeit für alle da ist.“

Das ist der immer wiederkehrende Wunsch der Arbeiterin, die täglich im eigenen Haus den quälenden Zustand erlebt, daß sie Überarbeit leistet, während der Mann oder die Kinder arbeitslos sind.

„Die in Arbeit Stehenden sollen ein Opfer für die Arbeitslosen bringen und auch in eine Verkürzung der Arbeitszeit einwilligen, wenn dabei die Löhne mitgekürzt werden“, schreibt eine Hutarbeiterin.

Unerträglich lang scheint den meisten Arbeiterinnen die Zeit, die sie in der Fabrik verbringen. Und doch ist auch diese Zeit nur ein Teil ihres Arbeitstages. Zu Hause harrt ihrer der zweite Arbeitstag!

5. Kapitel.

Löhne.

Das Lohnproblem ist das zentrale Problem der Frauenarbeit. Die Höhe des Arbeiterinnenlohnes entscheidet darüber, ob im einzelnen Berufszweig Frauenarbeit an die Stelle von Männerarbeit tritt. Sie entscheidet über die Verwendung der Arbeiterin zu leichter oder schwerer, zu qualifizierter oder unqualifizierter Arbeit, darüber, ob für den Unternehmer wie für den einzelnen Haushalt Frauenberufarbeit gerade noch rentabel ist. Sie entscheidet aber vor allem über die Lebenshaltung, das Kulturniveau und die Selbstsicherheit der Arbeiterin und beeinflußt sehr entscheidend ihre Stellung zum Beruf und im Berufsleben überhaupt.

Löhne einer Elite.

Nun sei gleich vorweg bemerkt, daß die Arbeiterinnen unserer Erhebung über dem durchschnittlichen Lohnniveau der Wiener Arbeiterinnen entlohnt sind. Das ist zum Teil wiederum durch die Art der Erhebung bedingt, die sich in stärkerem Maße an die länger im Betrieb stehende, gewerkschaftlich organisierte, im Berufsleben stärker verwurzelte Arbeiterin wendet. Vor allem aber durch die von unserer Erhebung erfaßten Gruppen. Die höher entlohten Tabakarbeiterinnen, die Staatsarbeiterinnen überhaupt, die graphischen Arbeiterinnen, gewisse Gruppen der Metall- und Lebensmittelindustrie sind in stärkerem Maße vertreten, das Kleingewerbe, in dem die Kollektivverträge in geringerem Maße eingehalten werden, die Kontrolle durch Betriebsräte fehlt, fast gar nicht. Es ist also das Lohnniveau der bessergestellten Arbeiterinnen, das unsere Erhebung zeigt.

Die Wochenlöhne der von uns befragten Arbeiterinnen bauen sich folgendermaßen auf:

Schilling		
10— bis	14'99	0'3 Prozent
15—	" 19'99	0'9 "
20—	" 24'99	6'6 "
25—	" 29'99	15'7 "
30—	" 34'99	22'3 "
35—	" 39'99	28'3 "

Schilling		
40— bis	44'99	15'5 Prozent
45— "	49'99	6'2 "
50— "	54'99	3'3 "
55— "	59'99	0'7 "
Über	60—	0'2 "

Die schon auf einige Jahre zurückgehende letzte Lohnerhebung der Wiener Arbeiterkammer (für 1926) hat einen Durchschnittslohn von 30'55 Schilling pro Woche für die Wiener Arbeiterin festgestellt. In unserer Erhebung, die in eine Zeit noch schwererer Krise fällt, wäre der Durchschnittslohn der Arbeiterinnen Schilling 35'60, weniger als ein Viertel der Arbeiterinnen nur hätte Löhne, die unter dem Durchschnittslohn von 1926 liegen, mehr als drei Viertel hingegen höhere Löhne.

Auch ein Vergleich mit der Lohnklassenstatistik der Wiener Arbeiterkrankenversicherungskasse zeigt, daß die Löhne der Arbeiterinnen unserer Erhebung über dem durchschnittlichen Lohnniveau der Wiener Arbeiterinnen liegen. Sind doch mehr als die Hälfte unserer Arbeiterinnen mit einem Wocheneinkommen von mehr als 36 Schilling in der zehnten Lohnklasse, während das nach der Krankenkassenstatistik im Jahre 1931 nur für 35'8 Prozent aller Wiener Industriearbeiterinnen zutrifft*).

Die häufigsten Arbeiterinnenlöhne liegen in unserer Erhebung zwischen 30 und 40 Schilling. 50'6 Prozent der Arbeiterinnen sind in dieser Lohnstufe, der größere Teil von ihnen, 28'3 Prozent, haben Löhne von Schilling 35— bis 39'9. Nach unten wie nach oben nehmen die Löhne ziemlich gleichmäßig ab. Nur je 22 Prozent haben die hohen Löhne von 40 bis 50, aber auch die niedrigeren Löhne von 20 bis 30 Schilling. Löhne von mehr als 50 Schilling haben nur 4'2, Löhne unter 20 Schilling nur 1'2 Prozent unserer Arbeiterinnen. Die Streuung der Löhne ist also gering. Sehr niedrige und sehr hohe Löhne sind selten. Man kann sagen, daß der Einkommentypus unserer Erhebung die für die Krisenzeit relativ gut bezahlte Wiener Arbeiterin mit einem Wochenlohn von durchschnittlich 35 Schilling ist.

Relativ gut bezahlt! Denn auch von unseren Arbeiterinnen haben

fast drei Viertel Wochenlöhne von weniger als 40 Schilling,

Löhne, die nach der Feststellung der Wiener Arbeiterkammer im Krisenjahr 1926 wohl 87'21 Prozent der weiblichen, aber nur

*) Lohnklassengliederung der Arbeiterkrankenversicherungskasse für 1931:

Lohnklasse	Einkommen Schilling	Von 100 gewerblichen Arbeiterinnen
I bis III	bis 10'38	8'1
IV " V	" 14—	4'6
VI " VII	" 21'60	10'5
VIII	" 28'80	15'6
IX	" 36—	23'2
X	über 36—	35'8
unbekannt		2'2

14·07 Prozent der männlichen Wiener Arbeiter hatten, Löhne, die weit unter dem durchschnittlichen Lohnniveau des österreichischen Arbeiters, geschweige denn der Arbeiter anderer Länder sind. Dennoch ist die Feststellung wichtig, daß auch diese niedrigen Löhne nur Löhne einer Elite von Arbeiterinnen sind, daß also die Lohnverhältnisse der Wiener Arbeiterinnen im allgemeinen noch weit ungünstiger sind als die hier geschilderten.

Die Löhne der einzelnen Berufsgruppen.

Die bestgestellten Arbeiterinnen unserer Erhebung sind die Staatsarbeiterinnen, die Tabakarbeiterinnen, die graphischen Arbeiterinnen der Staatsdruckerei und der Wiener Zeitung. Hier werden Löhne von 45 bis 55 Schilling doch von etwas mehr als der Hälfte unserer Arbeiterinnen erreicht, hier finden sich auch die wenigen Spitzenverdienerinnen unserer Erhebung: 7 Arbeiterinnen, die Wochenlöhne von mehr als 55 Schilling beziehen. Nur etwas mehr als ein Viertel unserer Staatsarbeiterinnen hat Löhne von weniger als 40 Schilling.

Aber bei der in der Lohnhöhe nächstfolgenden Arbeiterinnenkategorie, den graphischen Arbeiterinnen und den Metallarbeiterinnen, überwiegt schon die Lohnstufe 35 bis 40 Schilling. Bei den Metallarbeiterinnen darf nicht übersehen werden, daß in den beiden von uns erfaßten Kategorien der Glühlampen- und Schwachstromindustrie die bestqualifizierten Arbeiterinnen im Großbetrieb erfaßt sind, während die meist elend entlohnten Arbeiterinnen der zahllosen metallverarbeitenden Mittel- und Kleinbetriebe in unserer Erhebung überhaupt nicht vorkommen. Von den graphischen Arbeiterinnen erfaßt unsere Erhebung die graphischen Staatsarbeiterinnen, die Buchbinderinnen und papierverarbeitenden Arbeiterinnen. 80·8 Prozent der Buchbinderinnen, 71·7 Prozent der Metallarbeiterinnen und 47·2 Prozent der Papierkonfektionsarbeiterinnen unserer Erhebung sind in der Lohnstufe 35 bis 45 Schilling. Bei den Metallarbeiterinnen und papierverarbeitenden Arbeiterinnen kommen daneben auch Löhne von weniger als 30 Schilling nicht selten vor. Bei den Buchbinderinnen dagegen sind so niedrige Löhne eine Ausnahme.

Bei den Lebensmittelarbeiterinnen finden wir neben der hochqualifizierten und daher besser entlohnten Tunkerin der Zuckerwarenindustrie, neben der gleichfalls höher entlohnten Stanio-liererin die schlecht entlohnte Hilfsarbeiterin, die in den Molkereien und Brauereien Flaschen spült oder in der Kanditenerzeugung die Formen putzt. 77·8 Prozent der Lebensmittelarbeiterinnen, 65·7 Prozent der Holzarbeiterinnen sind noch in der Lohnstufe der mit 30 bis 40 Schilling Entlohnten zu finden. Auch Löhne von 40 bis 50 Schilling kommen noch vor. Auch bei den Hutarbeiterinnen überwiegen noch die mit 30 bis 40 Schilling Entlohnten, 57·6 Prozent sind in

dieser Lohnstufe. Aber wir finden neben hochqualifizierten, mit 40 bis 50 Schilling entlohten Modistinnen, neben den durch die Sonderkonjunktur des Jahres 1931 höher entlohten, seitdem wieder arbeitslosen Federnschmückerinnen die sehr oft nur mit 20 bis 30 Schilling entlohten angelernten Arbeiterinnen im maschinellen Betrieb der Hutindustrie.

In der Schuhindustrie überwiegen schon neben den besser bezahlten Stepperinnen die Hilfsarbeiterinnen, die Löhne von 20 bis 30 Schilling erhalten. Am auffälligsten aber ist das Nebeneinander von Spitzenverdienerinnen und schlechtest entlohten Arbeiterinnen bei den Schneiderinnen. Neben der erstklassigen selbständigen Arbeiterin, die im großen Salon der Inneren Stadt mehr als 45 Schilling verdient — es sind ihrer 12·4 Prozent —, neben der mittelentlohten von 35 bis 45 Schilling (38·5 Prozent) die große Zahl derer, die in zweitklassigen Firmen, in kleinen Werkstätten arbeiten, die eben ausgelernten oder durch längere Arbeitslosigkeit in ihrer Leistung und in ihren Ansprüchen herabgedrückten Arbeiterinnen, die um 25 bis 35 Schilling in der Woche arbeiten (44·1 Prozent). Ja, ein Zehntel der Schneiderinnen hat sogar Löhne von weniger als 25 Schilling und dabei sind auch diese Löhne nur in einem durch die Saison begrenzten Teil des Jahres zu erlangen.

Am schlechtesten entlohnt sind in unserer Erhebung die chemischen Arbeiterinnen und die Textilarbeiterinnen, die beide einen Durchschnittslohn von kaum mehr als 30 Schilling erreichen. 45·2 Prozent der chemischen Arbeiterinnen haben Löhne von weniger als 30 Schilling. Innerhalb der einzelnen Industrien, in der Drogenherzeugung und Gummiindustrie, finden wir viele niedrige neben weniger höheren Löhnen. Durchweg niedrige Löhne hingegen in der Seifenerzeugung. In der Textilindustrie sind nur die Arbeiterinnen der chemischen Putzerei und Färberei und die qualifizierten Strickwarenarbeiterinnen etwas besser bezahlt. Um so schlechter die Weberinnen und Spulerinnen, die Hilfsarbeiterinnen der Wäschereien, am schlechtesten die Hadernsortiererinnen.

In sieben Industrien liegen also die Durchschnittslöhne unter 35 Schilling. — Es kann gesagt werden, daß der allgemeine Durchschnittslohn unserer Erhebung von S 35·60 sich aus wenigen höheren und vielen niedrigeren Löhnen zusammensetzt, daß auch viele dieser Löhne nur Saisonlöhne sind, daß also das durchschnittliche Jahreslohnniveau zweifellos noch viel niedriger liegt.

Akkord- oder Zeitlohn ?

Etwas mehr als ein Drittel der Arbeiterinnen arbeitet im Akkordlohn, 66·2 Prozent arbeiten im Zeitlohn. Im Akkord arbeiten vor allem die Metallarbeiterinnen (73·22 Prozent), die Schuharbeiterinnen (70·9 Prozent) und die Zigarettenhülsenarbeite-

rinnen (61'64 Prozent). Dagegen arbeiten die Lebensmittelarbeiterinnen durchweg im Zeitlohn. Bei den Buchbinderinnen und Holzarbeiterinnen kommt Akkordentlohnung kaum vor, bei den Schneiderinnen überhaupt nicht. Von den Textilarbeiterinnen arbeiten ein Viertel, in der Hutindustrie die Arbeiterinnen im maschinellen Betrieb und von den chemischen Arbeiterinnen rund ein Drittel im Akkord. Das Akkordsystem spielt demnach in unserer Erhebung eine etwas geringere Rolle, als es der Wirklichkeit entsprechen dürfte. Denn nach der Erhebung der Arbeiterkammer arbeiteten im Jahre 1926 45'44 Prozent der Arbeiterinnen im Akkord.

Die Zeitentlohnung wird von der Mehrzahl der Arbeiterinnen dem Akkordsystem vorgezogen. 79'78 Prozent wünschen Zeitentlohnung, nur 20'22 Prozent ziehen das Akkordsystem vor. Es ist bemerkenswert, daß mehr verheiratete als ledige Frauen (Schneiderinnen!) im Akkord arbeiten, daß aber auch mehr verheiratete als ledige Frauen vom Akkordlohnsystem weg zum Zeitlohn wollen. Zu groß ist den meisten die Anspannung, zu rasch das Tempo, zu dem sie das Akkordsystem zwingt. Besonders stark ist das Streben von der Akkord- zur Zeitentlohnung in den von der Rationalisierung besonders betroffenen Berufsgruppen. In der Schuhindustrie, in der Zigarettenhülserzeugung, in der chemischen und Textilindustrie wünschen kaum die Hälfte der im Akkord beschäftigten Arbeiterinnen das Akkordsystem. Eine Ausnahme bilden nur die Metallarbeiterinnen, wo die Akkordarbeit sehr stark verbreitet ist (73'22 Prozent), aber noch stärker gewünscht wird (87'80 Prozent). Wo der Akkordlohn verlangt wird, geschieht dies allerdings durchweg wegen der höheren Entlohnung. Nicht das Akkordsystem, das fast durchweg abgelehnt wird, sondern die im Akkord zu erzielenden höheren Lohnsätze locken. Viele Arbeiterinnen beantworten die Frage, welches Lohnsystem sie vorziehen, mit der Antwort: „Das Akkordsystem, denn da verdiene ich mehr.“ Bei der Beantwortung spielt auch eine Rolle, daß dort, wo ein Lohnsystem sehr stark verbreitet ist, ein anderes kaum denkbar scheint. Während die Metallarbeiterinnen sich für das Akkordsystem aussprechen, halten die im Zeitlohn beschäftigten Schneiderinnen und Lebensmittelarbeiterinnen den Zeitlohn für die einzig mögliche und erwünschte Lohnform. Die Gegnerschaft gegen das Akkordsystem ist bei einzelnen sehr erbittert.

„Abschaffung der Akkordarbeit überhaupt“ wird von einer Zigarettenhülserbeiterin gefordert. „Die Akkordlöhne sind so niedrig, daß der Mensch bald einen Automaten ersetzen muß. Ich werde im Betrieb wie eine Zitrone ausgepreßt“, schreibt eine Metallarbeiterin.

Gleicher Lohn für gleiche Arbeit.

Die niedrigen Löhne werden durchaus nicht von allen als selbstverständlich hingenommen. Vielen sind wohl die niedrigen Arbeiterinnenlöhne selbstverständlich, die meisten sind resigniert. Aber

manche Arbeiterin, die Haushalt und Kinder im Stich gelassen hat, eine schwere, ermüdende Arbeit die ganze Woche hindurch leistet, lehnt sich dagegen auf, daß dies alles um eines ganz unzureichenden Lohnes willen geschehe.

Eine 32jährige verwitwete Arbeiterin schreibt:

„Jetzt mit 34½ Stunden verdienen wir durchschnittlich brutto 20 Schilling. Und da sagen die von der christlichen Partei, man geht zum Vergnügen arbeiten. Da sollen die Herren Kapitalisten einmal versuchen, mit diesem Geld auszukommen. Alle Achtung, »Christen« vom Scheitel bis zur Sohle.“

Eine 52jährige Holzarbeiterin, eine Kriegerwitwe, mit 79 Groschen Stundenlohn, die zwei arbeitslose Kinder zu erhalten hat, schreibt:

„Das Sklaventum hat sich aufgehört, aber die Fabrikarbeiterin ist die größte Sklavin. Ich bin noch eine von den Mehrverdienern, aber die Frauen, die schwere Männerarbeit verrichten, und zwar die schweren Wagen schieben, haben doch nur 70 Groschen Stundenlohn.“

Eine Schuharbeiterin, die 20 bis 25 Schilling in der Woche bei Akkordarbeit verdient, klagt über den Lohndruck. Eine 40jährige Schuharbeiterin, die mit 26 Schilling in der Woche sich und ihre Mutter zu erhalten hat, schreibt zu ihrem geringen Verdienst:

„Ich habe das Leben schon bald satt.“

Aber auch die Erkenntnis, daß die niedrigen Frauenlöhne dem guten Einvernehmen zwischen arbeitenden Männern und Frauen sehr schaden, ist vorhanden:

„Die Männer betrachten uns als Lohndrücker“, klagt eine Betriebsrätin der Lebensmittelindustrie. Und die schon fester von der Gewerkschaft Erfassten klagen nicht nur, sondern weisen auch den Weg:

„Gleicher Lohn für gleiche Arbeit.“

6. Kapitel.

Stellung zum Beruf.

Um das Verhältnis der Arbeiterin zu ihrem Beruf zu begreifen, ist es notwendig, sich vor Augen zu halten, wie die Arbeiterinnen zu ihrem Beruf kommen.

Neigung, Zufall oder Zwang?

Was hat die einzelnen Arbeiterinnen gerade in diesen Beruf geführt?

Zwang	50'6 Prozent
Zufall	27'5 „
Neigung	21'9 „

Die Fragestellung „Zwang“ hat sich als nicht ganz klar erwiesen. Die meisten verstehen darunter den wirtschaftlichen Zwang, der sie ins Berufsleben überhaupt geführt hat. Nicht einen bestimmten Druck, etwa von elterlicher Seite, der sie gerade zu diesem bestimmten Beruf genötigt hätte. Darum sind „Zwang“ und „Zufall“ als Gründe der Berufszuweisung nicht immer klar zu trennen. Wirtschaftlicher Zwang führt ins Erwerbsleben, der Zufall entscheidet, welcher Beruf gerade ergriffen wird. Je stärker der wirtschaftliche Zwang, desto mehr ist auch gewöhnlich die Berufsergreifung dem bloßen Zufall überlassen. Beide Motive der Berufswahl zeigen daher den starken Druck, den die wirtschaftlichen Verhältnisse ausüben. Ein Beruf muß ergriffen werden, gleichgültig welcher. Die Berufswahl erfolgt meist zufällig: Die Fabrik, in der gerade ein Hilfsarbeiterinnenposten frei ist, die Lehrstelle bei der Schneidermeisterin in derselben Gasse, das Gerücht von den hohen Löhnen, die in der einen oder anderen Industrie verdient werden — von planmäßiger Berufszuweisung, von Berufsergreifung nach den Ratschlägen einer Berufsberatungsstelle ist in der Erhebung nichts zu merken —, ein Zeichen dafür, wie wenig verwurzelt diese Einrichtung gerade unter denen ist, die sie am dringendsten brauchen würden: unter den Arbeiterinnen der Industrie. Nur einmal heißt es:

„Ich sollte Schneiderin werden, es wurde aber von Frau Schwarz vom Berufsberatungsamt meinen Eltern vorgeschlagen, mich Modistin werden zu lassen, wofür ich heute noch dankbar bin. Ich wäre bei der Nähmaschine zugrunde gegangen.“

Der Zufall entscheidet auffallenderweise noch stärker das Berufsschicksal der jüngeren als der älteren Generation. Mehr als ein Viertel der ledigen Arbeiterinnen teilen uns mit, daß der Zufall über ihren Beruf entschieden hat. Was soll auch in der Krise die Frage nach der Eignung, nach der Neigung? Gerade die jüngere Arbeiterinnengeneration ist gewohnt, nach der Stelle zu greifen, die gerade frei ist. Die Älteren aber, die schon arbeitslos waren, wissen, daß bei dem kärglichen Stellenangebot in der Arbeitsvermittlung, beim Zwang zur Annahme jeder Arbeit eine Auswahl des Betriebes nach Eignung und Neigung überhaupt nicht in Betracht kommt.

Nicht viel mehr als ein Fünftel der Arbeiterinnen ist der Neigung folgend zum Beruf gekommen. Es ist dabei gerade dort, wo der Beruf schon gewechselt wurde, nicht immer klar, ob diese Neigung zum gegenwärtigen oder zum ursprünglich gewählten Beruf geführt hat. Jedenfalls zeigen sich aber hier die denkbar größten Unterschiede in den einzelnen Berufsgruppen, wie die folgende Tabelle zeigt.

Berufswahl aus Neigung:

Schneiderinnen	64'6	Prozent
Modistinnen (und Hutarbeiterinnen)	28'7	„
Textilarbeiterinnen	27	„
Metallarbeiterinnen	23'3	„
Buchbinderinnen	21'3	„
Schuharbeiterinnen	18'5	„
Staatsarbeiterinnen	17'4	„
Lebensmittelarbeiterinnen	16'3	„
Chemische Arbeiterinnen	10'5	„
Zigarettenhülsearbeiterinnen	10	„
Holzarbeiterinnen	—	„

Neigung als Motiv der Berufswahl kommt beispielsweise bei den Holzarbeiterinnen überhaupt nicht vor, nur bei einem Zehntel der Arbeiterinnen der chemischen und Zigarettenhülseindustrie. Es sind das die drei Berufe, bei denen der Zwang als vorherrschendes Motiv der Berufswahl angegeben wird. Die Wahl der übrigen Berufsgruppen ist in starkem Maße durch den Zufall bestimmt. Eine wirkliche Ausnahme bilden die Schneiderinnen. Zwei Drittel geben an, daß Neigung sie dem Beruf zugeführt hat. Der Rest spricht von Zufall. Kaum ein Zehntel vom Zwang. Hier ist also das Bild vollkommen umgekehrt. Die Neigung ist für die Berufswahl entscheidend. Damit ist aber gleichzeitig auch viel über die gegenwärtige Einstellung der Arbeitenden zum Beruf gesagt. Denn bei der Beantwortung spielt zweifellos nicht nur das ursprüngliche Motiv der Berufswahl eine Rolle,

sondern auch die Frage, wie dieser Beruf heute empfunden wird. Ist die Arbeiterin gern in ihrem Beruf, so wird sie auch geneigt sein, rückblickend die Neigung als das Motiv anzugeben, das sie zu diesem Beruf geführt hat. Ganz deutlich zeigt sich hier der Unterschied zwischen gelernter und ungelernter Arbeit. In den beiden Berufsgruppen, in denen außer bei den Schneiderinnen gelernte Arbeit zu finden ist, bei den Modistinnen und Federnarbeiterinnen und bei den Textilarbeiterinnen geben uns 28·7 beziehungsweise 27 Prozent Neigung als Motiv der Berufswahl an. Wir wissen, daß der Wunsch nach diesen Berufen durch das Streben nach gelernter Arbeit, aber auch durch den Wunsch nach einem Beruf bedingt ist, der Fähigkeiten vermittelt, die auch außerhalb des Berufes, im Hause zu verwerten sind (Schneidern, Hüte aufputzen, Stricken), Nur in einer Berufsgruppe, in der nicht die gelernte, sondern die angelernte Arbeit vorherrscht, bei den Buchbinderinnen, geben mehr als ein Fünftel der Arbeiterinnen Neigung als Grund der Berufswahl an. Die saubere Arbeit, das sichtbare Arbeitsprodukt, die Möglichkeit, Geschmack und Geschicklichkeit zu entwickeln, waren dabei sicher ausschlaggebend. Sonst sind es nur die Glühlampen- und Radioarbeiterinnen, bei denen da und dort die Neigung zum Beruf geführt hat — die kompliziertere, höher qualifizierte Arbeit mag hier ein Antrieb gewesen sein. Aber im ganzen ist es doch nur ein Fünftel der Arbeiterinnen, das aus Neigung zum Beruf gekommen ist.

Vier Fünftel sind nur aus Zwang oder Zufall gerade in diesen Beruf hineingestellt worden,

sie empfinden es auch heute noch als Zwang oder Zufall, daß sie gerade in diesem Beruf tätig sein sollen.

Zu Hause oder im Beruf?

Es ist aber zunächst nicht der konkrete Beruf, es ist das Berufsleben überhaupt, das von vielen Frauen als Notwendigkeit, aber nicht als Erfüllung persönlicher Wünsche betrachtet wird.

Wir haben den Arbeiterinnen die Frage gestellt: „Würden Sie, wenn Ihr Mann (Vater) genug verdient, zu Hause bleiben?“ Diese für die Einstellung der Arbeiterinnen zum Berufsleben überhaupt kennzeichnende Frage ist folgendermaßen beantwortet worden:

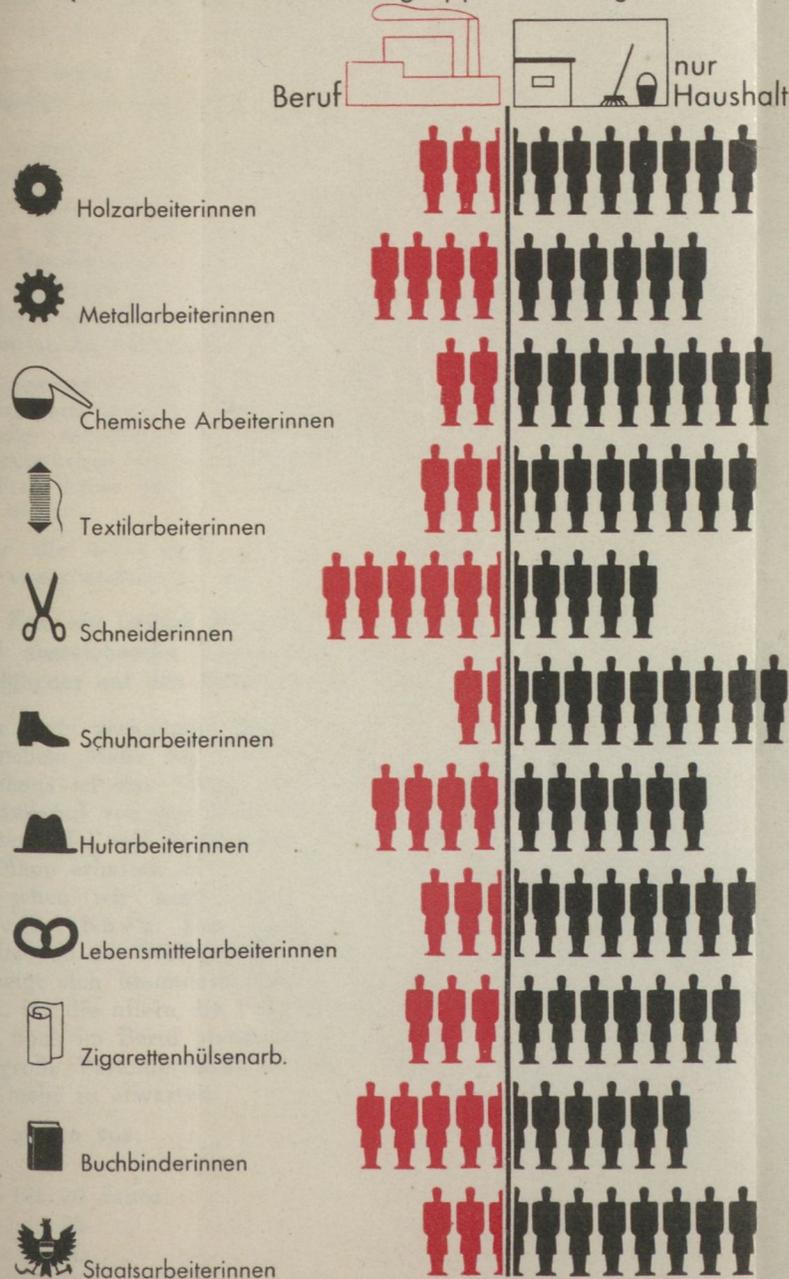
Von 100 Arbeiterinnen würden

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
zu Hause bleiben	85	68·1	95·3
im Beruf tätig sein	15	31·9	4·7

85 Prozent der Arbeiterinnen empfinden ihre Berufsarbeit als lästigen Zwang. Sie haben das Empfinden, daß sie sie sofort lassen

Unverheiratete Frauen und Beruf

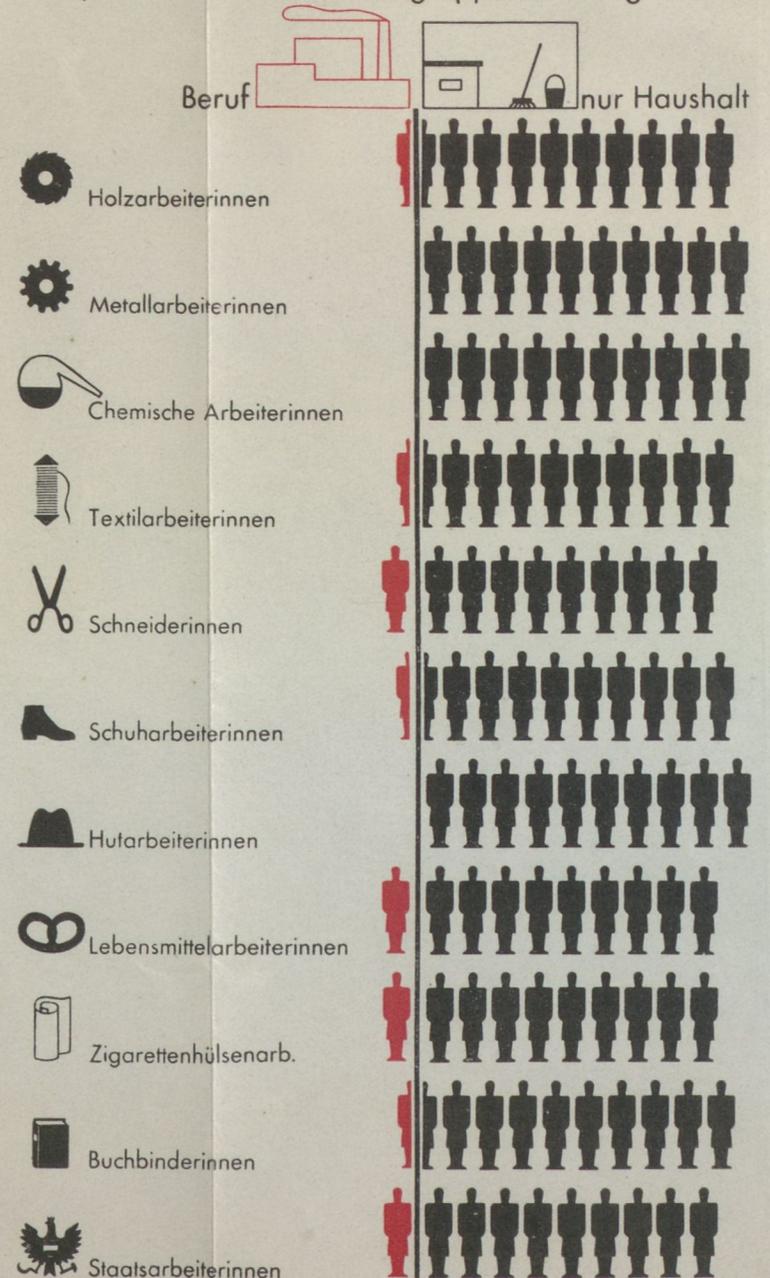
Von je 10 Frauen einer Berufsgruppe bevorzugen



Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien

Verheiratete Frauen und Beruf

Von je 10 Frauen einer Berufsgruppe bevorzugen



Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien

würden, wenn die männlichen Familienmitglieder genug verdienten. Das gilt ganz besonders für die verheirateten Arbeiterinnen. Einer äußerst oberflächlichen Auffassung gegenüber, die da meint, daß gerade die verheirateten Frauen verdienen gehen, obwohl sie es „nicht notwendig haben“, sei darauf verwiesen, daß

95·3 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen ihren Beruf gern aufgeben würden, wenn ihr Mann genug verdiente.

Nicht einmal 5 Prozent schätzen die Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die die eigene Erwerbsarbeit verleiht, so hoch ein, daß sie deswegen allein im Beruf blieben. Zu sehr werden all diese ideellen Werte durch die harte Wirklichkeit der Überarbeit, die Beruf, Haushaltsarbeit und Mutterschaft erfordern, in den Hintergrund gedrängt. Zu unnatürlich wird der Zustand empfunden, daß der Mann arbeitslos ist, während die Frau doppelt oder dreifach belastet ist. Zu mechanisch und gleichgültig die Arbeit in der Fabrik.

„Frauen und Mädchen, noch dazu Mädchen mit Kindern, gehen bestimmt aus Vergnügen oder Zeitvertreib nicht in die Arbeit“, schreibt eine 25jährige ledige Arbeiterin, die ein fünfjähriges Kind hat. „Sie gehen nur, um das nackte Leben fortzubringen, oder Frauen, deren Männer arbeitslos sind. Jede Frau würde ihr Leben bestimmt schonen wollen, aber leider, das Leben ist so!“

Für die alleinstehende Arbeiterin sieht das Problem schon etwas anders aus als für die verheiratete.

Fast ein Drittel der ledigen Arbeiterinnen lehnt es ab, auch bei ausreichender Versorgung durch die männlichen Familienmitglieder auf den Beruf zu verzichten.

Die nicht verheiratet sind, empfinden den Beruf durchaus nicht in gleichem Maße als Last wie die verheiratete Arbeiterin. Im Elternhaus ist das Selbständigkeitsstreben größer als in der Ehe. Sich dauernd von den Eltern erhalten zu lassen, ist für das junge Arbeitermädchen viel drückender, als es für die Arbeiterfrau ist, sich vom Mann erhalten zu lassen. Das scheint viel selbstverständlicher. Hier sehen wir auch schon merkbare Unterschiede der Generationen. Das junge Arbeitermädchen hat schon andere Begriffe von der Stellung der Frau als die Arbeiterfrau von früher. Das zeigt sich besonders hübsch innerhalb der noch jungen Generation, für die allein die Fragestellung einen Sinn hat. Denn für die alten, noch im Beruf stehenden Frauen ist die Frage kaum aktuell, sind große Veränderungen in der Familie und im Lebensschicksal kaum mehr zu erwarten.

Es ziehen vor:

	Beruf	Haushalt
16 bis 20 Jahre	35·6	64·4
21 „ 25 „	24·1	75·9
26 „ 30 „	11·9	88·1
31 „ 35 „	8·4	91·6

Deutlicher kann wohl kaum gezeigt werden,

wie verschieden die Altersgruppen der Frage der Frauenberufsarbeit gegenüberstehen,

wie anders die junge Arbeiterin, die noch jung und frisch im Beruf ist von Haushaltlasten noch nicht übermäßig beschwert, vom Wunsch nach Selbständigkeit, nach eigener Lebensgestaltung beherrscht, und wie anders die etwas älteren, denen der Beruf die Kräfte verbraucht hat, die, wenn sie verheiratet sind, täglich von neuem vor der Problematik stehen, Beruf, Haushalt und Mutterschaft zu vereinen.

Auch hier sehen wir freilich, daß nicht nur Stand und Alter, daß auch die Art der Berufsarbeit sehr entscheidend dafür ist, ob die Arbeiterin ins Haus strebt oder die Berufsarbeit vorzieht.

Der Beruf wird dem Haushalt vorgezogen:

Schneiderinnen	42·2	Prozent
Zigarettenhülsenarbeiterinnen	17·8	"
Modistinnen	17·4	"
Lebensmittelarbeiterinnen	14·2	"
Buchbinderinnen	14	"
Staatsarbeiterinnen	13·8	"
Schuhmacherinnen	9	"
Textilarbeiterinnen	8·7	"
Holzarbeiterinnen	8·3	"
Chemische Industrie	8·3	"
Metallarbeiterinnen	7·7	"

Von 100 Holzarbeiterinnen, Metallarbeiterinnen, Schuhaarbeiterinnen, chemischen Arbeiterinnen, Textilarbeiterinnen würden mehr als 90 den Beruf mit dem Haushalt vertauschen, wenn es nur möglich wäre. Bei den Lebensmittelarbeiterinnen, den Zigarettenhülsenarbeiterinnen, den Staatsarbeiterinnen und Buchbinderinnen sind es schon weniger, aber doch mehr als 80 Prozent, die lieber zu Hause als im Beruf wären. Die große Ausnahme bilden auch hier die Schneiderinnen. 42 Prozent, ja sogar 55·6 Prozent von ledigen Schneiderinnen möchten den Beruf auch dann nicht mit dem Haushalt vertauschen, wenn es nicht wirtschaftlicher Druck wäre, der sie zur Arbeit nötigt. Nur bei ihnen finden wir in starkem Maße eine Verbundenheit mit dem Beruf, die stärker wiegt als der Drang nach der Tätigkeit im eigenen Heim.

Noch eines darf schließlich bei der Beantwortung dieser Frage nicht übersehen werden: Die Entscheidung ist ja nicht eine, bei der Beruf allein oder Haushalt allein in Frage stehen. Sondern in Wirklichkeit steht ja für die Arbeiterinnen die Frage so, daß sie vor sich nur die Möglichkeit von Haushaltsarbeit allein oder von Berufs- und Haushaltsarbeit, fast nie aber von Berufsarbeit allein sehen. Vor dieser doppelten Belastung flüchten dann freilich die Frauen lieber dorthin, wo sie doch nur ein Arbeits-

gebiet zu bearbeiten haben. Stünde die Frage wirklich so, daß die Arbeiterin zwischen Haushaltsarbeit und einer durch außerberufliche Lasten nicht erschwerten, nach ihren Wünschen gestalteten Berufsarbeit zu entscheiden hätte, so würden die Antworten vielleicht anders ausfallen.

Nicht der Berufsarbeit der Frau, sondern ihrer Gestaltung in der kapitalistischen Wirtschaft, ihrer Verquickung mit außerberuflichen Lasten ist durch diese Antworten ein Urteil gesprochen.

Lebenslänglich oder vorübergehend im Beruf?

Die meisten Arbeiterinnen wissen freilich, daß das Streben vom Beruf weg nach dem Haus nur ein frommer Wunsch ist, mit dessen Erfüllung gar nicht zu rechnen ist. Auf die Frage, womit sie tatsächlich rechnen, haben die Arbeiterinnen geantwortet:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	Prozent		
Lebenslängliche Berufsarbeit	60·2	63·5	57·7
Vorübergehende Berufsarbeit	39·8	36·5	42·3

Drei Fünftel der Arbeiterinnen wissen, daß der Beruf ihr Lebensschicksal ist.

Ob gewollt oder ungewollt — sie werden ihr Leben im Beruf verbringen. Nur zwei Fünftel der Arbeiterinnen sehen in dem Beruf ein vorübergehendes Stadium. Die Verheirateten in stärkerem Maße, weil sie, die oft nur wegen des mangelnden Verdienstes des Mannes ins Erwerbsleben getreten sind, doch noch hoffen, daß der Mann wieder ausreichend verdienen würde. Eine schreibt:

„Die verheirateten Frauen sind viel bescheidener und anspruchsloser, auch widerspruchsloser den Vorgesetzten und den Kollegen gegenüber, weil sie immer noch hoffen, daß sie doch vielleicht nächstes Jahr oder in zwei bis drei Jahren zu Hause bleiben können. Und diese Hoffnung ist ein Hindernis in der Entwicklung der Frauenbewegung.“

Bei den Ledigen spukt wohl auch noch die Ehe als Versorgung in den Köpfen herum. Der Beruf als Übergangsstadium bis zur Ehe — diese durch die Zeit längst überholte Vorstellung ist auch bei den Proletariermädeln nicht so leicht zu verdrängen. Es ist nun interessant zu sehen, daß Wunsch und Erkenntnis sich in den einzelnen Altersgruppen sehr wesentlich voneinander entfernen. Die jüngeren Arbeiterinnen, von denen wir gesehen haben, daß vielen der Beruf in der Gegenwart lieber ist als die Abhängigkeit vom Elternhaus, haben sich doch vielfach noch nicht mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß diese Berufsarbeit mehr sein soll als eine Übergangsbeschäftigung, daß er ihr Lebensschicksal sein soll. Die älteren, von denen wir gesehen haben, wie stark sie sich ins Haus zurückwünschen, haben in Wirklichkeit schon oft resigniert. Sie haben schon erkannt, daß es ohne ihre Berufsarbeit nicht mehr gehen

wird, daß sie, solange ihre Kräfte es vermögen, an der Maschine werden stehen müssen. Wir sehen hier die umgekehrte Reihe wie oben. Es rechnen mit:

Alter	lebenslänglicher Berufsarbeit Prozent	vorübergehender
16 bis 20 Jahre	50	50
21 " 25 "	48'8	51'2
26 " 30 "	48'7	51'3
31 " 35 "	56	44
36 " 40 "	70'1	29'9
41 " 45 "	74'2	25'8
46 " 50 "	80	20
51 " 55 "	75	25
56 " 60 "	87	13
61 " 65 "	100	—
Über 65 "	100	—

Der Widerspruch zwischen den beiden Reihen, zwischen den in den einzelnen Altersstufen so stark abweichenden Wünschen und Vorstellungen, ist leicht erklärlich. Die junge Arbeiterin ist oft froh, im Beruf zu sein, aber nur heute, wo sie jung ist. Die Vorstellung, daß sie auch im Alter noch an der Maschine stehen soll, die bei ihr oft gleichbedeutend ist mit der Vorstellung, daß sie nicht heiraten und keine Kinder haben wird, ist ihr noch fremd, wird von ihr oft innerlich abgelehnt. Die ältere Arbeiterin sehnt sich dagegen ins Haus zurück. Aber kann sie, die mit 50 Jahren noch an der Maschine steht, hoffen, daß für sie überhaupt die Berufsarbeit je ein Ende finden wird, besonders da sie weiß, daß die Altersversicherung für die Arbeiterschaft noch immer nicht verwirklicht ist? Und nicht nur in den einzelnen Altersstufen, auch in den verschiedenen Berufen zeigt es sich, daß vielfach gerade die Arbeiterin, die den Beruf der Haushaltsarbeit vorzieht, noch lange nicht mit diesem Beruf als unveränderlichem Lebensschicksal rechnet. So rechnen gegenüber einem allgemeinen Durchschnitt von 39'8 Prozent, 45'7 Prozent der Schneiderinnen wie der Modistinnen, der Arbeiterkategorien also, die dem Beruf am positivsten gegenüberstehen, damit, daß sie nur vorübergehend im Beruf sein werden — ein neuerlicher Beweis dafür, daß die Bevorzugung dieser Berufe durchaus nicht immer durch die Berufsgestaltung bedingt ist, sondern gerade in diesen Frauenberufen oft von dem Wunsche geleitet ist, Kenntnisse zu erwerben und durch die Praxis zu festigen, die dann später im Hause verwertet werden sollen.

Wunsch nach einem anderen Beruf.

Aber nicht immer bedeutet die geringe Befriedigung, die die Arbeiterin in ihrem Beruf empfindet, daß sie überhaupt aus dem Berufsleben ausscheiden, daß sie lieber ins Haus zurück will. Es ist oft die Unzufriedenheit mit ihrem bestimmten Beruf, der

Wunsch nach einem anderen Beruf, der die Arbeiterin, namentlich die, welche die Berufsarbeit ernst nimmt, stark beherrscht. Das kann nicht überraschen, da wir ja gesehen haben, wie wenige aus Neigung, wie viele aus Zufall zu ihrem Beruf gekommen sind. Der Wunsch nach einem anderen Beruf, der ihrer Neigung entgegenkäme, in dem sie mehr am Platze wären, spielt bei vielen Arbeiterinnen eine große Rolle.

37·8 Prozent der Arbeiterinnen geben an, daß sie sich einen anderen Beruf wünschen,

und zwar 33·4 Prozent der verheirateten und 43·6 Prozent der ledigen Arbeiterinnen. Es wäre falsch, daraus den Schluß zu ziehen, daß die verheiratete Arbeiterin mit ihrem Beruf zufriedener ist. Richtig ist vielmehr, daß sie oft in dem Beruf weniger sucht als das junge Proletariemädel. Die verheiratete Arbeiterin geht fast immer aus wirtschaftlicher Not, nur um des Verdienstes willen in den Beruf. Das Arbeitermädel sucht in dem Beruf noch Befriedigung, Abwechslung, Auswirkung ihrer Persönlichkeit. So ist der Wunsch nach anderen Berufen nicht nur ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem eigenen Beruf, sondern auch ein Symptom dafür, wieweit die Arbeiterin im Berufsleben noch nach Befriedigung sucht, wieweit sie noch nicht resigniert hat, sondern noch nach etwas Besserem strebt. Das beweist auch hier ein Blick auf die Wünsche nach anderen Berufen, wie sie in den verschiedenen Altersstufen laut werden. Wünsche nach anderen Berufen werden geäußert in den Altersstufen:

16 bis 20 Jahre	57·7 Prozent
21 " 25 "	44·4 "
26 " 30 "	51·1 "
31 " 35 "	33·8 "
36 " 40 "	28·5 "
41 " 45 "	32·6 "
46 " 50 "	28·1 "
51 " 55 "	20·9 "
56 " 60 "	19·4 "
61 " 65 "	10 "

Die jungen, die sich noch nicht haben unterkriegen lassen, die ihren gegebenen Beruf nicht als unabänderliches Schicksal hinnehmen, aber doch auch nicht ins Haus zurück wollen, sie, die das Berufsleben am häufigsten bejahen, äußern auch am öftesten Wünsche nach anderen Berufen. Mit dem Alter nimmt die Aussicht und damit auch der Wunsch nach Änderung des Berufes ab. In späteren Jahren tauchen Wünsche nach Berufswahl nur einzeln auf und spielen mehr die Rolle von Wunschträumen, als daß sie mit einer wirklichen Hoffnung auf Änderung des Berufslebens verknüpft werden.

In welche Berufe streben nun die Arbeiterinnen, die sich andere Berufe wünschen? Es wurden angegeben:

Irgendein anderer Beruf	35'1	Prozent
Büro	13	"
Verkauf	11'2	"
Schneiderei, Modisterei, Putzmacherei	21'4	"
Soziale Berufe	15'5	"
Friseurin	2	"
Haushaltstellung	1'8	"

Mehr als einem Drittel derer, die aus ihrem Beruf in einen anderen streben, steht also nicht ein bestimmter Beruf vor Augen, sondern sie wünschen sich „irgendeinen anderen Beruf“, gleichgültig welchen, nur nicht gerade den, in dem sie arbeiten. Hier drückt sich wohl die Abneigung gegen den eigenen Beruf am stärksten aus, wenn jeder andere Beruf dem eigenen vorgezogen wird, der einzige Wunsch vorherrscht: Nur fort aus diesem Beruf. Wir finden diese Einstellung bei mehr als der Hälfte der Arbeiterinnen der Holzindustrie, der Lebensmittel- und der Metallindustrie, den Berufen also, in denen der Arbeitsfreude ein sehr geringer Spielraum gelassen ist. Allerdings auch in den Berufen häufiger Arbeitslosigkeit.

„Habe nur den einen Wunsch“, schreibt eine 34jährige Modistin, „wenn mir jemand zu einem anderen Beruf verhelfen könnte. Habe dieses Gewerbe satt, wegen des ewigen Wechsels.“

Wir finden den Wunsch nach irgendeinem anderen Beruf weit öfter bei den älteren verheirateten, als bei den jüngeren ledigen Arbeiterinnen. Die ältere wünscht sich irgendeinen anderen Beruf, die jüngere hat bestimmte, konkrete Wünsche und Hoffnungen.

An der Spitze der ersehnten Berufe stehen die kaufmännischen. Büroarbeit, Verkäuferinnentätigkeit locken ein Viertel der Arbeiterinnen, die einen anderen Beruf erstreben. Die sozial gehobene Position der Angestellten wirkt besonders verlockend auf das junge Arbeitermädchen: die bessere Kleidung, die saubere Arbeit, der Umgang auf gleicher Stufe mit denen, die im Betrieb ihre Vorgesetzten sind. Wohl auch das günstigere Angestelltenrecht: der längere Urlaub, die längere Kündigungsfrist, der höhere Gehalt. Es sind unter den Arbeiterinnen selbst wieder die in etwas gehobenerer Stellung, nicht die Hilfsarbeiterinnen, sondern die Schneiderinnen, die Staatsarbeiterinnen, die graphischen Arbeiterinnen, die, wenn sie an einen anderen Beruf denken, die nächsthöhere Position im sozialen Rang des Berufslebens, den Angestelltenberuf erwählen. Die eigentliche Hilfsarbeiterin dagegen strebt nach dem Beruf mit der qualifizierten Arbeit, nach der Schneiderei: Nicht immer an der Maschine oder am laufenden Band stehen müssen, nicht immer die gleiche mechanische Arbeit verrichten, individuelle Geschicklichkeit und Geschmack entfalten können, das Produkt der Arbeit auch sehen. Mehr als ein Viertel der Arbeiterinnen, die einen anderen Beruf erstreben, streben zur Schneiderei, ein Viertel der Metallarbeiterinnen, der Schuharbeiterinnen, der Zigarettenhülsenarbeiterinnen, beispielsweise. Aber auch Arbeiterinnen, die wie die graphi-

schen oder Tabakarbeiterinnen in Berufen tätig sind, in denen Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit notwendig sind, wollen ihre Fähigkeiten lieber in den Dienst der gelernten Schneiderinnenarbeit stellen. Der Friseurinnenberuf wird kennzeichnenderweise am häufigsten von den Modistinnen angestrebt — gleichfalls eine gelernte Arbeit, ohne die Nachteile der Saisonarbeitslosigkeit — und von den chemischen Arbeiterinnen. Hier ist der Kontrast zwischen der Fabrikarbeit in den schmutzigen Arbeitssälen der Fabriken und der sauberen, sozial gehobeneren Arbeit, die angestrebt wird, am größten.

Soziale Berufe — Kindergärtnerin, Fürsorgerin, Lehrerin — werden von allen erwünscht, die im Beruf auch wirklich eine Tätigkeit suchen, die das Leben einer Frau ausfüllen kann. Sie schweben besonders den jungen Arbeitermädeln, denen es oft die häuslichen Verhältnisse unmöglich gemacht haben, weiterzulernen, als tiefe Sehnsucht vor, am häufigsten wieder den Schneiderinnen, deren Wünsche ja immer um ein Stück höher fliegen.

Einen anderen Beruf wünschen:

Modistinnen	48'2	Prozent
Holzarbeiterinnen	46	"
Chemische Industrie	44'6	"
Buchbinderei	42'1	"
Schneiderinnen	41'8	"
Textilarbeiterinnen	41'5	"
Schuharbeiterinnen	36'4	"
Lebensmittelarbeiterinnen	35'4	"
Metallarbeiterinnen	33'4	"
Zigarettenhülsenarbeiterinnen	31'9	"
Staatsarbeiterinnen	21'6	"

Es kann also zusammenfassend gesagt werden, daß der Wunsch nach einem anderen Beruf nicht immer auf ungünstige Verhältnisse im Beruf, in dem die Arbeiterin gerade tätig ist, zurückzuführen ist.

Gewiß sind es auf der einen Seite die Staatsarbeiterinnen mit ihrer gesicherten Stellung, bei denen Wünsche nach anderen Berufen am seltensten, nur bei einem Fünftel vorkommen, während der Wunsch nach anderen Berufen, bei den schwerste und freudloseste Arbeit Leistenden, bei den Holzarbeiterinnen und den Arbeiterinnen der chemischen Industrie bei 46, beziehungsweise 44'6 Prozent auftritt. Aber auch bei den Schneiderinnen, die eine positive Einstellung zum Beruf, allerdings auch besonders schlechte Arbeitsbedingungen, haben, sind Wünsche nach anderen Berufen häufig, von den Modistinnen sind es sogar fast die Hälfte, die einem anderen Berufe zustreben. Es ist also sicher auch so, daß gerade die qualifizierte Arbeit auch wieder das Leistungsstreben und die Ansprüche überhaupt hebt.

Sind die Berufswünsche selbst auch zu vielfältig, um in ein Schema geordnet zu werden, so kann doch gesagt werden, daß dort, wo die Arbeit besonders schwer, ermüdend, eintönig ist, jede andere Arbeit, jeder andere Beruf vorgezogen wird, daß dann

weiter die Hilfsarbeiterin zur gelernten Arbeit, die gelernte Arbeiterin zum Angestelltenberuf, die Arbeiterin auf gehobener Stufe zu den sozialen Berufen strebt.

Um einen Schritt höher in der sozialen Rangordnung führt in der Regel der Wunsch nach einem anderen Beruf.

Und es gehört mit zur Tragik des Arbeiterinnenschicksals in der heutigen Zeit, daß die wirtschaftliche Entwicklung gerade dabei ist, den umgekehrten Weg zu gehen: die Angestellte zur manuellen Arbeiterin, die gelernte Arbeiterin zur Hilfsarbeiterin herabzudrücken — immer um eine Stufe tiefer in der sozialen Rangordnung.

Betriebskonflikte.

Das Verhältnis zu den Vorgesetzten und den männlichen Kollegen schließlich kann die Einstellung der Arbeiterin zu ihrem Beruf beeinflussen. Nur etwas mehr als ein Zehntel der Arbeiterinnen kann aber von Schwierigkeiten berichten, die sich im Verhältnis zu Vorgesetzten und Mitarbeitern ergeben, die älteren, selbstbewußteren Arbeiterinnen, die sich „nicht alles gefallen lassen“, etwas häufiger als die jungen. Meist wird über ungerechte Behandlung, scharfes Antreiben, grobes Benehmen geklagt. Von sexuellen Übergriffen wird nicht berichtet. Große Bedeutung wird diesen Konflikten, die als zum Beruf gehörig betrachtet werden, nicht beigemessen.

Arbeitsfreude.

Kann man nach all dem von der Arbeiterin noch Arbeitsfreude, Freude an der Berufsarbeit erwarten? Hendrik de Man hat in seinem Buch über die Arbeitsfreude*) die Meinung vertreten, daß es eigentlich keiner die Arbeitsfreude fördernden Momente bedarf. Arbeitsfreude, nach der jeder Arbeitende strebe, sei von vornherein da. Es komme nur darauf an, daß sie nicht gehemmt werde. Es gebe also nur die Arbeitsfreude hemmende Momente.

Aber dieser hemmenden Momente gibt es bei der Arbeiterin ungleich mehr als beim Arbeiter. Da ist, für den arbeitenden Mann überhaupt nicht bestehend, das Übermaß an außerberuflicher Belastung, die innere Zerrissenheit, die die Vereinigung von Berufsarbeit und Mutterschaft mit sich bringt. Da ist im Betrieb die Arbeit, die vorwiegend untergeordnet, unselbständig, immer schlechter entlohnt ist, die Arbeit, die öfter nur Teil- oder Repetivarbeit, in der Regel eintönig, mechanisiert, sehr oft schmutzig, für die Frauen noch öfter mit Schädigung ihres Organismus verbunden ist. Da ist die Planlosigkeit der Berufswahl, die geringere Verwurzelung im Beruf, die Aussichtslosigkeit des Aufstieges, die ständige Unterordnung unter Vorgesetzte, Meister, Vorarbeiter — all das, das wir ausführlich bei der Besprechung der Berufsarbeit der Arbeiterin gesehen haben.

*) Vergleiche Hendrik de Man: „Der Kampf um die Arbeitsfreude.“ Diederichs, Jena 1927.

Bleibt, wenn man alle diese in ungleich stärkerem Maß als beim Mann vorhandenen, jede Arbeitsfreude hemmenden Momente in Betracht zieht,

überhaupt noch Raum für Arbeitsfreude, für eine positive Einstellung zum Beruf?

Auf die Frage, was sie an ihrem Beruf freut, haben die Arbeiterinnen geantwortet:

Nichts	67.7 Prozent
Materielle Vorteile	11.5 "
Der Arbeitsprozeß	14.1 "
Das Arbeitsprodukt	0.9 "
Soziale Vorteile	2.5 "
Private Vorteile	1.8 "
Körperliche Vorteile	1.5 "

Lassen wir zunächst die Arbeiterinnen selbst diese ihre Stellung zum Beruf begründen.

Hemmende Momente.

Mehr als zwei Drittel der Arbeiterinnen teilen uns mit, daß sie an ihrer Arbeit nichts freut.

Manche beantworten diese Frage auch mit einem gewissen Zynismus: „Das Nach-Hause-Gehen“, „Der Urlaub“ und dergleichen mehr. Die meisten schreiben einfach, unterstreichen oder versehen mit Rufzeichen die Antwort „Gar nichts“. Nur manchen scheint diese den anderen so selbstverständliche Antwort einer Begründung wert. Fast durchweg werden die besonderen Arbeitsverhältnisse im Betrieb zur Begründung herangezogen. Vor allem die Lohnverhältnisse:

„Nichts, wegen Lohndruck“, schreibt eine Schuharbeiterin, die im Akkord bei Vollarbeit 20 bis 25 Schilling wöchentlich verdient.

„Nichts, da der Lohn zu klein und das Tempo zu rasch ist“, schreibt eine Schneiderin.

Zu den niedrigen Löhnen kommt die Eintönigkeit der Arbeit. Psychologen haben immer wieder behauptet, daß die Frauen die Eintönigkeit der Arbeit leichter ertragen, ja gerade diese eintönige Arbeit oft anderer vorziehen. Die Arbeiterinnen sind anderer Ansicht. Nur eine Lebensmittelarbeiterin schätzt an der eintönigen Arbeit,

„daß man bei der Arbeit seine Gedanken auf andere Dinge konzentrieren kann“.

Alle anderen führen die Eintönigkeit als das entscheidende Moment an, das jedes Aufkommen von Arbeitsfreude hemmt.

Eine Lebensmittelarbeiterin:

„Nichts, da es ja immer dasselbe ist.“

Eine Textilarbeiterin:

„Die Arbeit bietet keinerlei geistige Anregung mehr.“

Eine Telephonarbeiterin:

„Die Maschine degradiert mich zum Automaten. Ich will aber ein Mensch sein.“

Erschwerend wirkt weiter die ständige Existenzunsicherheit, die Angst vor Entlassung, kaum daß man wieder Arbeit hat; namentlich gilt das für die Saisonarbeiterinnen:

„Früher hatte ich Freude an der Arbeit. Unter den heutigen Zuständen nicht mehr“,
so und ähnlich schreiben drei Modistinnen.

Die Stellung im Betrieb, das Verhalten der Umwelt bietet eine weitere Hemmung für die Einstellung zur Arbeit.

Eine Zigarettenhülsenarbeiterin:

„Unter Hilfsarbeiterinnen, die minderwertige und nicht anerkannte Arbeit leisten, kann auch keine Arbeitsfreude sein.“

Eine Schuharbeiterin:

„Mein Beruf freut mich wegen der schlechten Behandlung im Betrieb nicht.“

Eine 28jährige verheiratete Buchbinderin:

„Ständiges Antreiben, grobes, lümmelhaftes Benehmen der Werkführer machen, daß mich der Beruf um die Hälfte weniger freut.“

Das Übermaß an außerberuflicher Arbeitsleistung und Sorge wird in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, aber es wird an anderen Stellen des Fragebogens so reichlich darüber geklagt, daß es wohl als das Entscheidende unter den Momenten betrachtet werden kann, die dem Aufkommen von Freude an der Berufsarbeit hemmend im Wege stehen.

Materielle Vorteile.

Mehr als ein Zehntel der Arbeiterinnen gibt den Lohn als das einzige an, das sie am Beruf freut. Die Freude am Lohn, am eigenen Verdienst, die gewöhnlich eng verbunden ist mit dem Gefühl größerer Unabhängigkeit, läßt schon auf eine positivere Einstellung zum Beruf schließen als das leere, hoffnungslose „Nichts“. Und doch wird man wohl kaum von Arbeitsfreude sprechen können, wenn der Lohn das einzige ist, was am Beruf Freude erweckt. Gerade diese Antwort deutet ja vielmehr darauf hin, daß alle Unannehmlichkeiten des Berufes wegen des Lohnes in Kauf genommen werden. Am häufigsten wird der Lohn als das einzige freudige Moment der Berufsarbeit von den relativ besser entlohten Schuharbeiterinnen angeführt. Zu den materiellen Vorteilen gehört übrigens auch die Pensionsberechtigung, die dreimal und die gesicherte Stellung, die zweimal von den Staatsarbeiterinnen angeführt wird.

Es bleibt somit

nur ein Fünftel der Arbeiterinnen, von denen nach ihren Mitteilungen gesagt werden kann, daß sie, trotz der vielen hemmenden Momente, doch auch etwas an ihrem Beruf freut.

Das besagt freilich nicht, daß sie an ihrem Beruf nur Freude empfinden, aber es besagt doch, daß neben all den bei den Arbeiterinnen gegebenen hemmenden Momenten *f ö r d e r n d e M o m e n t e* so stark sind, daß sie die Bewertung der Arbeiterin ihrem Beruf gegenüber positiv beeinflussen.

Der Arbeitsprozeß.

Weitaus die meisten der Arbeiterinnen, die von Freude am Beruf sprechen, führen zur Begründung den besonderen Arbeitsprozeß an, in dem sie beschäftigt sind: „Das Nähen, die Tischarbeit, das Falzen, das Montieren“ — diese und ähnliche Arbeitsverrichtungen werden angeführt. Sehr oft ist es aber nicht so sehr die besondere Arbeitsleistung, als *T ä t i g k e i t s - , S p i e l t r i e b* und *G e l t u n g s t r i e b* überhaupt:

„Alles“ freut an der Arbeit eine Radioarbeiterin, eine Staatsarbeiterin, zwei Modistinnen und zwei Schuhmacherinnen.

„Die Arbeit und das Arbeitenkönnen ist an und für sich etwas Schönes“, schreibt eine Schuharbeiterin. Eine andere Schuharbeiterin freut „der Beruf“.

Die Freude an der Berufsarbeit wird den hemmenden Momenten gegenüber gestellt:

„Der Beruf würde mich freuen, das ewige Aussetzen macht mich trostlos“,

schreibt eine Modistin.

Eine Zigarettenhülsenarbeiterin freut

„alles bis auf die Bezahlung“;

eine andere schreibt:

„Mein Beruf freut mich, nur die Bezahlung nicht.“

Die *A b w e c h s l u n g* scheint bei den Arbeiterinnen ein ebenso starkes die Arbeitsfreude förderndes Motiv zu sein, als die Eintönigkeit ein hemmendes ist.

„Die Abwechslung“ freut 16 Arbeiterinnen, und zwar 4 Radioarbeiterinnen, 3 graphische Staatsarbeiterinnen, 5 Modistinnen, 4 Schneiderinnen.

Als gleichwertige Motive werden angegeben:

„Die Mannigfaltigkeit“ (eine Gummiballmalerin), „die Vielseitigkeit“ (eine Modistin und eine Buchbinderin), „die neuen Modelle“ (eine Schneiderin), „die verschiedenen Farben der Wolle“ (zwei Textilarbeiterinnen), „die Verschiedenheit“ (eine Buchbinderin), „die Abwechslung der verschiedenen Arten von Schürzen“ (eine Wäschearbeiterin). „Wenn mir Arbeit zugeteilt wird, die mir fremd ist“ (eine Schneiderin), „das rasche Wechseln der Mode mit all ihren Finessen“ (eine Schneiderin), „die reiche Abwechslung der Arbeit, die oft genug zu intensivem Denken veranlaßt“ (eine Modistin).

Schöpferischer *A u f b a u t r i e b* als Motiv der Berufsfreude kommt bei Hilfsarbeiterinnen, die Teilarbeit leisten, gar nicht vor, er findet sich nur bei gelernter Arbeit:

„Mustermachen“, „Formbildung“ freut einige Modistinnen.

„Die Herrlichkeiten der Natur nachmachen“ freut eine Blumenarbeiterin, „Phantasie“ eine Schneiderin, „die Nadelmalerei“ eine Gobelinstickerin, die sich durch die Arbeitslosigkeit ihres Mannes in einer verzweifelten Notlage befindet.

Freude an der Leistung überhaupt ist namentlich dort zu beobachten, wo die Arbeit etwas komplizierter, schwieriger ist, sich von der einförmigen Arbeit der anderen unterscheidet. Die Freude an der Arbeitsleistung fällt hier oft mit dem Geltungsstreben zusammen.

„Je komplizierter die Arbeit ist, desto lieber ist sie mir“, schreibt eine chemische Arbeiterin. Eine andere, die in einem chemischen Laboratorium eines Lebensmittelbetriebes beschäftigt ist, freut „alles“.

Namentlich Leistungen, die nicht rein manuell sind, sondern als geistige Leistungen gewertet werden: Rechnen, Schreiben und dergleichen, die die Arbeiterin auch ein wenig von den übrigen im Betrieb herausheben, werden gern vollbracht. Das gilt zum Beispiel von den Kassierinnen der Brotfabriken. Eine Hilfsarbeiterin, die im Lebensmittelbetrieb zu Schreibearbeiten verwendet wird, freut an ihrem Beruf: „daß ich ihn gut beherrsche“. Eine andere schreibt:

„Weil ich Gelegenheit habe, ein bißchen zu schreiben und zu rechnen und das Gehirn durch diese Übung nicht nachläßt.“

Daß zur Freude an der Arbeitsleistung auch Neigung zu den Arbeitsmitteln kommt, kann bei den Arbeiterinnen, die der Maschine gegenüber in viel stärkerem Maße wirklich nur Anhänger sind, nur selten an ihr allein arbeiten und zu einem „Besitzgefühl“*), das der männliche Arbeiter manchmal der Maschine gegenüber hat, gar nicht kommen könne, nicht beobachtet werden. Nur zweimal wird von Arbeiterinnen angegeben, daß die Arbeit an der Maschine sie freut.

Das Arbeitsprodukt.

Viel stärker ist die Bindung an das Arbeitsprodukt. Hier verbindet sich oft Stolz auf die Leistung mit der ästhetischen Freude am schönen, gelungenen Produkt. Diese Freude fehlt vollkommen dort, wo die Teilarbeit so weit ausgebildet ist, daß die Arbeiterinnen ein fertiges Produkt ihrer Bemühungen überhaupt nicht zu sehen bekommen. Es ist interessant, daß nur die Hilfsarbeiterinnen, die gerade bei der Fertigstellung von Produkten, meist Luxusprodukten, beschäftigt sind, von dieser Freude berichten. So freut eine Tabakarbeiterin, die feine Zigarrensorten herstellt, „das Fabrikat an sich“, eine Schuharbeiterin, die „Finisarbeit“, die Arbeit, bei der den Schuhen der letzte Glanz verliehen wird. „Das gute Gelingen“ freut eine Holzarbeiterin, die einzige ihres Berufes, die von Arbeitsfreude zu berichten weiß, und kennzeichnenderweise beim Politieren

*) Vergleiche Hendrik de Man, Seite 157.

von Klavieren beschäftigt ist. „Daß man das Produkt vom Anfang bis zum Ende macht“, freut eine Modistin. Eine Textilarbeiterin freut die „schöne Arbeit“, eine Buchbinderin, die feinere Arbeit leistet, „meine Arbeit, wenn sie gut ist“. Immer vermischt sich die Freude an der Leistung mit der Freude am schönen Arbeitsergebnis.

Am augenfälligsten aber ist dieses Zusammenfallen von Freude an der Leistung mit der Freude am Arbeitsprodukt bei den Schneiderinnen. Da heißt es bei der Begründung von Arbeitsfreude:

„Eine schöne, selbstverfertigte Arbeit“, „wenn die Arbeit schön ausfällt“, „wenn ich schöne Jacken und Mäntel mache“ (das freut dieselbe Arbeiterin, die über rasches Tempo und ewiges Jagen bei der Arbeit klagt).

Das Streben zur feineren Arbeit ist bei allen gelernten Arbeiterinnen nicht nur ein Streben zur besser bezahlten, sozial gehobeneren Stellung. Es spielt auch das feinere Material eine Rolle: die feineren Stoffe in der Schneiderei, das bessere Papier in der Buchbinderei, die Straußenfedern in der Federschmückerei, das schöne Holz bei der Holzbearbeitung, das Leder beim Luxusschuh. Das schönere Material gestaltet oft die Arbeit leichter und gewährt auch größere ästhetische Befriedigung, ein Moment, das sicherlich bei der Einstellung der Frauen zur Berufsarbeit nicht unterschätzt werden darf. Daher gehört es auch, daß bei manchen Arbeitsverrichtungen, namentlich in der Buchbinderei, „die reine Arbeit“ als besonderer Grund der Arbeitsfreude, ja als Grund der Berufswahl genannt wird.

Private Vorteile.

Eine gewisse Rolle spielt, gleichfalls vor allem in den gelernten Frauenberufen, der private Vorteil, der darin besteht, daß die gelernte Arbeit auch außerhalb des Berufes von der Arbeiterin ausgenutzt werden kann. „Daß ich mir meine Kleider selbst machen kann“, freut einige Schneiderinnen, „die Hüte selbst aufputzen“ einige Modistinnen. Als privater Vorteil ihres Berufes wird von einigen Arbeiterinnen eine praktische Art der Zeiteinteilung empfunden, die der Verrichtung der Haushaltarbeit günstiger ist: so die Schichtarbeit von Lebensmittelarbeiterinnen, die 5-Tage-Woche von Zigarettenhülsenarbeiterinnen. Auch eine bestimmte Körperhaltung, wie etwa das Sitzen bei der Arbeit, wird als Vorteil empfunden und betont.

Soziale Momente.

Ein wichtiges Moment schließlich, das die Einstellung der Arbeiterin zu ihrem Beruf sehr wesentlich positiv wie negativ beeinflusst, ist die soziale Stellung im Betrieb. So wie die untergeordnete Stellung, die schlechte Behandlung, wie wir gesehen haben, jeden Rest an Berufsfreude raubt, so kann auf der anderen Seite gute Behandlung im Betrieb, gutes Zusammenleben mit der

Kollegenschaft Freude am Beruf entwickeln. Das Gemeinschaftsgefühl spielt gerade bei der aus der Isolierung des Haushalts oder der traditionellen Mädchenerziehung kommenden Arbeiterin eine weit größere Rolle, als oft angenommen wird. Im Betrieb findet die Arbeiterin oft den Zusammenschluß, das Gemeinschaftserlebnis, die ihr bis dahin fremd waren und ihrem Leben nun neuen Inhalt geben. So heißt es in den Antworten:

„Am Beruf freut das Zusammensein mit den Kolleginnen“, „meine Mitarbeiterinnen“, „mit guten Kolleginnen die Zerstreung bei der Arbeit“, „die Kollegialität“. „Die Ablenkung, verbunden mit dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Kolleginnen“, „die Menschenkenntnis, die man bekommt“.

Von der Solidarität mit den männlichen Arbeitern wird nichts gesprochen. Die gemeinsame Arbeit, die gemeinsame schlechtere Stellung im Arbeitsprozeß erzeugt zweifellos zwischen den Arbeiterinnen ein Zusammengehörigkeitsgefühl, wie es in ähnlicher Form den Arbeitern gegenüber nicht besteht.

Der ungerechte, nörgelnde Vorgesetzte zerstört jede Arbeitsfreude; der Vorgesetzte, der es versteht, die Arbeiterinnen richtig zu behandeln, kann auch ihre Freude an der Arbeit und ihren Ehrgeiz erwecken. „Die Zufriedenheit des Vorgesetzten“ wird von drei Arbeiterinnen, darunter einer ganz alten, als erfreulichstes Merkmal ihrer Arbeit angegeben. Aber im allgemeinen ist das Unterordnungsbedürfnis selten. Viel entscheidender ist die Freude an einer Stellung, die die Arbeiterin über andere hinaushebt, zu selbständiger, nicht untergeordneter Arbeit. Die Stellung im Betrieb wird sehr wesentlich empfunden:

„Das selbständige Arbeiten“, „die selbständige Arbeitseinteilung“ freut zwei Modistinnen und eine Schneiderin, „daß sich kein Vorgesetzter um mich kümmert bei dieser Arbeit“ eine junge Karamellenwicklerin. „Die Verantwortlichkeit und das Unabhängige“ eine Schneiderin, „meine Verantwortlichkeit als Vorarbeiterin einer heiklen Abteilung“ eine chemische Arbeiterin.

Zu den Arbeiterinnen, die gerade die Gruppenarbeit, das enge Aufeinanderangewiesensein mit den Kolleginnen freut, kommt also die Arbeiterin, die gerade Selbständigkeit nach oben, Verantwortlichkeit, zu schätzen weiß.

Zu den sozialen Momenten, die die Arbeit beeinflussen, gehört es schließlich, daß die Arbeiterinnen zweier gemeinschaftlicher Anstalten, die in unserer Erhebung vertreten sind, eines gemeinwirtschaftlichen Schuhbetriebes und einer gemeinwirtschaftlichen Heilmittelfabrik, „die Arbeit in einem sozialisierten Betrieb“ zweimal als Grund ihrer Berufsfreude angeben. Es sind auch Arbeiterinnen dieser gemeinwirtschaftlichen Betriebe, von denen die eine schreibt,

„der Beruf hilft mir über schwere Stunden hinweg“,
die andere:

„die Arbeit und das Arbeitenkönnen ist an sich etwas Schönes, mein Beruf hilft mir über alles Schwere hinweg“.

Und eine dritte:

„Ich bin in einem sozialisierten Betrieb. Da sind die Angestellten ganz lieb und die anderen Genossen auch.“

Arbeitsfreude in verschiedenen Berufen.

Fragen wir uns schließlich, wieweit die einzelnen Arbeiterinnenkategorien Freude an ihrem Beruf empfinden, wobei wir Arbeitsfreude, die nur mit materiellen Motiven begründet wird, nicht berücksichtigen, so gelangen wir zu folgender Reihe:

Schneiderinnen	37 Prozent
Buchbinderinnen	30 "
Textilarbeiterinnen	26 "
Chemische Arbeiterinnen	20 "
Lebensmittelarbeiterinnen	19 "
Zigarettenhülsenarbeiterinnen	18 "
Hutarbeiterinnen	18 "
Schuharbeiterinnen	17 "
Holzarbeiterinnen	12 "
Staatsarbeiterinnen	12 "
Metallarbeiterinnen	10 "

Es fällt zunächst auf, daß gerade Berufe, in denen über vielerlei Beschwerden geklagt wurde, trotzdem der Arbeitsfreude einen recht großen Spielraum lassen: Die Buchbinderinnen vor allem, die mit ihren Beschwerden über den Beruf an erster Stelle standen, stehen an zweiter Stelle bei ihren Angaben über Arbeitsfreude. Es zeigt sich also, daß auch Beschwerlichkeiten des Berufes, wie rasches Arbeitstempo, Staub, unzureichende Entlohnung, nicht ganz die Freude an einer Arbeit ersticken können, die eine qualifizierte, saubere, dem Geschmack und Schönheitssinn der Frauen Betätigung bietende Arbeit ist.

Weit größer ist dagegen die Übereinstimmung zwischen der Art der Berufswahl und der Arbeitsfreude. Der Beruf, der aus Neigung ergriffen wurde, erzeugt auch dauernd stärkere Bindungen als ein Beruf, zu dem die Arbeiterin von vornherein ungerne oder durch äußeren Druck gekommen ist. Die Hilfsarbeiterin, die Schneiderin werden wollte, die Schneiderin, die sich danach geseht hat, Lehrerin zu werden, wird sich ihr ganzes Leben lang im Beruf nicht so wohl fühlen wie die Arbeiterin, die sich bewußt und aus Neigung ihrem Beruf zugewendet hat. Freilich gibt es auch da Enttäuschungen. Der Lebensmittelarbeiterin, die sich als junges Mädels ihren Beruf gewünscht hat, weil ihr das Arbeiten mit Schokolade und Zuckerwaren verlockend erschienen ist, werden die Süßigkeiten bald sehr gleichgültig gegenüber der Schwere und Eintönigkeit der Arbeit. Die Staatsarbeiterin, die gemeint hat, „etwas Besseres zu werden“, merkt bald daß sie auch nichts anderes ist, als die anderen Arbeiterinnen. Von den Schneiderinnen geben 64 Prozent an, daß sie aus Neigung zum Beruf gekommen sind, aber nur 37 Prozent, daß

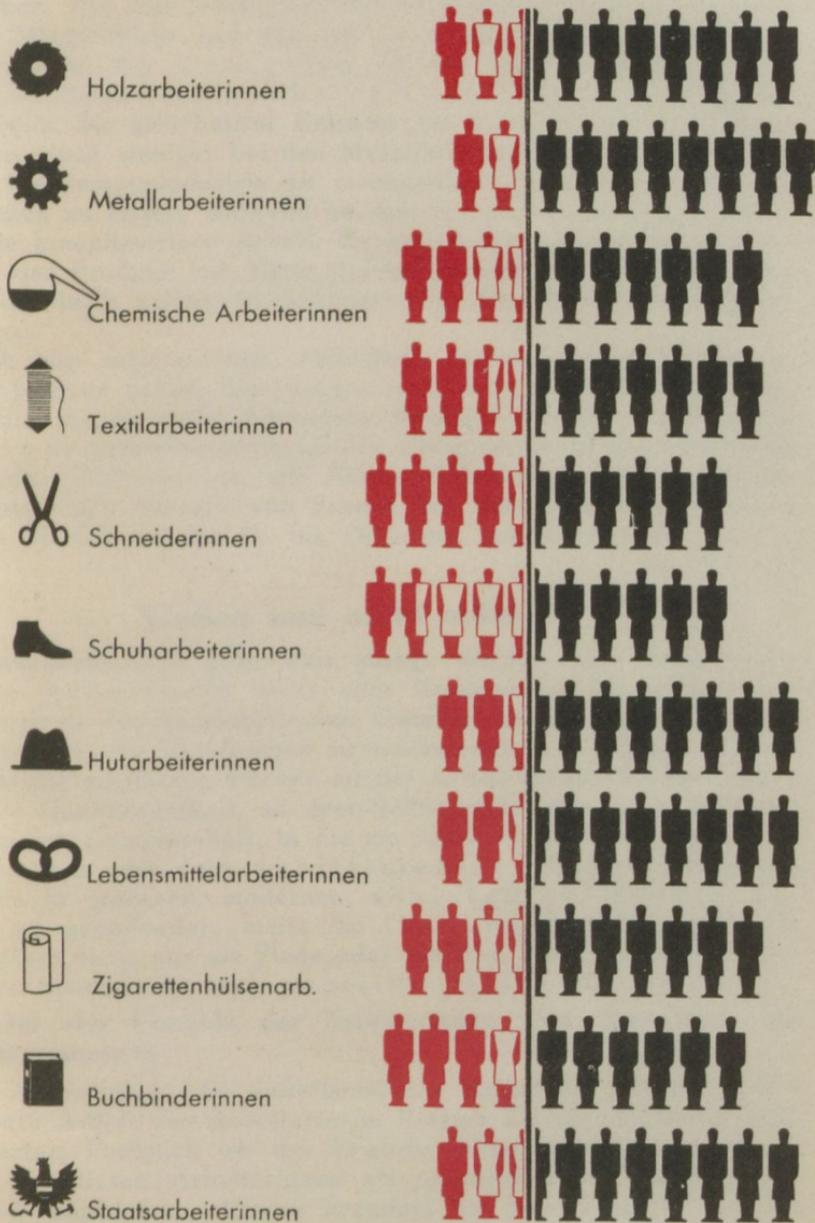
sie im Beruf auch Arbeitsfreude empfinden. Deckt sich also in den einzelnen Berufen die Art der Berufswahl nicht ganz mit der späteren Einstellung im Beruf, so bestehen doch innige Zusammenhänge: bei beiden stehen jedenfalls die Schneiderinnen weitaus an der Spitze derer, die eine positive Einstellung zu ihrem Beruf haben.

Die gelernten Schneiderinnen sind die einzigen Arbeiterinnen, bei denen mehr als ein Drittel von Arbeitsfreude berichtet. Wir haben immer wieder unter den Arbeiterinnen, die ihren Beruf bejahen, die Schneiderinnen gefunden und an ihren Antworten erkennen können, daß als Motive größerer Arbeitsfreude vor allem in Betracht kommen: die gelernte Arbeit, die Möglichkeit, sie für sich selbst verwenden zu können, die größere Selbständigkeit bei der Arbeit und die Hoffnung, sich einmal ganz selbständig machen zu können, die Abwechslung, der größere Spielraum, der der Geschicklichkeit, der Phantasie und der Initiative gegeben ist, die sozial gehobenere Position gegenüber der bloßen „Hilfsarbeiterin“, die Freude am Material, am gelungenen Arbeitsprodukt, an der Arbeit selbst. So stark auch die hemmenden Motive sind, die wir gerade bei den Schneiderinnen kennengelernt haben — die immer wiederkehrende Arbeitslosigkeit, die schlechten Löhne, die kleinen Werkstätten, das Angetriebenwerden, die häufigeren Konflikte mit Meisterinnen und Kunden —, bei mehr als einem Drittel der Schneiderinnen überwiegen doch die Elemente, die die Arbeitsfreude fördern, über die hemmenden.

Von der Freude der Buchbinderinnen an der sauberen, qualifizierten, Geschicklichkeit erfordernden Arbeit war schon die Rede. Bei gewissen Kategorien, vornehmlich wieder den gelernten Textilarbeiterinnen, übertrifft da und dort die Freude am Arbeitsprodukt und am Arbeitsmaterial die Unlust, die unhygienische Arbeitsverhältnisse und die schlechten Löhne erzeugen. In der chemischen Industrie, in der die Frauen nur Hilfsarbeit, meist sehr schwere oder mechanische oder gesundheitsschädliche Arbeit leisten, ist der stärkere Anteil von Arbeitsfreude zum Teil auf die Gummiballmalerinnen zurückzuführen, die bei ihrer gesundheitsgefährlichen Arbeit doch die oft spielerische Freude künstlerischer Gestaltung und Abwechslung haben, zum anderen Teil aber auf die Arbeiterinnen des gemeinwirtschaftlichen Heilmittelbetriebes, deren Arbeit leichter ist, und die, wie wir oben gesehen haben, ein wenig mitgerissen sind von dem Gefühl, in einem Betrieb beschäftigt zu sein, der nicht privatwirtschaftlichem Profit, sondern einem neuen gemeinwirtschaftlichen Gedanken dient. In der Zuckerwarenindustrie kommen in unserer Erhebung einige besonders modern eingerichtete Großbetriebe vor. Auch bei den Zigarettenhülsenarbeiterinnen ist zu berücksichtigen, daß namentlich einer der beiden großen erfaßten Betriebe manche Erleichterungen für die Arbeiterinnen (Garten, Speisesaal, Bad) enthält und daß in ihm das Einvernehmen zwischen den Arbeiterinnen und den Betriebsrätinnen ein besonders gutes ist. Bei den Hutarbeiterinnen sind es die Modistinnen, die Blumen- und Federnarbeiterinnen, für die vieles gilt, was von den Schneiderinnen bereits gesagt wurde:

Berufsfreude

Von je 10 Frauen einer Berufsgruppe



rot: Freude am Arbeitsprozess
rot mit weiss: Freude am Verdienst

schwarz: keine Freude

Die Freude an der gelernten, außerberuflich zu verwertenden, Geschicklichkeit und Geschmack erfordernden Arbeit. Bei den Hutarbeiterinnen in der Fabrik ist von Arbeitsfreude schon nichts mehr zu merken, bei den Schuharbeiterinnen nur bei den gelernten Stepperinnen und den mit der Fertigstellung beschäftigten Arbeiterinnen. Am wenigsten ist von Arbeitsfreude bei den schwer arbeitenden Holzarbeiterinnen zu merken, auffallend wenig trotz der gesicherten Existenz bei den Staatsarbeiterinnen, noch weniger bei den Metallarbeiterinnen, wo die Arbeit in der Glühlampenindustrie zu mechanisiert ist, um Arbeitsfreude aufkommen zu lassen, während bei den Radioarbeiterinnen doch die kompliziertere Arbeit, die steten Neuerungen im Arbeitsprozeß, das Produkt vor allem (fertige Radioapparate werden ausprobiert, Musik ertönt im Arbeitsraum), die Arbeit anziehender gestalten.

Auch hier zeigt es sich schließlich, daß wie wir schon durchgehend gesehen haben, die junge, noch unverbrauchte, mit außerberuflicher Arbeit nicht überlastete, frischere Arbeiterin dem Beruf positiver gegenübersteht, als die ältere, verbrauchte, überlastete Arbeiterin. Während von 100 Arbeiterinnen im Alter von 21 bis 25 Jahren 36·7 Prozent von Freude am Beruf berichten, sind es etwa in der Gruppe der 51- bis 55jährigen nur 26·7 Prozent.

Wollen und nicht müssen.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß doch jede fünfte Arbeiterin trotz aller hemmenden Elemente, trotz allem was in der kapitalistischen Gesellschaft zusammenwirkt, um der Arbeiterin die Berufsarbeit zu erschweren, auch Freude an ihrer Berufsarbeit empfindet: Freude an der Arbeit selbst, Freude an der größeren Unabhängigkeit, an dem Selbstgefühl, das sie verleiht, an der sozialen Gemeinschaft, in die sie führt. Es sind vorwiegend die gelernten oder doch qualifiziertere Arbeit leistenden oder die in größeren, modernen, sozialer geleiteten Betrieben arbeitenden, meist die jüngeren Arbeiterinnen, die ihre Arbeit nicht nur als Plage oder lediglich als Erwerbsarbeit betrachten, sondern ihr auch positive Seiten abgewinnen.

Bei vier Fünfteln der Arbeiterinnen aber überwiegen die Unlustmomente,

lassen insbesondere die außerberufliche Belastung und die untergeordnete Arbeit der Arbeiterin im Betrieb Freude am Beruf nicht aufkommen. Lediglich um des Erwerbs willen betrieben, wird der Beruf von diesen Arbeiterinnen als unentrinnbarer, bedrückender Zwang empfunden. Kleine Freuden, die jede Tätigkeit schafft, gehen unter in all den Widrigkeiten und Erschwerungen, die die Vereinigung von Haushalt- und Berufsarbeit der Arbeiterin bringt. Den Druck, der auf all diesen Arbeiterinnen lastet, drückt eine von ihnen in dem für viele bezeichnenden Stoßseufzer aus:

„Einmal möchte ich wollen und nicht müssen!“

III. I m H a u s e.

7. Kapitel.

Die Wohnung.

Wohnung und Berufsarbeit.

Die Wohnung ist der äußere Rahmen, in dem sich das Leben der arbeitenden Frau abspielt. Man glaube nicht, daß für die berufstätige Frau, die einen so großen Teil des Tages außer Haus bringt, die Wohnungsfrage weniger wichtig ist. Im Gegenteil: Müde und überreizt kommt die in den modernen Arbeitsprozeß, in die mechanische, nervenzermürbende Maschinenarbeit eingespannte Arbeiterin nach Hause. Sie braucht Ruhe, Entspannung, Alleinsein. Findet sie zu Hause eine Wohnung vor, in der sich die Menschen im engen Raum drängen, in der Übellaunigkeit und Gereiztheit ständige Konflikte hervorrufen, wo es nie ein Alleinsein, nie ein wirkliches Ausruhen gibt, der Lärm der Maschinen vom Lärmen der Kinder abgelöst wird, wo auch die primitivsten Hilfsmittel zur Erleichterung der Hausarbeit fehlen, so muß die Wohnung mit dazu beitragen, die Lasten der Berufsarbeit zu vervielfachen.

Im Jahre 1894 hat Professor Philippovich die Wiener Arbeiterwohnungen folgendermaßen gekennzeichnet: „Die Wohnung ist nur eine Schutzdecke vor den Unbilden der Witterung, ein Nachtlager, das bei der Enge, in der sich die Menschen drängen, bei dem Mangel an Ruhe, Luft, an Reinlichkeit nie dem erschöpften Körper zur Ruhe werden kann... Diese Wohnungen bieten keine Behaglichkeit und keine Erquickung, sie haben keinen Reiz für den von der Arbeit Abgemühten. Wer in sie hinabgesunken oder hineingeboren, muß körperlich und geistig verkümmern.“

Hebung der Wohnkultur, Abnahme des Untermieterwesens, Mieterschutz und öffentliche Wohnbautätigkeit haben dazu beigetragen, die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterschaft in der Nachkriegszeit auf ein höheres Niveau zu bringen. Aber die Sünden der Vergangenheit können nicht so rasch gutgemacht werden. Die Krise bringt auch da wieder eine Verschlechterung. Die enge, überfüllte Wohnung, in der Menschensorgen und Menschenschicksale aneinanderstoßen, die Haushaltführung übermäßig erschwert wird, ist heute noch das Heim der Arbeiterin.

Das eigene Heim.

Von unseren Arbeiterinnen wohnen:

In einer eigenen Wohnung	52'9 Prozent
Bei den Eltern	36'6 "
In Untermiete	9'2 "
Als Bettgeher	1'3 "

Fast die Hälfte der Arbeiterinnen hat also keine eigene Wohnung.

Damit fällt manche Belastung weg, die der eigene Haushalt schafft. Aber es fehlt auch die vielen Arbeiterinnen gegen die unselbständige und untergeordnete Fabrikarbeit als Gegengewicht so erwünschte „Selbständigkeit“ im eigenen Heim. 22 Arbeiterinnen sprechen in unserer Erhebung als dringendsten Wunsch die Sehnsucht nach dem eigenen Heim aus.

Das eigene Heim spielt eine große Rolle, vor allem bei der verheirateten Arbeiterin.

Denn auch von den verheirateten Arbeiterinnen haben mehr als ein Viertel keine eigene Wohnung.

Es sind vor allem die jungverheirateten Arbeiterinnen, die die Wohnungsnot zu fühlen bekommen. Aber es sind auch ältere darunter.

„Acht Jahre verheiratet und noch immer keine Wohnung!“ schreibt eine Arbeiterin bitter. Eine Mutter beklagt sich darüber, daß sie ihr Kind jahrelang bei fremden Leuten lassen muß. Eine andere schreibt:

„Muß von meinem Mann aus Wohnungsmangel getrennt leben, daher gezwungen, bei meiner Schwester auf der Küche zu wohnen. Sie selbst wohnt mit Mann und Kindern in einem Kabinett.“

So wohnen verheiratete Arbeiterinnen bei den Eltern oder Schwiegereltern, manchmal mit dem Mann gemeinsam, oft von ihm getrennt, häufig nur geduldet, in einer Atmosphäre ständiger Spannungen und Gereiztheit. 16'5 Prozent der verheirateten Frauen wohnen noch bei den Eltern, 9'8 Prozent in Untermiete. Auch eine verheiratete Frau als Bettgeherin kommt vor. Es sind also recht viele, die dem häufig gehörten, wohlgemeinten Rat, sich dem Heim statt der Berufsarbeit zu widmen, schon darum nicht folgen können, weil sie kein Heim haben.

Von den ledigen Arbeiterinnen wohnen zwei Drittel bei den Eltern. Das elterliche Heim bringt der jungen, ledigen Arbeiterin viel Entlastung, sichert ihr einen Rückhalt, ermöglicht ihr in der Regel ein besseres Auskommen mit ihrem Lohn. Aber es fehlt an der Möglichkeit, sich das Leben selber zu gestalten. Und gerade für die junge Arbeiterin spielt ja dieses Streben nach Selbständigkeit, nach eigener Lebensgestaltung eine große Rolle. Mehr als einem Drittel der ledigen Arbeiterinnen ist das gelungen. 22'3 Prozent haben ihre eigene Wohnung, meist einen Einzelraum mit Kochgelegenheit, 9'8 Prozent bewohnen ein Kabinett oder ein Zimmer in

Untermiete, 27 Prozent müssen es als Bettgeherinnen mit anderen teilen. Eine junge Arbeiterin wünscht, daß es mehr Einzelräume für Ledige geben möge:

„Man kann sich doch nicht schnell verheiraten oder ein paar Kinder haben, damit man eine Wohnung bekommt.“

Von den verwitweten Arbeiterinnen mußten 13 Prozent, von den geschiedenen 32,5 Prozent vom eigenen Heim weg zu den Eltern zurück oder in Untermiete.

Der Schlafraum.

Die Wohnungen sind eng, die Zahl der Räume begrenzt. Wohnraum und Schlafraum fallen in der Regel zusammen, der Schlafraum wird meist mit anderen Familienmitgliedern geteilt. Es bewohnen:

Schlafraum allein	23,1 Prozent
„ mit 1 Person	23,1 „
„ mit 2 Personen	18,9 „
„ mit mehr als 2 Personen	34,9 „

Nicht einmal ein Viertel der Arbeiterinnen, die des Tages in die Fabrik gehen, des Abends in die Familiengemeinschaft eingespannt sind, finden also wenigstens bei Nacht das so notwendige Alleinsein. Sie sind eigentlich nie allein, auch bei Nacht durch Rücksichten auf andere behindert und im völligen Ausspannen gehemmt. Bei den Ledigen kommt der eigene Schlafraum immerhin noch bei einem Viertel der Arbeiterinnen vor, bei den verheirateten schon seltener. Es ist auch selten, daß der Schlafraum nur mit einer Person geteilt wird.

Mehr als die Hälfte aller Arbeiterinnen teilt den Schlafraum mit zwei oder mehr, mehr als ein Drittel mit drei und mehr Personen.

Wie kann da von richtiger Körperpflege, wie auch nur von ungestörter Nachtruhe die Rede sein, wenn der Schlafraum mit Mann und Kindern, mit Eltern und Geschwistern geteilt wird, in Arbeiterfamilien, in denen zu verschiedenen Zeit aufgestanden und schlafen gegangen wird! Wie vollzieht sich hier das Zusammenleben der Geschlechter!

Aber nicht nur der Schlafraum, auch das Bett muß manchmal geteilt werden. Rund 86 Prozent der Arbeiterinnen haben wohl ihr eigenes Bett, aber

von den ledigen Arbeiterinnen haben doch mehr als ein Zehntel, von den verheirateten aber fast ein Fünftel nicht ihr eigenes Bett.

Es wird mit Mann oder Kindern geteilt — zerschlagen und unangeruht steht die Arbeiterin in der Früh auf, einen Tag voll anstrengender Arbeit vor sich.

„Durch das gemeinsame Schlafen mit meinem Mann“, schreibt eine 30jährige Zigarettenhülsenarbeiterin, „bin ich oft müder, als ich mich am Abend ins Bett lege. Dies wirkt auch körperlich auf meine Tagesarbeit.“

Schlafraum

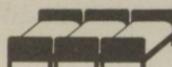
Von je 10 Frauen haben



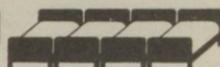
Schlafraum
für sich allein
in Privatwohnungen



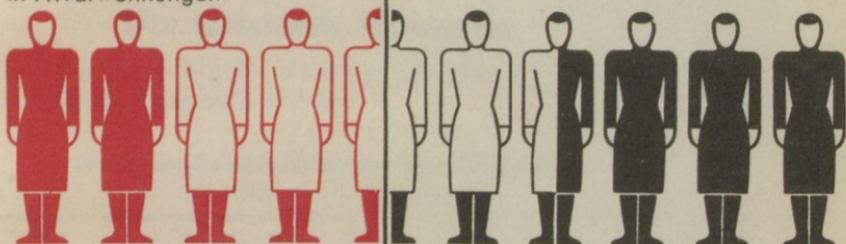
mit noch
einer Person



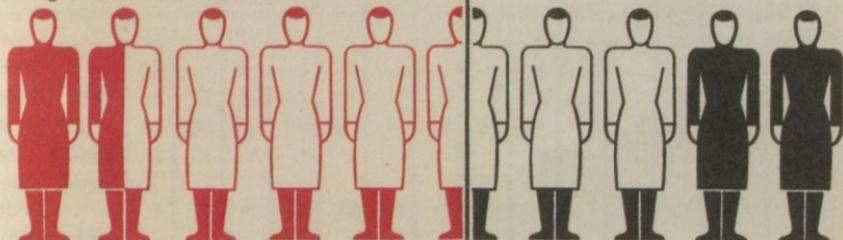
mit noch
2 Personen



mit mehr als
2 Personen



in Wohnungen der Gemeinde Wien



Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum in Wien

Ja, sogar von den verwitweten Frauen haben 74 Prozent, von den geschiedenen 97 Prozent nicht ihr eigenes Nachtlager.

Untermieter- und Bettgeherwesen spielen dagegen in erfreulichem Gegensatz zu Vorkriegserhebungen eine geringe Rolle. Nur 37 Prozent der Arbeiterinnen haben Untermieter, nur 11 Prozent Bettgeher*). Das Zusammenwohnen mit fremden Menschen bleibt also den meisten doch erspart. Auch wird nur von 15 Prozent der Arbeiterinnen der Wohnraum als Arbeitsraum benützt. Die Berufsarbeit der Frau schützt die Familie doch vor Heimarbeit, der schlechtesten Arbeit.

Als weitere Erschwerung für die arbeitende Frau muß vermerkt werden, daß rund ein Fünftel der Arbeiterinnen ihre Wohnungen im vierten Stock und noch höher, 161 Prozent allein im fünften Stock haben. Das bedeutet oftmaliges Stiegensteigen, neue Ermüdung, neue Anstrengung.

Die überfüllte Wohnung.

Die Größe der Wohnungen und die Zahl ihrer Bewohner zeigt die folgende Tabelle.

Wohnraumkombination und Bewohnerzahl.

(1 Kind = 1/2 Person.)

Wohnraumkombination	Gesamtzahl der Personen												Summe	Von 100 Wohnungen
	1	1 1/2	2	2 1/2	3	3 1/2	4	4 1/2	5	5 1/2	6	Mehr		
Kabinett	44	6	54	9	4	1	6	—	3	—	1	11	128	10·4
Zimmer	13	3	21	3	4	2	1	1	2	1	—	7	41	4·1
Kabinett, Küche	10	2	25	11	17	4	6	1	4	—	1	16	81	6·7
Zimmer, Küche .	55	20	156	56	111	41	73	21	27	7	4	12	583	47·4
Zimmer, Kabinett	1	1	4	1	2	—	—	1	1	—	—	1	12	1
Zimmer, Kabinett, Küche	6	8	26	20	55	28	49	14	34	7	16	27	290	23·5
2 Zimmer, Kab., Küche	—	—	—	—	3	—	4	—	5	1	—	3	16	1·3
1 Zimmer, 2 Kab., Küche	—	—	1	—	5	4	5	—	1	2	3	3	24	1·9
2 Kabinett, Küche	—	—	1	—	1	—	—	—	—	1	—	—	3	0·2
2 Zimmer, Küche	—	1	1	1	12	1	4	1	6	3	3	2	35	2·8
Küche allein . .	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	0·1
Größer (meistens Siedlungshäuser)	—	—	—	—	3	—	2	1	—	—	1	—	7	0·6
Zahl d. Antworten	129	42	289	101	217	81	150	40	83	22	29	48	1231	100
Von 100 Wohnparteien . . .	10·5	3·4	23·5	8·2	17·6	6·7	12·2	3·2	6·7	1·8	2·3	3·9	100	

*) 1907 hatten in Wien von 100 Parteien 16·9 Untermieter und 11·4 Bettgeher.

Da fällt zunächst auf, daß nur etwas mehr als ein Zehntel der Arbeiterinnen allein wohnt. Die meisten Arbeiterinnen leben gemeinsam mit mehrköpfigen Familien.

36·8 Prozent der Arbeiterinnen wohnen mit 3 und mehr Personen zusammen, 6·2 Prozent mit 5 und mehr Personen.

Aber die große Familie ist nicht mehr wie einst die große Zuflucht, der Rückhalt für die arbeitende Frau. Keine Arbeiterfamilie in der Zeit der Wirtschaftskrise, in der nicht ein oder mehrere Familienmitglieder arbeitslos sind, diejenigen, die in Arbeit stehen, in dem Fall die arbeitende Frau, materiell und seelisch stärker belastet werden. Keine größere Familie, in der sich heutzutage nicht traurige Schicksale und Sorgen häufen. Die große Familie ist heute weit öfter Belastung als Rückhalt für die arbeitende Frau.

Vor allem aber: Die Familien sind groß, die Wohnungen klein. Zu den wenigen erfreulichen Fällen, in denen alleinstehende Frauen oder Frauen mit nur einem Kind einen Einzelraum oder ein Zimmer mit Küche bewohnen, zu der von zwei Personen bewohnten normalen Arbeiterwohnung, die aus Zimmer-Küche oder aus Zimmer-Kabine-Küche besteht, kommen die weitaus überwiegenden Fälle kleiner, mit Menschen angefüllten Wohnungen. 68·6 Prozent, also

mehr als zwei Drittel der Arbeiterinnen wohnen in Kleinstwohnungen, in Wohnungen, die nur aus Kabinett, nur aus einem Zimmer, bestenfalls aus Zimmer oder Kabinett mit Küche bestehen. 37 Prozent dieser Arbeiterinnen wohnen in diesen Wohnungen mit mehr als drei erwachsenen Personen zusammen.

Von den 15 Prozent der Arbeiterinnen, die einen Einzelraum ohne eigene Küche bewohnen, sind nicht viel mehr als ein Drittel alleinstehend. Die anderen wohnen mit ihrer Familie in Einzelräumen, in denen eine Haushaltführung und vor allem ein Alleinsein kaum möglich ist. In einem Kabinett in Untermiete wohnen in drei Fällen fünf, in einem Fall sechs Personen! Eine Arbeiterin bewohnt mit ihrem Kind nur eine Küche! In Zimmer und Küche wohnen in 16 Fällen sechs und mehr Personen. Zusammengedrängt im engen Raum verbringt die Arbeiterin hier die Stunden, die ihr nach der Tagesarbeit bleiben. Hier soll sie Haushalt führen, Kinder erziehen, die Familie zusammenhalten. Wann kann sie Ruhe finden?

Die häufigste Wohntype ist die Wohnung, die aus Zimmer und Küche besteht. Sie wird von 47·4 Prozent, also fast der Hälfte unserer Arbeiterinnen, bewohnt. Sie ist vor allem die Wohnung der kleineren Haushalte. In 156 Fällen wird sie zu zweit bewohnt. Aber 185 Arbeiterinnen wohnen in ihrer Zimmer-Küche-Wohnung doch mit mehr als drei Erwachsenen zusammen. Die nächsthäufige Type, die Zimmer-Kabine-Küche-Wohnung wird von 23·5 Prozent der Arbeiterinnen bewohnt. Sie ist schon in weit höherem Maße die Wohnung der größeren Arbeiterhaushalte. 60 Prozent dieser Arbeiterinnen bewohnen sie mit einer Familie von mehr als drei Erwachsenen. Darunter sind 33 Fälle von sechs und mehr Personen. Wo

die Wohnung also etwas größer ist, ist auch die Überfüllung größer. Nur 6·8 Prozent der Arbeiterinnen wohnen in Wohnungen, deren Größe über die der normalen Arbeiterwohnung hinausgeht, die also etwa zwei oder gar drei Wohnräume mit Küche umfassen. Ganz vereinzelt wird ein eigenes Siedlungshaus bewohnt. Um so häufiger wird es gewünscht.

Im Wohnhausbau der Gemeinde Wien.

Von unseren Arbeiterinnen bewohnen 142, das sind 10·8 Prozent, eine Wohnung in einer der neuen Wohnhausbauten der Gemeinde Wien. 142 Arbeiterinnen von 1320 also, wohnen in Wohnungen, von denen man weiß, daß sie Luft und Sonne hereinlassen, daß sie Balkone und Gartenhöfe haben, daß in ihnen die Haushaltungsführung und Kinderbetreuung erleichtert ist, Wohnungen, von denen man annehmen kann, daß die Arbeiterinnen sich tagsüber auf die Rückkehr freuen, daß sie in ihnen am Abend ein wirkliches Heim finden.

Nur ein Beispiel dafür, wie die Gemeinde in ihren Wohnungen die Wohnkultur für die Arbeiterinnen hebt:

Es bewohnen den Schlafräum allein oder mit höchstens einer Person:

Im allgemeinen Durchschnitt .	46·2	Prozent	der	Arbeiterinnen
In den Gemeindewohnungen .	57·1	"	"	"

Es teilen den Schlafräum mit mehr als zwei Personen:

Im allgemeinen Durchschnitt .	34·9	Prozent	der	Arbeiterinnen
In den Gemeindewohnungen .	18·3	"	"	"

10·8 Prozent — wie wenige sind es noch! Wie viele müßten es sein, damit die arbeitenden Frauen zu einer menschenwürdigen Wohnung kommen!

8. Kapitel.

Hausarbeit.

„Für die Frauen ist zu Hause nur Schichtwechsel!“ schreibt eine Arbeiterin.

Der „zweite“ Arbeitstag der Arbeiterin wird im Haushalt verbracht. Kochen, nähen, aufräumen, waschen, einkaufen, Kinder versorgen — das sind Arbeiten, die fast jede Arbeiterin außer ihrer Fabrikarbeit zu leisten hat, die ihren Arbeitstag verdoppeln und verdreifachen.

Der Arbeitstag.

Der Arbeitstag ist lang, die Nachtruhe kurz. Die Arbeiterinnen stehen auf:

Vor 5 Uhr	7·1 Prozent
Um 5 Uhr	24·2 „
Zwischen 5 und 6 Uhr	35 „
Um 6 Uhr	22·1 „
Zwischen 6 und 7 Uhr	6·9 „
Um 7 Uhr	1·7 „
Ohne Angabe	3 „

Für zwei Drittel der Arbeiterinnen beginnt also der Arbeitstag vor 6 Uhr, für 20·3 Prozent der ledigen und 39·7 Prozent der verheirateten sogar um 5 Uhr und noch früher. Er endet erst am späten Abend.

Die Arbeiterinnen gehen schlafen:

Vor 9 Uhr	3·9 Prozent
Um 9 „	15·3 „
„ 10 „	53·8 „
„ 11 „	20·3 „
Nach 11 „	3·3 „
Ohne Angabe	3 „

Der Tag endet also für drei Viertel der Arbeiterinnen in der Zeit von 10 bis 11 Uhr. Für die ledigen Arbeiterinnen beginnt der Arbeitstag in der Regel etwas später, für die verheirateten beginnt er früher und dauert länger. $\frac{1}{2}$ 6 bis 10 Uhr —

der 16½ stündige Arbeitstag ist die Regel. Für die verheiratete Arbeiterin beträgt er auch 17 und sogar 18 Stunden, nur für wenige 14 oder 15 Stunden.

Aber kann man den ganzen Tag der Arbeiterin als „Arbeitstag“ bezeichnen? Gewiß gibt es doch auch Stunden, in denen nicht gearbeitet, in denen ausgeruht, spazieren gegangen, eine Unterhaltung aufgesucht wird. Das ist sicher richtig und trifft insbesondere für alleinstehende Arbeiterinnen zu. Wenn wir aber das Ausmaß der Arbeit betrachten, das von den in der Fabrik arbeitenden Frauen noch überdies im Hause geleistet wird, so wird uns klar, daß es Arbeit und nur zum geringen Teile Ruhe und Erholung ist, die den langgestreckten Tag der Arbeiterin ausfüllt, die ihn so früh beginnen, so spät enden läßt.

Vor Arbeitsbeginn.

Nur 27·3 Prozent, also kaum mehr als ein Viertel der Arbeiterinnen, haben vor der Fabrikarbeit keine Arbeit zu leisten. 72·7 Prozent, also

fast drei Viertel, haben schon in der Früh, bevor sie in die Fabrik gehen, den Haushalt zu besorgen.

Hier äußert sich die stärkere Belastung der verheirateten Arbeiterin schon sehr fühlbar. 42·8 Prozent der ledigen, aber nur 17·1 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen gehen an die Arbeit, ohne schon vorher im Haushalt gearbeitet zu haben.

Diese morgendliche Arbeit im Haushalt besteht aus:

	Insgesamt	Ledig Prozent	Verheiratet
Kochen	21·6	10·4	31·3
Aufräumen	29·2	22	34·6
Beides	17·4	12·3	21·2
Einkaufen	2·5	2·5	2·5
Kinder versorgen	5·5	3·2	7·2
Sonstiges	0·5	0·2	0·8

Das Frühstück bereiten, für Mittag vorkochen, Schuhe und Kleider putzen, die Wohnung aufräumen, eines davon oder gar alles, sind für die große Mehrzahl der verheirateten Frauen die selbstverständliche Morgenbeschäftigung schon vor der Fabrikarbeit. Kinder werden versorgt, am Weg wird noch eingekauft, gerechnet, eingeteilt — so kommt die Arbeiterin in die Fabrik! Nicht mit unverbrauchten Kräften, sehr oft von der bis in den späten Abend geleisteten Arbeit des Vortages noch ungenügend ausgeruht, mit ihren Gedanken beim Heim, das sie verlassen haben. Wird der Mann das kochende Wasser rechtzeitig vom Herd nehmen, wird das jüngste Kind genug warm angezogen sein, wird zu Mittag genug Essen für alle sein? Diese Gedanken und Sorgen enden nicht vor dem Fabriktor, sie werden zur Arbeit mitgenommen und begleiten die Arbeiterin während ihrer ganzen Tagesarbeit.

Mittagspause und Mittagessen.

Es kommt die Zeit der Mittagspause. Sie wird verbracht:

Zu Hause	19.7 Prozent
In der Betriebskantine	9 "
Im Gast- oder Speisehaus	3.3 "
In den Fabrikräumen	68 "

Wie wenig die Pause, mag sie auch eine Stunde oder länger dauern, mehr ist als ein bloßes „Nichtarbeiten“, wie wenig sie Ruhe, Wechsel der Atmosphäre, Ausspannen bedeutet, wurde schon bei der Besprechung des Arbeitstages gezeigt. Die nach Hause hasten, arbeiten auch in der Mittagspause meist zu Hause.

Der eigenen Verköstigung wird keine allzu große Bedeutung beigemessen. 68 Prozent, also mehr als zwei Drittel, nehmen sich ihr Essen in die Fabrik mit, wo fast durchweg Möglichkeiten bestehen, es zu wärmen. 9 Prozent suchen die Fabrikkantine auf, um dort zu essen, 3.3 Prozent Gast- oder Speisehäuser. In beiden wird gewöhnlich ein billiges Menü bestellt. Oft wird auch nur aus dem Gasthaus Gemüse geholt. Ein Fünftel ißt zu Hause.

Es wird gegessen:

Ohne Fleisch	43.8 Prozent
Mit Fleisch	29.4 "
Manchmal Fleisch*	21.7 "
Kaltes Essen	5.1 "

Am häufigsten besteht das Mittagessen der Arbeiterin aus Brot und Gemüse, das auf einem Rechaud aufgewärmt wird. Oft ist ein Stück Wurst, seltener ein Stück Fleisch dabei und eine Mehlspeise. Die Arbeiterinnen, die angeben, daß sie manchmal Fleisch essen, fügen auch oft hinzu, daß dies nur Sonntag der Fall ist. Manche haben statt des Gemüses Kaffee und Wurstbrot, Kaffee und Mehlspeise. 5.1 Prozent haben nur kaltes Essen, also nur Wurstbrot, im Sommer wohl auch in stärkerem Maße Obst und Milch. Oft ist nur ein Rechaud vorhanden. Um die kostbare Pause nicht durch Warten abkürzen zu müssen, wird das Essen kalt hinuntergeschlungen. Ob dem durch viele Arbeit auch viel verbrauchenden Organismus der Arbeiterin dabei die notwendigen Nährstoffe zur Erneuerung der Arbeitskraft zugeführt werden, bleibt dahingestellt. Tatsächlich scheint sich auch hier die bekannte Erscheinung abzuspielen, daß

in Zeiten wirtschaftlicher Not die Frau vor allem an ihrer Ernährung spart,

ein für die schwer arbeitende Frau besonders bedenklicher Zustand.

Sehr bezeichnend schreibt eine Mutter zweier Kinder, deren Mann ausgesteuert ist:

„Das Mittagessen besteht aus dem Übriggebliebenen, aber es ist sehr fraglich, ob etwas übrigbleibt.“

Nach der Berufsarbeit.

Die eigentliche Hausarbeit wartet auf die Arbeiterin doch erst nach der Berufsarbeit. Wir haben diese Berufsarbeit kennengelernt und haben gesehen, daß sie durchaus keine leichte Frauenarbeit ist, daß sie ermüdet und erschöpft. Zwischen 4 und 5 Uhr, manchmal aber erst um 6 Uhr abends, kommt die Arbeiterin nach Hause, wo in der Regel die ganze Hausarbeit auf sie wartet. Auf die Frage, was sie nach der Berufsarbeit an Haushaltarbeit zu leisten haben, antworten die Arbeiterinnen:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	P r o z e n t		
Alles, was im Haushalt zu leisten ist	60'8	40'1	76'4
Kochen	4'1	4'1	4'1
Aufräumen	13'5	20	8'6
Einkaufen	7'1	10'2	4'8
Nähen	17'2	26'7	10'1
Keine Haushaltarbeit	8'6	17	2'4

Nicht einmal ein Zehntel der arbeitenden Frauen ist von der Hausarbeit verschont. Auf alle anderen wartet nach der Fabrikarbeit die Hausarbeit, auf drei Fünftel sogar die gesamte Hausarbeit.

Hier zeigen sich nun sehr wesentliche Unterschiede zwischen ledigen und verheirateten Arbeiterinnen. Von den ledigen haben 40 Prozent den ganzen Haushalt zu versehen. Wenn wir uns erinnern, daß nur 34 Prozent selbständig sind und nicht bei den Eltern wohnen, zeigt es sich, daß doch eine Reihe junger lediger Arbeiterinnen auch den Haushalt der Familie, der Eltern oder der Geschwister zu besorgen haben. Häufiger ist es bei den ledigen Arbeiterinnen so, daß sie nur einen bestimmten Teil der Haushaltarbeit zu leisten haben. Es gibt welche, die im elterlichen Haushalt nur für sich kochen, andere, die der Mutter die Arbeit des Aufräumens, des Einkaufens abnehmen, während die Mutter für sie kocht. Bei den Schneiderinnen besteht häufig ihr Beitrag zur Haushaltarbeit darin, daß sie für die übrigen Familienmitglieder nähen und flicken. Auf der Mehrzahl der ledigen Arbeiterinnen lastet doch nicht die ganze, sondern nur ein Teil der Haushaltarbeit. 17 Prozent sind von ihr ganz befreit.

Ganz anders bei der verheirateten Arbeiterin. Die wenigen, die keine Haushaltarbeit zu leisten haben, sind Einzelfälle, wohnen in Untermiete oder bei den Eltern.

Auf mehr als drei Viertel lastet die ganze Wucht der Haushaltarbeit.

Kochen, Räumen, Einkaufen, Flicken — es gibt keine leichte oder grobe Arbeit, die der verheirateten Arbeiterin erspart bleibt. Nur gering ist die Zahl derer, denen durch einen gemeinsamen Haushalt mit Mutter oder Schwiegermutter ein Teil der Haushaltarbeit abgenommen ist, so daß sie nur zu räumen und zu nähen oder nur

einzukaufen und zu kochen haben. Auf der übergroßen Mehrzahl lastet die ganze Haushaltarbeit.

Der Washtag.

In diese Welt des von täglicher Hausarbeit erfüllten Alltags bricht nun ein- oder zweimal im Monat noch der Washtag ein — genug Belastung für die Hausfrau, die nur ihren Haushalt führt, übermäßige Leistung für die durch tägliche Fabrik- und Haushaltarbeit überbeanspruchte Fabrikarbeiterin.

Von 100 Arbeiterinnen waschen:

Einmal im Monat	50
Zweimal im Monat	43
Gar nicht	7

Beim Einhalten des Waschtages bestehen auch keine wesentlichen Unterschiede zwischen verheirateten und ledigen Arbeiterinnen. Auch die ledige wäscht in der Regel ihre Wäsche selbst — die verheiratete allerdings noch die der übrigen Familie. Aber von beiden wird in der Regel einmal im Monat, sehr oft zweimal, nur äußerst selten nicht selber gewaschen. Nur 30 Arbeiterinnen, die zu Hause waschen, das sind 33 Prozent, stehen dabei die großen Erleichterungen einer Zentralwaschküche mit ihrem maschinellen Betrieb und ihrem arbeitsparenden Verfahren zur Verfügung. Die anderen haben ihre Wäsche in der feuchten, dunstigen Waschküche oder in der Küche zu waschen — da der Tag nicht reicht, wird die Nacht herangezogen.

Mithilfe bei der Hausarbeit.

Aber ist es denkbar, daß die Frauen diese Arbeit wirklich ganz allein leisten? Wir haben die Arbeiterinnen danach gefragt und es hat sich gezeigt, daß doch 427 Prozent der befragten Arbeiterinnen Hilfe bei der Hausarbeit haben. Da 86 Prozent angeben, keine Hausarbeit zu leisten, so kann man sagen, daß 487 Prozent, also

fast die Hälfte der Arbeiterinnen die Hausarbeit ohne jede Hilfe zu leisten haben, während der größere Teil der Arbeiterinnen doch bei der Leistung der Hausarbeit an dem einen oder anderen Familienmitglied Unterstützung finden.

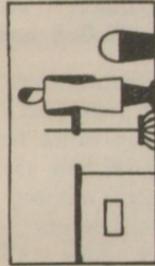
Den Arbeiterinnen, die diese Unterstützung haben, helfen:

Die Mutter oder Schwiegermutter	51'9 Prozent
Der Mann	14'2 „
Die Kinder	13'9 „
Die Geschwister	14'9 „
Nachbarn, Zimmerfrauen, Untermieterinnen . . .	5'1 „

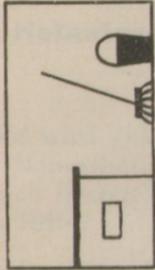
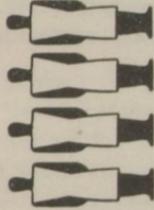
Es sind allerdings vorwiegend die ledigen Arbeiterinnen, von denen wir früher schon gesehen haben, daß drei Fünftel nicht die

Belastung mit Hausarbeit

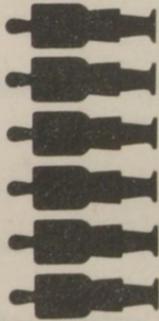
Von 10 Arbeiterinnen haben



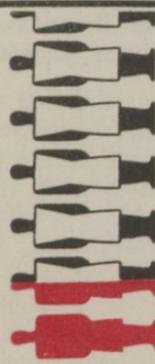
Hausarbeit
mit Hilfe



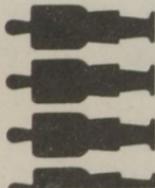
Hausarbeit
allein



bei verheirateten Frauen



bei unverheirateten Frauen



keine
Hausarbeit

ganze Haushaltarbeit zu leisten haben, die auf Mithilfe hinweisen können, die vielmehr oft selbst nur Mithelfende im elterlichen Haushalt sind. Wie verschieden die Belastung der ledigen und verheirateten Arbeiterin durch die Hausarbeit ist, zeigt die folgende Gegenüberstellung:

Belastung durch die Hausarbeit.

	Bei der ledigen Arbeiterin	Bei der verheirateten Arbeiterin
	Prozent	
Mithilfe wird geleistet bei	50'9	36'6
Keine Hausarbeit leisten	17	2'4
Demnach leisten die Hausarbeit ohne jede Hilfe	32'1	61'1

Auf fast einem Drittel der ledigen, aber auf mehr als drei Fünftel der verheirateten Arbeiterinnen lastet somit die Hausarbeit, ohne daß ihnen irgendwelche Unterstützung zuteil würde.

Sind es unabänderliche Tatsachen oder ist es nicht auch die Macht der Tradition, die der verheirateten Arbeiterin die ganze Haushaltarbeit auferlegt? 211 Männer der verheirateten Frauen sind arbeitslos, aber nur 80 halten es nicht unter ihrer Würde, der Frau, die sich den ganzen Tag plagt, die abgerackert von der Fabrik nach Hause kommt, einen kleinen Teil, wenigstens der Haushaltarbeit, abzunehmen. Weit mehr erwachsene Kinder sind arbeitslos als bei der Mitarbeit im Haushalt zu finden. Sollte hier nicht doch das alte Vorurteil der Frau selbst eine Rolle spielen, daß man doch dem Mann, dem Sohn nicht „zumuten“ könne, untergeordnete Haushaltarbeit zu verrichten? Freilich, manche lehnen sich auch gegen die unsinnige Arbeitsteilung, die die Frau doppelt und dreifach belastet, auf. So bittet uns eine vierzigjährige verheiratete Tabakarbeiterin „mitzuhelfen, die Männer anzuspornen, den arbeitenden Frauen im Haushalt beizustehen. Der kleinste Dienst bedeutet eine Hilfe.“

Zum Glück für die Arbeiterin finden sich auch hier die *Heinzelmännchen* des Proletarierhaushalts: Die Großmutter, die Nachbarin, die Zimmerfrau, die Tochter, die selbst noch in die Schule geht, und sicher auch in stärkerem Maße als dies früher war, auch Männer und Söhne. Und doch: 61 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen leisten ihre Haushaltarbeit ohne jede Hilfe! Nur eine Arbeiterin kann sich den Luxus einer Hausgehilfin leisten.

Können sich diese geplagten Frauen während des Tages je ausruhen? Nur 12'6 Prozent finden unter Tag Zeit und Gelegenheit, sich, wenn auch nur auf knappe Zeit, ein wenig hinzulegen, um neue Kräfte zu schöpfen. 85'9 Prozent der ledigen, 93 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen geben an, daß davon gar nie eine Rede sein kann. Ja, keine Frage hat bei den Arbeiterinnen so viel Befremden hervorgerufen, wie diese. Sich untermittags hinlegen, ausruhen — das gibt es vielleicht für Damen, für Arbeiterinnen gibt es das nicht.

Erleichterungen der Haushaltführung.

Ist diese Last der Haushaltführung aber nicht doch schon durch die zahlreichen Behelfe erleichtert, die der moderne Haushalt kennt? In Wirklichkeit fehlt es oft noch an den primitivsten Erleichterungen. Wir finden in den Wohnungen unserer Arbeiterinnen:

Gas, elektrisches Licht, Wasserleitung	17'9	Prozent
Elektrisches Licht und Gas	36'9	"
Elektrisches Licht und Wasserleitung	0'6	"
Gas und Wasserleitung	0'7	"
Elektrisches Licht	19'2	"
Gas	5'2	"
Wasserleitung	1'6	"
Weder elektrisches Licht, noch Gas, noch Wasserleitung	17'9	"
Elektrischen Staubsauger	1'9	"

Nur rund 18 Prozent der Arbeiterinnen haben also in ihrer Wohnung elektrisches Licht, Gas und Wasserleitung, die drei Voraussetzungen erleichteter Haushaltführung. Ebenso viele haben noch heute, im Jahre 1932, im großstädtischen Haushalt keines von den dreien in ihrer Wohnung*). Noch brennen Petroleumlampen und Kerzen, noch muß täglich der Herd angeheizt, das Wasser immer wieder vom Stiegenhaus geholt werden. Nur ein Fünftel kennt die Annehmlichkeit der Wasserleitung in der eigenen Wohnung. Gas haben in der Wohnung 50'7 Prozent, also erst die Hälfte, elektrisches Licht 64'6 Prozent, also knapp zwei Drittel. Auch hier zeigt es sich, daß die ohne jede Rücksicht auf die Erfordernisse der Hausfrau hergestellten Arbeiterwohnungen des alten Wien der Arbeiterin die Haushaltführung erschweren. Und doch sind erst 10 Prozent unserer Arbeiterinnen die Wohltaten einer Gemeindewohnung zuteil geworden, die mit ihrem Gasherd, der Wasserleitung in der Wohnung, der Möglichkeit zentralen Waschens die Haushaltarbeit so wesentlich erleichtern.

Für und gegen Zentralisierung des Haushaltes.

Von 1320 Arbeiterinnen geht nicht nur jede an ihre Arbeitsstätte — jede von ihnen kocht, jede von ihnen räumt auf, schleppt Kohlen, reibt den Boden, kauft ein, wäscht die Wäsche, verbringt ihre freie Zeit, ihr halbes Leben mit der Besorgung ihres Haushaltes. Ist das denkbar im Zeitalter der Rationalisierung? Streben die Arbeiterinnen, die im Betrieb die Möglichkeiten der Arbeits-

*) Der Fortschritt gegenüber der früheren Zeit liegt aber doch darin, daß nach der Wohnungszählung von 1917 nur 13'69 Prozent der Kleinwohnungen Gasbeleuchtung allein, nur 6'85 Prozent elektrisches Licht allein, nur 2'67 Prozent beides hatten. In diesen 15 Jahren hat also die Gemeinde Wien unendlich viel getan, um elektrisches Licht und Gas auch dem Arbeiterhaushalt zuzuführen.

erleichterung durch die Technik kennengelernt haben, nicht selbst nach einer Reform dieses unsinnigen Zustandes, nach Erleichterungen der Haushaltarbeit?

Wir haben die Arbeiterinnen gefragt, für welche Erleichterungen des Haushaltes sie sind und dabei selbst die Zentralisierung des Haushaltes, das Einküchenhaus, als möglichen Ausweg angegeben. Nur 452 Arbeiterinnen, das ist etwas mehr als ein Drittel, haben auf diese Frage überhaupt geantwortet. Den meisten ist es so selbstverständlich, daß es nur so und nicht anders sein kann, daß zur Erwerbsarbeit auch diese Belastung treten muß, so angewohnt und anerzogen, daß das der eigentliche Beruf der Frau ist, daß auch diese Frauen, die durch ihre harte Berufsarbeit vor dem Verdacht geschützt sind, um ihr Betätigungsfeld, um ihre Daseinsberechtigung kämpfen zu müssen, sich zum großen Teil die Frage noch gar nicht gestellt haben und auch gar nicht stellen lassen, ob es überhaupt anders sein könnte. Es sind also im allgemeinen doch die Arbeiterinnen, die überhaupt das Problem der Haushaltarbeit schon sehen, die diese Frage beantworten, und zwar sprechen sich aus:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
Für die Zentralisierung der Haushaltarbeit	83'9	91'4	81'7
Gegen die Zentralisierung der Haushaltarbeit	16'1	8'6	18'3

Von denen, die die Frage beantworten, sind also freilich die meisten für Erleichterungen des Haushaltes. Aber als Haushalterleichterungen werden nicht immer weitgehende Reformen der Haushaltarbeiten, sondern es wird oft nur eben das gewünscht, was der betreffenden Arbeiterin gerade im Haushalt abgeht. So wird sehr häufig Gas, elektrisches Licht, Wasserleitung in der Wohnung, Klosett, Waschküche, Keller, Parkettboden usw. als Haushalterleichterung verlangt. Vielen erscheint eine Gemeindewohnung als Inbegriff des vereinfachten Haushaltes. Zentralisierung und Einküchenhaus werden in erster Linie von solchen Frauen verlangt, die schon über die einfachsten Haushalterleichterungen verfügen.

Als Wünsche, die über die einfachsten Haushalterleichterungen hinausgehen, werden geäußert:

Bad	7mal	Staubsauger (mehrmals:	
Zentralwaschküche	13 "	„Für alle Parteien eines	
Bügelraum	1 "	Hauses“)	12mal
Wohnküche	1 "	Zustellung aller Bedarfs-	
Spülküche	2 "	artikel	3 "
Elektrische Behelfe	4 "	Vorrichtungen der Speisen . .	1 "
Zentralheizung	1 "	„Jemand, der die Haus-	
Gasofen	1 "	arbeit abnimmt“	2 "

Über das Einküchenhaus wird öfter geschrieben:

„Das wäre unser Traum, wenn er nicht so teuer käme.“

Der **Kostenpunkt** spielt überhaupt eine große Rolle. Eine 23jährige ledige Arbeiterin, die mit ihrem fünfjährigen Kind bei den Eltern lebt und selbst nicht viel Hausarbeit macht, schreibt:

„Für keine Erleichterung, weil Selbstkochen im Haus viel billiger kommt.“

Interessant sind die Begründungen derjenigen, die sich gegen **Haushaltreform** aussprechen. Der Widerstand richtet sich vor allem gegen das **Einküchenhaus**, obwohl nicht immer klare Vorstellungen darüber bestehen. Da heißt es:

„Das Einküchenhaus ist noch undiskutabel“, „Ist noch in weiter Ferne“, „Ist eine Zwangseinrichtung“, „Man muß dort essen, was man kriegt“, „Zu Hause schmeckt es doch am besten“, „Am besten ist es, sich allein alles zu machen“, „Zu Hause macht man sich's, wie man will“, „Ich ziehe Selbstgekochtes vor.“

Auch gegen die **Zentralwaschküchen** besteht Widerstand:

„Für unser Einkommen zu teuer“, „Wann könnten alle Frauen waschen? Doch unmöglich alle arbeitenden Frauen am Samstag nachmittags!“ Ja, sogar die Bewohnerin eines Gemeindehauses spricht sich gegen die Zentralwaschküche, die im Hause besteht, aus: „Weil man sich zuviel abtzt.“

Einige Arbeiterinnen geben als Grund für die Ablehnung kollektiver Haushalteinrichtungen die **Freude an der Hausarbeit** an:

„Ich tue gern selbst wirtschaften“, „Ich ziehe den Familienhaushalt vor“, „Ich bin mit meinem Haushalt zufrieden“.

Eine Arbeiterin verlangt Gemeinschaftseinrichtungen für die gröbere Hausarbeit, aber nicht etwa, damit mehr Zeit für ihre Erholung, sondern damit mehr Zeit für das gewöhnliche Aufräumen und Kochen bleibt,

„welch letzteres ich ganz gern tue“.

Eine Arbeiterin schreibt:

„Wenn ich einmal in keine Arbeit gehen würde, dann hätte der Haushalt die große Erleichterung.“

Es zeigt sich also, daß die Haushaltsarbeit nicht nur als Last, sondern, allerdings von einer kleinen Minderheit der Arbeiterinnen, auch als erfreuliches Gegengewicht gegen die **Berufsarbeit** empfunden wird. In der Fabrik die entseelte, unselbständige, untergeordnete Arbeit — im Haus die Arbeit, die einzige, bei der sich die Frau als Herrscherin in ihrem Bereich, als Einteilende, Selbständige, vor allem als Unersetzbare fühlt. Die Zentralisierung des Haushaltes wird von diesen Frauen abgelehnt, weil sie fürchten, daß die Mechanisierung, die schon ihre Berufsarbeit ergriffen hat, ihnen nun auch dieses letzte Gebiet eigener individueller Betätigung rauben könnte. Lieber nehmen sie die Doppelbelastung, die sie gar nicht als solche empfinden, auch weiterhin auf sich.

Auch hier zeigen sich freilich die

Unterschiede der Generationen.

Die jüngeren ledigen Arbeiterinnen, die die Mutter an der Überbelastung früh altern gesehen haben, die selbst fühlen, daß ihnen droht ins Joch gespannt zu werden, sie lehnen sich am ehesten gegen die Belastung auf, sie glauben, daß es doch anders sein könnte. Von dieser schon fühlbaren Auflehnung geht auch die alleinige Hoffnung aus, daß die schwere Belastung mit Beruf und Haushaltsarbeit nicht dauernd das Schicksal der arbeitenden Frau sein kann.

9. Kapitel.

Die Mutter.

Die nicht Mütter werden können . . .

„Schulden, hoher Zins, wenig Verdienst, von Woche zu Woche die Befürchtung, arbeitslos zu werden — wie das die Nerven zermürbt und wie freudlos man dem Tageseinerlei entgegengieht. Der einzige Trost ist, daß ich keine Kinder habe. Das Leben der Proletarierfrau ist nichts als ein ewiger Kampf.“

Die 30jährige Arbeiterin, die das schreibt, drückt aus, was tausend Arbeiterinnen empfinden: In der Zeit knapper Verdienste, ständiger Existenzunsicherheit, nervenzermürenden Kampfes ums Dasein, wird es der Arbeiterin unmöglich gemacht, Mutter zu werden.

Im Jahre 1913 gab es in Wien noch 36.000 Geburten. 1931 bei fast gleicher Zahl der Eheschließungen nur mehr 17.000. Bei der Wiener Arbeiterkrankenversicherung ist von 1930 bis 1931 die Zahl der weiblichen Mitglieder um 8 Prozent, die Zahl der Entbindungen aber um 14 Prozent zurückgegangen.

Geburtenrückgang und erschwerte Mutterschaft kennzeichnen auch unsere Erhebung. Von 1320 Arbeiterinnen sind 417, also

nicht ganz ein Drittel, rund 57 Prozent der verheirateten oder verheiratet gewesen Frauen Mütter.

Die Wandlungen, die die Mutterschaft erfährt, ersehen wir am besten aus dem Altersaufbau der Mütter:

Alter	Zahl der Mütter	Von 100 Müttern sind in dieser Altersstufe	Von 100 Arbeiterinnen in dieser Altersstufe sind Mütter
16 bis 20 Jahre	2	0·4	2·3
21 " 25 "	22	5·2	10·3
26 " 30 "	73	17·4	27·4
31 " 35 "	64	15·2	30
36 " 40 "	83	19·9	44·5
41 " 45 "	80	19·8	57·9
46 " 50 "	52	12·4	54·2
51 " 55 "	33	7·8	59·2
56 " 60 "	8	1·9	22·2

Unter den Arbeiterinnen sind auffallend wenig junge Mütter. Nur 5·6 Prozent der Mütter sind noch nicht 25, nur 28 Prozent noch nicht 30 Jahre alt. Das würde zunächst nur die oft beobachtete Tatsache bestätigen, daß das Alter der Erstgebärenden immer höher hinausgeschoben wird. Schwierigkeiten der Eheschließung, der Gründung eines Hausstandes, der eigenen Wohnung, der Berufsstellung schieben die Mutterschaft, auch dort, wo sie erwünscht ist, immer mehr hinaus, bis sie oft überhaupt nicht mehr möglich ist oder sich doch unter gesundheitlicher Gefährdung der in späterem Alter gebärenden Frau vollzieht. Nur zwei unserer Arbeiterinnen unter 20 Jahren sind schon Mütter, nur 22, die noch nicht 25, nur 73, die zwischen 25 und 30 Jahren sind. Aber immerhin bleibt doch bei den Arbeiterinnen dieser jüngsten Jahrgänge die Möglichkeit späterer Mutterschaft noch offen, wenn wir auch wissen, daß sich die Frauen, noch dazu die im Berufsleben stehenden, nicht allzu leicht zu späterer, möglicherweise mit gesundheitlichen Komplikationen und Berufsstörungen verbundener Mutterschaft entschließen.

Zunehmende Erschwerung der Mutterschaft.

Ganz deutlich wird uns die von Generation zu Generation zunehmende Erschwerung der Mutterschaft erst, wenn wir in der dritten Kolonne unserer Tabelle den Anteil der Mütter an den einzelnen Altersgruppen der Arbeiterinnen betrachten. Bei der Vorkriegsgeneration sind durchweg mehr als die Hälfte der Arbeiterinnen Mütter, bei den 41- bis 45jährigen rund 58 Prozent, bei den 51- bis 55jährigen gar 59·2 Prozent. Daß ihr Anteil in höheren Altersstufen wieder abnimmt, besagt gerade bei den Arbeiterinnen nicht viel. Denn die alte Arbeiterin, die erwachsene Kinder hat, wird doch um das 60. Lebensjahr nicht mehr so häufig zur Erwerbsarbeit gezwungen sein wie die alleinstehende Frau. Dagegen kann man annehmen, daß die Arbeiterinnen, die heute im Alter von 36 bis 40 Jahren stehen — sie sind die eigentliche Kriegsgeneration, deren Heiratsalter in die Kriegszeit gefallen ist — und bis heute kein Kind haben, kaum mehr ein Kind bekommen dürften. Von ihnen sind aber nicht etwa mehr als die Hälfte, sondern nur mehr 44·5 Prozent Mütter. Von den 31- bis 35jährigen Arbeiterinnen, deren Alter doch schon im allgemeinen über dem der Erstgebärenden liegt, sind nur 30 Prozent, bei der eigentlichen Nachkriegsgeneration,

den 26- bis 30jährigen, nur 27·4 Prozent Mütter.

Unsere Erhebung zeigt also nicht nur das Hinausschieben der Mutterschaft, das steigende Alter der Erstgebärenden, sie zeigt auch, daß

bei der jüngeren Arbeiterinnengeneration die Mutterschaft überhaupt seltener

wird. Den einen ist sie durch den Krieg unmöglich gemacht worden: In Munitionsindustrien, bei nächtelangem Anstellen und qualvollen Sorgen um den Mann blieb nicht Zeit und Kraft für die Mutterschaft. Nach dem Krieg war oft und oft die Gesundheit gestört, der Mann gefallen. Die Nachkriegsgeneration aber ist schon in die Zeit erhöhter wirtschaftlicher Schwierigkeiten hineingewachsen. Kann man Mutter werden, wenn der Mann unaufhörlich von Arbeitslosigkeit bedroht ist, wenn man bei den Eltern wohnt oder nur einen Einzelraum hat, wenn das Einkommen gerade für zwei, aber nicht für drei langt, wenn die Frau vor der Alternative steht, das Kind Fremden zu überlassen oder aber den Beruf aufzugeben — und kann man heute leichtfertig einen Beruf aufgeben? Das bescheidene Arbeiterinneneinkommen ermöglicht nicht die Einstellung einer häuslichen Hilfskraft, an kollektiven Einrichtungen fehlt es noch. Und nun gar die Krise! Kein Arbeiterhaushalt, in dem nicht arbeitslose Familienangehörige mitzuerhalten sind! Woher soll da die Arbeiterin, in einer Zeit, in der auch das Verantwortungsgefühl ein größeres ist, den Mut zur Mutterschaft nehmen? Als wahrhaft aufreizend empfinden es die Arbeiterinnen, daß man sie, die oft trotz ihrer Sehnsucht nach Mutterschaft nicht Mütter werden können, mit Paragraphen und Kerker zur Mutterschaft zwingen will. „Weg mit dem Paragraphen 144“ — immer wieder fordern es die Arbeiterinnen.

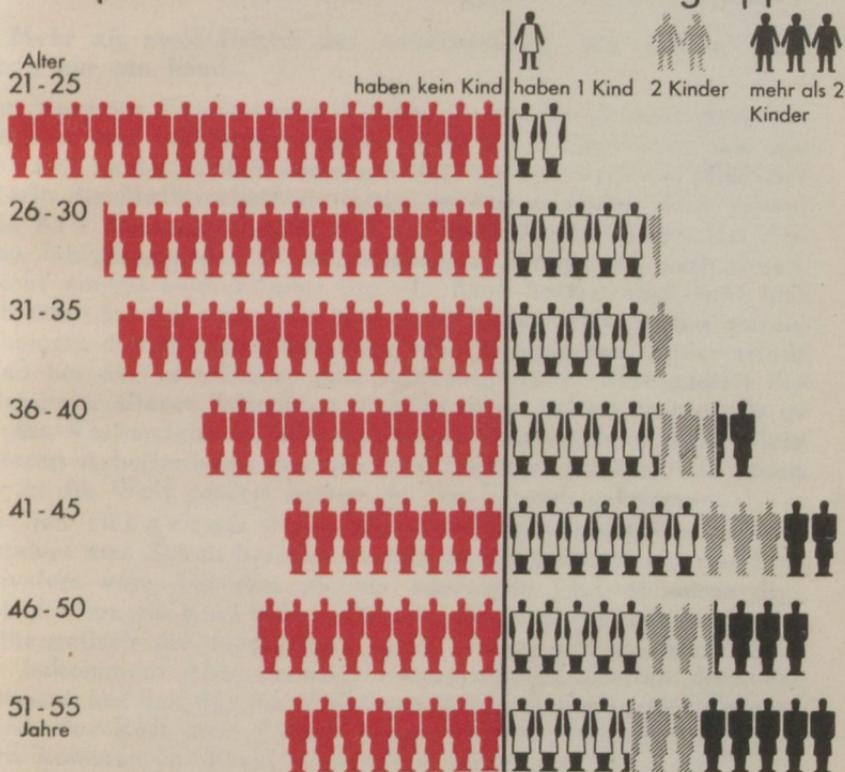
„Die Erwerbsarbeit der Frau schwächt den Willen, die Fähigkeit zur Mutterschaft“, hören wir. Ein Blick auf die Verdienste unserer Arbeiterinnen, die Verdienste ihrer Familien vor allem, zeigt uns den Fehlschluß. Die wirtschaftliche Not, die wirtschaftliche Krise vor allem, die freilich auch die verstärkte Berufsarbeit der Frau bedingt, raubt ihr auch die Möglichkeit der Mutterschaft. Der Beruf mag da und dort die Hemmungen, die für die Mutterschaft bestehen, steigern, aber nicht eigentlich der Beruf, sondern die Tatsache, daß in der Krisenzeit jedes Ausscheiden aus dem Beruf die Rückkehr so unwahrscheinlich scheinen läßt, ist die eigentliche Schwierigkeit. Wie oft hören wir von berufslosen jungen Frauen, daß sie sich erst Kinder erlauben können, wenn sie einen Beruf haben. Denn auf der Unsicherheit der männlichen Existenz allein kann eine Familie nicht aufgebaut werden.

Nicht der Beruf ist das Hemmnis, er ist oft erst die Grundlage für die Mutterschaft.

Ein-Kind-System.

Erschwerung der Mutterschaft bedeutet nicht nur Kinderlosigkeit. Auch dort, wo die Möglichkeit zur Mutterschaft besteht, erlaubt die wirtschaftliche Not meist nur ein Kind. Betrachten wir die Kinderzahl von je 100 Arbeiterinnen der verschiedenen Altersgruppen:

Von je 20 Arbeiterinnen einer Altersgruppe



Alter	1 Kind	2 Kinder	3 Kinder	4 und mehr Kinder
16 bis 20 Jahre	100	—	—	—
21 " 25 "	95·5	0·5	—	—
26 " 30 "	91·7	6·8	1·5	—
31 " 35 "	84·4	15·6	—	—
36 " 40 "	59	25·3	13·3	2·4
41 " 45 "	58·75	26·25	11·25	3·75
46 " 50 "	44·2	23·8	8·2	23·8
51 " 55 "	39·4	21	24·3	15·3
56 " 60 "	37·5	37·5	12·5	12·5
	67	19·2	8·4	5·4

Mehr als zwei Drittel der Arbeiterinnen, die Mütter sind, haben nur ein Kind,

nur ein knappes Fünftel zwei Kinder, kaum ein Zehntel drei, ein Zwanzigstel vier und mehr Kinder. Aber auch hier sehen wir die Unterschiede in den einzelnen Altersgruppen. War der Arbeiterin die Mutterschaft nie leicht, so war es früher doch selten, daß sie ein Kind, die Regel, daß sie mehr Kinder hatte. Bei den ältesten Jahrgängen, den 50- bis 60jährigen, können wir auch sehen, daß nicht einmal zwei Fünftel nur ein Kind hatten, daß zwei und mehr Kinder, ja, daß sogar vier und mehr Kinder nicht selten waren. Dazu kommt, daß ja unsere Erhebung nur die lebenden Kinder erfaßt und daß bei der in früherer Zeit stärkeren Kindersterblichkeit die Arbeiterinnen älterer Jahrgänge noch häufiger Mütter waren, als es durch das Vorhandensein lebender Kinder ausgedrückt wird. Viele der älteren Arbeiterinnen sind auch erst später, nachdem sie schon Kinder in die Welt gesetzt hatten, in den Erwerb gekommen.

Bei den jüngeren Jahrgängen sieht das schon wieder ganz anders aus. Schon bei den 41- bis 45jährigen herrscht das Ein-Kind-System vor, bei den 36- bis 40jährigen sind es schon drei Fünftel, die nur ein Kind haben. Bei den jüngeren Jahrgängen bliebe zwar theoretisch die Möglichkeit noch offen, daß sie auch mehr Kinder bekommen. Aber ziemlich kennzeichnend dürften doch die Verhältnisse bei den 31- bis 35jährigen sein, bei denen 84·4 Prozent ein Kind, der Rest zwei Kinder haben. Mütter von mehr als zwei Kindern kommen in dieser Altersstufe überhaupt nicht vor. Nur eine noch nicht 30jährige hat drei Kinder, nur eine noch nicht 25jährige Arbeiterin hat zwei Kinder.

Vorherrschaft des Ein-Kind-Systems dort, wo die Arbeiterinnen überhaupt noch den Mut zur Mutterschaft haben — ein System, das sich besonders bei den jüngeren Arbeiterinnen, der Nachkriegsgeneration, ganz selbstverständlich durchsetzt —, das ist also das zweite, was unsere Erhebung über die Mutterschaft zeigt.

Der für die jüngeren Jahrgänge der Arbeiterinnen immer deutlicher ausgeprägte Geburtenrückgang beeinflusst aber auch das Wesen unserer Erhebung über die Mutterschaft der Arbeiterinnen. Die meisten unserer Mütter sind ältere Mütter und damit auch

Mütter älterer Kinder. Das eigentliche zentrale Problem der Vereinigung von Mutterschaft und Beruf: wie erfüllt die berufstätige Frau ihre Mutterpflichten, wenn das Kind noch körperlicher und seelischer Betreuung bedarf, noch ganz auf die Mutter angewiesen ist, nimmt in unserer Erhebung einen vergleichsweise geringen Raum ein.

Von den 649 Kindern (darunter 13 Pflegekinder) unserer Arbeiterinnen sind:

Unter 6 Jahren	16	Prozent
6 bis 14 Jahre	36,3	"
Über 14 "	51,7	"

Mehr als die Hälfte der Kinder sind über 14 Jahre alt, in einem Alter also, in dem die Selbständigkeit schon groß, die Fürsorge der Mutter nicht mehr so notwendig ist. Ein Drittel der Kinder sind Schulkinder, unter ihnen gewiß auch schon größere, um die sich die Mutter während ihrer Abwesenheit nicht so sehr zu sorgen braucht, aber doch auch die kleineren, die sechs- bis neunjährigen Kinder im Volksschulalter, die noch körperliche Pflege, Mithilfe brauchen. Nur 16 Prozent der Kinder sind im vorschulpflichtigen Alter. Es sind die noch nicht Sechsjährigen, die am stärksten auf die Mutter angewiesen sind, darunter Säuglinge, Kleinkinder unter drei Jahren. Die 314 Kinder im schul- und vorschulpflichtigen Alter sind es vor allem, an denen zu untersuchen ist, wieweit ihre Mütter Berufsarbeit mit Mutterschaftspflichten vereinigen können.

Die kleinen Kinder.

Fragen wir nach dem Schicksal der Kinder während der mütterlichen Berufsarbeit, so fällt das starke Vorhandensein einziger Kinder nicht unwesentlich ins Gewicht. Das einzige Kind ist allein, auf sich angewiesen. Ihm fehlt der Kreis der Geschwister, in dem Größere auf Kleinere achten, eine kleine Gemeinschaft besteht. Das einzige Kind ist viel allein, wird früh selbständig, aber auch leicht eigenbrötlerisch, gemeinschaftsunfähig. Die arbeitende Mutter, die von diesem Alleinsein weiß, leidet darunter, erdrückt das Kind in den wenigen Stunden, in denen sie daheim ist, mit übermäßiger Zärtlichkeit, will ihm krampfhaft ersetzen, was ihm fehlt — Nervosität und Überreiztheit bei Mutter und Kind sind nur zu leicht die Folge.

Die richtige Beaufsichtigung des Kindes während der mütterlichen Abwesenheit ist darum nicht nur ein entscheidendes Problem für das Kind, sondern auch für die Mutter. Ihre Ruhe bei der Arbeit hängt davon ab, ob sie ihr Kind richtig beaufsichtigt weiß. Sie wird ihrem Kind nach der Arbeit eine bessere Mutter sein, wenn sie nicht das quälende Gefühl hat, Versäumnisse gutzumachen, dem Kind das ersetzen zu müssen, woran es ihm während der Abwesenheit der Mutter gemangelt hat.

Die Kinder der Arbeiterinnen werden während ihrer Berufsarbeit zu Hause beaufsichtigt von:

Den Großeltern	46'7 Prozent
Dem Vater	23'6 "
Älteren Geschwistern	5'5 "
Sonstigen Verwandten	10'6 "
Nachbarn	7'5 "
Kostfrauen	6'1 "

Von 314 Kindern unter 14 Jahren sind 199, das sind 63'4 Prozent, während der Berufsarbeit der Mutter unter häuslicher Aufsicht.

Mehr als ein Drittel hat keine häusliche Aufsicht,

darunter wohl vorwiegend die größeren Kinder. An erster Stelle stehen bei der Beaufsichtigung der Kinder die Großeltern, die Großmutter vor allem. Es kann ruhig gesagt werden, daß für einen Großteil der arbeitenden Frauen die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft schlechterdings unmöglich wäre ohne die Großmutter, die oft in Wirklichkeit den Proletarierhaushalt zusammenhält und vor allem die einzige Gewähr für die Beaufsichtigung der Kinder bietet. Auch wenn sie nicht in derselben Wohnung wohnt, wird das Kind oft über Tag zu ihr gebracht oder von ihr abgeholt. Sie kocht ihm, sie führt es in den Kindergarten, geht mit ihm in den Park, sorgt für sein körperliches Wohl. Ob es immer die Grundsätze modernster Pädagogik und Kinderpflege sind, die dabei in Anwendung kommen, ob es für die noch dazu oft einzigen Kinder das richtige ist, immer mit alten Menschen zu sein, bleibt freilich eine offene Frage. Daß aber die Kinder bei der Großmutter am ehesten die Wärme und Sorglichkeit finden, die ihnen die fehlende Mutter ersetzen soll, ist sicher.

Fastein Viertel der Kinder wird vom Vater beaufsichtigt — in der Erwägung vieler nach der Mutter der gegebenste Beaufsichtiger der Kinder. Aber diese Beaufsichtigung ist doch nur dort möglich, wo der Vater ohne Arbeit ist. Wir wissen, wie es die Männer drückt, zu Hause sitzen zu müssen, während ihre Frauen an der Maschine stehen. Minderwertigkeitsgefühle, Mißmut, Verzweiflung, jäher Stimmungswechsel beherrschen oft die arbeitslosen Männer. Ob diese Stimmung die richtige für den Umgang mit Kindern ist, ob der Vater nicht zu oft das Gefühl hat, daß die Kinderbetreuung doch nicht „seine“ Arbeit ist, ob es die Kinder nicht zu merken bekommen und ob sie nicht das Opfer der Übellaunigkeit werden, die die Arbeitslosigkeit beim Vater auslöst?

Ältere Geschwister kommen für die Beaufsichtigung der kleineren Kinder nur selten in Betracht — durch den immer geringeren Kinderreichtum der proletarischen Familien erklärlich. Aber andere Verwandte und Bekannte müssen herhalten: eine Schwester der Mutter, eine arbeitslose Tante und vor allem die Nachbarn. Im Proletarierhaus hilft man sich, wie es geht. Die Hilfsbereitschaft ist größer. Oft finden die Kinder bei der Nachbarin

Ersatz für die fehlende Mutter. Oft freilich fühlen sie sich herumgeschoben, wenig beachtet, hinter eigene Kinder zurückgestellt. Die Beaufsichtigung erfolgt häufig, besonders dort, wo auch Essen verabreicht wird, gegen Entgelt bei 36·6 Prozent der beaufsichtigten Kinder. Die Schmälerung des Verdienstes der Mutter wird oft empfindlich fühlbar. Trotz all dieser Schwierigkeiten haben sich nur 6·1 Prozent der Mütter, die Kinder im schul- und vorschulpflichtigen Alter haben, entschlossen, die Kinder ganz außer Haus in die Kost zu geben.

Sehnsucht nach dem Kinde, das sie tagsüber nicht sehen, Sorge um sein Schicksal tagsüber quälen die arbeitenden Frauen, die Mütter sind. „Nur selbst beim Kind bleiben können!“ — das wird uns als besonderer Wunsch 22mal mitgeteilt. „Immer bei den Kindern sein!“ ist die Sehnsucht der einen, „mein Kind selbst erziehen!“ die der anderen. Die Zeit, die für das Kind übrigbleibt, ist der Mutter zu kurz:

„Für das Kind bleibt leider nicht viel Zeit, denn es muß eine Stunde nach meinem Nachhausekommen schon schlafen gehen.“

Dazu kommen die Wünsche nach Einrichtungen, die der Mutter die Sorge um die Beaufsichtigung nehmen.

„Zumindest in den Gemeindehäusern soll ein gemeinsamer Raum sein, in dem die Kinder der Umgebung beaufsichtigt werden“, wünscht eine Mutter, „mehr Parks oder Spielplätze“ andere.

Fünf Mütter wünschen ein Montessori-Heim für ihre Kinder, andere wieder Kinderkrippen für Kleinkinder, Kindergärten und Unterkunftsräume für Kinder in den Fabriken, die Frauen beschäftigen, andere wieder mehr Horte und Kinderheimstätten.

Kindergarten und Kinderhort.

Es ist nun auffallend, daß auf der einen Seite der Wunsch nach kollektiven Einrichtungen für die Kinder so stark ist, auf der anderen Seite aber doch von den bestehenden Einrichtungen noch verhältnismäßig wenig Gebrauch gemacht wird:

Von 104 Kindern unter 6 Jahren	
besuchen den Kindergarten . . .	21, das sind 21·9 Prozent
von 210 Schulkindern besuchen	
einen Hort	40, „ „ 18·1 „

Das deutet doch auf eine geringe Inanspruchnahme dieser Einrichtungen hin, wenn man auch freilich nicht übersehen darf, daß Kindergärten nicht für alle vorschulpflichtigen Kinder, sondern erst für die vom vierten Lebensjahr an in Betracht kommen.

Wir haben daher die Mütter gefragt, warum sie ihre Kinder nicht in Kindergärten oder Horte schicken und dafür die verschiedenartigsten Begründungen erhalten. Hören wir einige dieser Antworten:

„Es ist zu Hause unter Aufsicht“ (17mal), „Am liebsten bei den Großeltern, bei der Tante usw.“, „Weil es zu kostspielig ist“ (dreimal), „Weil es der Mann (die Großmutter) nicht will“ (zweimal), „Weil das Kind nicht

Aufsicht der Kinder

Von je 10 Kindern der Arbeiterinnen sind



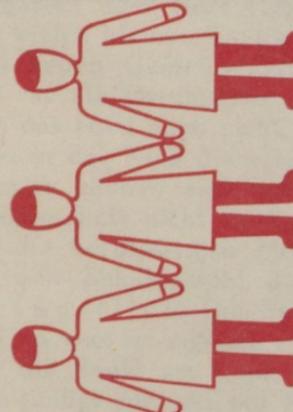
im Kindergarten,
Hort



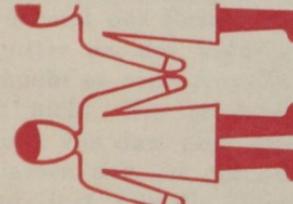
zu Hause unter Aufsicht
der Geschwister
und Nachbarn



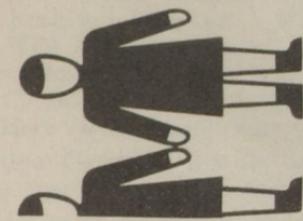
der Grosseltern



des Vaters



ohne Aufsicht



will", „Weil es nicht bleibt", „Weil ich es zu Hause brauche", „Damit die Großmutter nicht allein ist", „Weil das Kind kränklich ist", „Weil es Infektionskrankheiten bekommen könnte", „Weil ihm etwas passieren könnte", „Weil es zu schlimm wird", „Weil die Erziehung im Hort zu wenig autoritätslos ist", „Wegen Ungeziefer und Unart", „Weil sich mein Mädel dort den Magen verdorben hat", „Weil man es im Hort vernachlässigt hat" (zweimal).

Es sind also recht verschiedenartige Gründe, die da angeführt werden. Kindergarten oder Hort sind für die meisten Mütter nicht die Stätten der notwendigen Gemeinschaftserziehung, sondern zunächst die Stellen, die die Kinder während der Berufstätigkeit der Mutter beaufsichtigen. Ist die Großmutter da, der Vater arbeitslos, dann ist es ja unter Aufsicht, dann braucht es nach Ansicht mancher Eltern den Hort oder Kindergarten nicht. Die größeren Kinder werden zu Hause gebraucht — das Kind, von dem oben gesagt wird, daß es die Großmutter nicht allein lassen soll, ist ein achtjähriger Junge! — da bleibt keine Zeit für den Hort. Für die kleineren sind oft die geringen Kosten, die Kindergarten oder Hort verursachen, nicht aufzubringen. Dazu kommen die vielen kleinen Vorurteile, die auch im Proletarierhaushalt den neuen Gemeinschaftseinrichtungen entgegengebracht werden. Da ist die Großmutter oder der Vater dagegen — zu ihrer Zeit hat es das eben auch nicht gegeben. Dort wird der Versuch aufgegeben, wenn das Kind die ersten Male schreiend nach Hause verlangt. Manche können sich nicht daran gewöhnen, daß das Kind in der Gemeinschaft nicht so im Mittelpunkt steht wie zu Hause. Gerade die berufstätigen Mütter mit ihrem gesteigerten Verantwortungs- und Schuldgefühl dem Kind gegenüber sind hier manchmal überängstlich. Die Furcht vor Krankheiten spielt eine große Rolle. Und was im eigenen Hause als selbstverständlich hingenommen wird: die Beule am Kopf, der verdorbene Magen, die zerrissene Hose, genügt oft, um ein Kind der notwendigen Gemeinschaftserziehung zu entziehen. Daneben gibt es aber auch schon kritischere Mütter, die auch die Erziehungsprobleme sehen, nur eben oft einseitig. Der einen wird das Kind im Hort zu schlimm — sie versteht nicht, daß das Kind, das in der Gemeinschaft endlich auflebt, auch zu Hause nicht mehr so still ist wie früher. Eine andere wünscht im Gegenteil eine ganz autoritätslose Erziehung. Aber ist sie gegeben, wenn das Kind der Gemeinschaft entzogen, den Zufällen des Umganges mit Menschen ausgesetzt wird?

Ganz deutlich sehen wir also bei unseren Arbeiterinnen zwei Richtungen: die einen, die Gemeinschaftseinrichtungen für die Kinder ersehnen, die anderen, die sie ablehnen oder ihnen doch zögernd und mit Vorurteilen gegenüberstehen. Daneben aber muß doch auch gesehen werden, daß es nicht immer nur das Vorurteil der Eltern, daß es wirklich auch objektive Schwierigkeiten sind, die die Kinder dem Kindergarten oder dem Hort fernhalten.

Viermal wird uns mitgeteilt, daß keine Gelegenheit vorhanden ist, das Kind in den Kindergarten oder Hort zu schicken,

weil keiner in der Nähe ist. Denn für die berufstätige Mutter ist es oft ein Problem, wie das Kind in den Kindergarten gebracht werden soll. Sehr oft muß sie selbst das Kind vor der Arbeit im Kindergarten abgeben, es nach der Arbeit wieder holen.

Darum ist auch die Zeiteinteilung im Kindergarten für die Mütter von großer Bedeutung. Die Kindergärten, die nicht Volkskindergärten sind, werden erst um 8 Uhr eröffnet. Die Arbeiterin muß aber um 7 Uhr an der Arbeit sein. Ist sie ganz auf den Kindergarten angewiesen, so bleibt die Sorge, was mit dem Kind in dieser Zeit geschieht, wer es hinbringt. Dasselbe gilt für die Mittagszeit. Arbeiterinnen teilen uns mit, daß sie ihr Kind in den Kindergarten oder Hort nicht schicken können, weil es dort kein Mittagessen bekommt. Aber gerade das ist oft die Hauptsorge der berufstätigen Frau. Da heißt es einmal:

„Die Kindergärten sollen um halb 7 Uhr geöffnet werden, damit man das Kind selbst hinbringen kann.“

Ein anderes Mal:

„Der Kinderfreundhort soll nicht erst um 1 Uhr geöffnet werden, damit die Kinder zwischen Schulschluß und Hortbeginn nicht unbeaufsichtigt sind.“

Es zeigt sich, daß nur die Volkskindergärten, die von früh bis abends offen sind und die Kinder verköstigen, daß nur die Horte, die die Kinder gleich nach der Schule übernehmen, ihren einen großen Zweck, der arbeitenden Mutter die Sorge um ihr Kind abzunehmen, auch voll erfüllen.

Eine viel zu wenig beachtete Tatsache, die aber die arbeitenden Mütter empfindlich fühlen, ist die häufige Sperre der Kindergärten. Manche Kindergärten oder Horte sind während der Weihnachts-, Oster- oder Sommerferien gesperrt, aber die Berufsarbeit der Frau geht weiter. Was soll nun mit dem Kind geschehen? Oder das gewiß unvermeidliche Ausbrechen ansteckender Kinderkrankheiten — die Mutter, die nicht im Beruf steht, hat eben dann ihr Kind zwei oder drei Wochen zu Hause. Das Unglück ist nicht groß. Aber sehr bezeichnend schreibt uns eine Arbeiterin, daß sie ihr Kind in den Kindergarten nicht schicken könne, weil dieser „oft wegen Krankheit gesperrt ist und ich dann nicht weiß, wohin mit dem Kind“.

Denn woher soll die Mutter, die sich mit der Versorgung ihres Kindes ganz auf den Kindergarten eingestellt hat, plötzlich Verwandte oder Nachbarn finden, die das Kind während dieser Zeit übernehmen? Da wird lieber ein Ausweg für die ganze Zeit gesucht, als das Kind jähem Wechsel oder Mangel an Beaufsichtigung ausgesetzt.

Es muß also gesagt werden, daß zum ganz großen Teil die **kollektiven Einrichtungen für die Kinder arbeitender Mütter wirklich noch ungenügend**

sind: zu gering an Zahl, zu wenig über die ganze Stadt verteilt, zu wenig auf die Arbeitszeit der arbeitenden Mütter eingestellt, daß es vor allem noch an Einrichtungen für Kleinkinder vor dem vierten

Lebensjahr fehlt, deren Mütter in Arbeit sind, und daß noch wenig durch eigene Initiative der Frauen selbst (gemeinsame Beaufsichtigung der Kinder durch eine Mutter, etwa in den Gemeindehäusern) geschaffen ist. Der oft geäußerte Wunsch nach derartigen Einrichtungen zeigt uns, daß nicht nur Vorurteile die Mütter davon abhalten, ihre Kinder in Kindergärten und Horte zu schicken, sondern daß auch oft die Einrichtungen noch nicht ausreichen, um alle Kinder zu erfassen, deren berufstätige Mütter derartige Einrichtungen ersehnen.

Es sind doch 17 Prozent aller Kinder unter 14 Jahren, die weder zu Hause eine Aufsicht haben noch Kindergarten oder Hort besuchen, während der Berufsarbeit der Mutter also wirklich der Straße überlassen sind.

Arbeit und Mühen der Mutterschaft.

Die Sorge um das Schicksal der Kinder während der Berufsarbeit füllt also das Denken und Fühlen der Arbeiterinnen sehr wesentlich aus. Dazu kommen aber die Mühen, die die Frauen nach ihrer Berufsarbeit erwarten. Es wurde schon früher gesagt, daß die arbeitende Frau dem Kinde, das sie tagsüber entbehrt hat, von dem sie fürchtet, daß es ihr entfremdet werden könnte, leicht mit übertriebener Intensität gegenübersteht. Die Mühen werden von manchen gern auf sich genommen, die Gesundheitsschädigung nicht beachtet, denn hier ist für die Arbeiterin das Gegengewicht zu der entseelten Arbeit des Tages. So schreibt eine 50jährige Arbeiterin, die neben großen Kindern auch noch ein kleines hat:

„Für eine Mutter gibt es keine Mühe!“

Andere wieder geben doch die Mühen an, die ihnen die Kinder verursachen, und zwar:

In der Nacht	20
Nach der Arbeit	54
Sonntag	53
Durch Krankheit und dergleichen	17

Nur in diesen Fällen wird es von der Arbeiterin überhaupt als Mühe empfunden, daß sie nach harter Berufsarbeit noch die Sorge um das Kind hat, bei Nacht aufstehen muß, wenn es krank ist, ganze Nächte durchzuwachen hat, am Sonntag keine Ruhe finden kann. Viel zu stark empfinden die Arbeiterinnen die Mutterschaft als selbstverständliches Schicksal oder als freudiges Gegengewicht gegen ihr sonstiges Leben, als daß sie von diesen Mühen, die oft auf Kosten ihrer Gesundheit, ihrer Nerven, ihrer Jugend gehen, viel Aufhebens machen würden.

Dabei ist die Arbeit nicht gering, die die arbeitenden Frauen für ihre Kinder zu leisten haben. Auch die besten kollektiven Einrichtungen können sie nicht ganz von der täglichen Arbeit, die jedes Kind verursacht, befreien. Als Beschäftigung, die vor oder nach der Arbeit an den Kindern geleistet wird, wird angegeben:

Anziehen	75
Spazierengehen	72
Spielen	58
Schlafenlegen	176
Aufgaben	94
Sonstiges	14

Und das alles vor und nach der Arbeit! Die Arbeiterin, die ihr Kind nicht nur anzieht und schlafenlegt, die trotz ihrer Müdigkeit noch Zeit findet, mit ihm zu spielen, Aufgaben zu machen, sich für seine täglichen Erlebnisse zu interessieren, ist in Wirklichkeit oft die bessere Mutter als die Frau, die den ganzen Tag um das Kind ist. Denn wenn früher von den Schattenseiten der Vereinigung von Mutterschaft und Beruf gesprochen wurde, so muß doch auf der anderen Seite auch gesehen werden, daß oft gerade dieses nur auf wenige Stunden konzentrierte Beisammensein von Mutter und Kind Bindungen schafft, die dort nicht entstehen, wo das Kind den ganzen Tag die Mutter um sich hat, daß diese Mutter durch ihre außerhäusliche Arbeit auch selbst mehr lernt, dem Kind mehr zu bieten hat als die auf das Haus beschränkte Mutter, und daß so oft die Arbeiterin die bessere Mutter ist als die in der Hauswirtschaft allein tätige Mutter.

Wünsche für die Kinder.

Freilich: Alle Arbeiterinnen fast leiden unter dem vielen, das noch fehlt, um sie zu richtiger Mutterschaft, die Kinder zu einer rechten Kindheit kommen zu lassen. Zahllose Wünsche für die Kinder werden uns mitgeteilt. Ein eigener Raum für das Kind, damit es nicht ständig bei Tag und Nacht den Raum mit den Erwachsenen teilen muß, wird 13mal, ein eigenes Bett für das Kind wird 3mal gewünscht. Bitter klagt eine Arbeiterin, daß sie ihr Kind schon jahrelang unter fremden Leuten haben muß, weil sie keine eigene Wohnung hat. Es fehlt an Spielplätzen, an der Möglichkeit, mit den Kindern ins Freie zu kommen. Unentgeltliche Straßenbahnfahrkarten werden zu diesem Zweck für die Kinder auch während der Schulferien verlangt:

„Sonst sind die Kinder arbeitsloser Väter gezwungen, auf der Straße oder zu Hause zu sein.“

Unentgeltlicher Landaufenthalt für die Kinder wird 6mal verlangt.

„Ferienheime für alle Kinder, deren Erzieher sich keinen Landaufenthalt leisten können.“ „Auch für Kinder, die nicht nach Wien zuständig sind“, ergänzt eine Arbeiterin schüchtern.

Dazu kommen die Wünsche für die geistige Entwicklung der Kinder: Musikunterricht — das Kind soll Violine lernen, aber es fehlt an Geld, Austauschmöglichkeiten mit Kindern anderer Länder werden verlangt, die Kinder sollen die Welt sehen — nicht nur aus der Sorge um das körperliche Wohl, aus

hundert kleinen Wünschen, Sorgen, Bestrebungen für die Entwicklung der Kinder besteht die Belastung und gleichzeitige Bereicherung des Lebens der arbeitenden Frau durch die Mutterschaft.

Sorge um die großen Kinder.

Und darum ist das Problem der Vereinigung von Mutterschaft und Beruf für die arbeitende Frau auch nicht mit dem Schulaustritt der Kinder beendet, gerade heute nicht, wo so oft Not und Berufslosigkeit, wirtschaftliche und seelische Erschütterungen auf die Schulentlassenen warten.

Von 335 schulentlassenen Kindern, die das 15. Lebensjahr überschritten haben, wird nur von 56, das sind 16,7 Prozent, angegeben, daß sie einen Lehrplatz haben, von 99, das sind rund 29 Prozent, daß sie in Fabrik, Geschäft oder Büro beschäftigt sind. Und die übrigen? Gewiß kann nicht von allen 180, das wäre mehr als die Hälfte, gesagt werden, daß sie arbeitslos sind. Es sind darunter verheiratete Töchter, Mädchen, die zu Hause sind, um den Haushalt zu führen, unmittelbar Schulentlassene, die noch keine Unterkunft gefunden haben. Aber trotzdem scheint die Zahl der schulentlassenen, im Berufsleben nicht eingegliederten Kinder erschreckend groß. Damit ist aber eine neue Belastung für die arbeitende Mutter da. Nicht nur die materielle — auch die Sorge um das Schicksal des Kindes. Zu Hause sitzt nun oft nicht nur der arbeitslose Mann, sondern auch der arbeitslose Junge, der gleich nach der Lehrzeit abgebaut wurde, das Mädel, für das keine Lehrstelle gefunden wurde. Die arbeitslosen 14- bis 18jährigen, die zu Hause die Stimmung noch mißmutiger gestalten, denen man kein Vergnügen zugestehen kann, die der Straße überlassen sind, von deren Verzweiflung man nie weiß, wohin sie treibt — sie bereiten der Mutter nicht weniger, oft noch mehr Sorge als die kleinen Kinder, deren Berufsschicksal zumindest auf einige Jahre hinausgeschoben ist. Immer wieder taucht darum unter den besonderen Wünschen der Mütter der nach Arbeit für den Sohn, für die Tochter auf. Daneben auch nach Jugendhorten mit Beschäftigungsmöglichkeiten. Wie viele Frauen leisten die harte Arbeit, von dem Wunsche getrieben, daß dafür ihre Kinder es besser haben sollen. Die Vorstellung: Jetzt arbeite ich für meine Kinder, später werden meine Kinder für mich arbeiten, spielt bei den arbeitenden Frauen eine große Rolle. Und nun müssen sie sehen, wie die kräftigen Kinder müßiggehen, während die Mutter weiterackert, wie sie keine Aussicht haben, Eingang ins Berufsleben zu finden. Das bedeutet für die Mutter unabsehbare Verlängerung der Berufsarbeit, Sorgen und Kummer um die Kinder.

Eine 57jährige Säckesortiererin schreibt:

„Meine größte Sorge ist, daß mein Sohn schon 2½ Jahre arbeitslos ist, ohne Unterstützung, und ich doch schon 57 Jahre alt bin, mir die Arbeitslosigkeit bevorsteht. Mein Sohn ist gelernter Büchsenmacher, wo jetzt gar keine Arbeit ist. Er hätte schon in einem Heeresbetrieb Arbeit bekommen

können, aber weil man ihn vor die Wahl gestellt hat, der Heimwehr beizutreten und seiner Partei den Rücken zu kehren, und weil er geantwortet hat, seine Gesinnung ist kein schmutziges Hemd, das man ohne weiteres wechseln kann, gibt es keine Arbeit für ihn."

„Ich bitte für meine Kinder um Arbeit!“, das ist der Verzweiflungsschrei einer arbeitenden Witwe, die drei arbeitslose Kinder hat!

So verschärft die Krise das Problem der Mutterschaft der berufstätigen Frau. Sie verschärft und verschiebt es. Während das frühere Hauptproblem der körperlichen Sorge um die Kleinen durch den Geburtenrückgang, durch die Arbeitslosigkeit anderer zur Aufsicht heranzuziehenden Familienmitglieder etwas in den Hintergrund tritt, wird die Sorge um das Schicksal der Kinder bis in eine Zeit hinein verlängert, in der die Kinder sonst selbständig waren, den Haushalt durch ihren Verdienst entlasteten. Zu den Schwierigkeiten, die die Vereinigung von Beruf und Mutterschaft bei den kleinen Kindern schafft, zu den Forderungen nach Einrichtungen, die der Arbeiterin die Mutterschaft leichter machen sollen, tritt übermächtig eine neue Hauptsorge der arbeitenden Mütter:

Arbeits- und Beschäftigungsmöglichkeit für die „Jugend in Not“.

10. Kapitel.

Die Familienerhalterin.

Der Frauenlohn im Proletarierhaushalt.

Eine 22jährige Textilarbeiterin, die für den seit anderthalb Jahren arbeitslosen Mann, ein vierjähriges Kind und einen arbeitslosen Bruder zu sorgen hat, schreibt:

„Mein Mann und ich, wir sind schon halb wahnsinnig. Denn er ist schon seit anderthalb Jahren arbeitslos, die Schulden häufen sich nur so und man hat keine Hoffnung auf Besserung. Sie können es mir glauben, es ist etwas Furchtbares, zu wissen: Heute haben wir noch zu leben. Aber morgen — was dann? Es saust mir um die Ohren und ich fühle, wie wir sinken, unendlich tief sinken...“

Überlastung mit Beruf, Haushaltarbeit und Mutterschaft war immer das Schicksal der Arbeiterin in der kapitalistischen Wirtschaft. Die Dauerkrise hat dieses Übermaß von physischer Arbeit, von Sorgen und Verantwortung um eine neue Funktion vermehrt. In dem Maß, in dem die Arbeitslosigkeit zunimmt, fällt die Last der Familienerhaltung in immer mehr Proletarierhaushalten auf die arbeitende Frau, die sich als billigere, anspruchslosere Arbeitskraft in vielen Verwendungen länger in Arbeit erhält. Die Arbeitslosigkeit des Mannes, des Vaters, des Sohnes ist ja, wie wir gesehen haben, oft erst der Hauptantrieb zur Berufsarbeit der Frau. Kaum eine Proletarierfamilie, in der nicht heute ein oder mehrere Familienmitglieder arbeitslos sind, immer mehr Familien, in denen der Lohn der Frau die einzige Einkommensquelle oder doch zur Haushaltsführung so unentbehrlich ist, daß auf diesem Einkommen der Frau die Existenz der Familie beruht. Im Betrieb wettet oft der Arbeiter gegen die Frauenarbeit, der er die Schuld an der Verdrängung der Männer beimißt — im eigenen Haus sieht und weiß er, daß auf dem Einkommen der Frau die Existenz der Familie beruht, daß durch den Verdienst der Frau die Not, die die Arbeitslosigkeit der Männer schafft, nicht gemehrt, sondern gemildert wird, daß, wenn die Frau nicht in den Erwerb ginge, Mann und Kinder darum nicht weniger arbeitslos wären, die Familie aber ihrer letzten Existenzgrundlage beraubt. War die Frau vor dem Krieg noch oft zusätzliche Verdienerin, ist sie durch den Krieg und den Frauen-

überschuß der Nachkriegszeit immer öfter zur Selbsterhalterin geworden — die Krise macht sie immer mehr zur Familienerhalterin. Nicht nur durch das Übermaß an Arbeit, das die Frau leistet, durch die so schwierige Haushaltsführung in schwerster Zeit, durch die sparsamste Einteilung des Einkommens, durch die Betreuung der Kinder werden heute tausend Proletarierhaushalte von der Frau zusammengehalten — auch materiell ist es

immer häufiger der Wochenverdienst der Frau, der dem Proletarierhaushalt seine Existenzgrundlage gibt.

Der Wochenlohn der Arbeiterin, ergänzt durch die Arbeitslosenunterstützung des Mannes, die Lehrlingsentschädigung des Sohnes, die Pfründe der Mutter — sehr oft dieser Wochenlohn allein ist in der Krise die Existenzgrundlage vieler tausend Proletarierhaushalte.

Schulden und Ratenzahlungen.

Wir haben diesen Wochenverdienst der Arbeiterin kennengelernt. Rechnet man die Abzüge ab, so bringt die Arbeiterin unserer Erhebung im Durchschnitt 30 Schilling, viel öfter weniger, nur selten mehr am Auszahlungstag nach Hause.

Dieses geringe Lohneinkommen ist bei mehr als der Hälfte der Arbeiterinnen mit Schulden- und Ratenzahlungen belastet. Nur 47 Prozent unserer Arbeiterinnen sind frei von Schulden.

53 Prozent aber haben ihr karges Einkommen durch Schulden oder Ratenzahlungen verringert,

die meisten durch beides. Wenn der Hausstand erst zu gründen ist oder wenn der Haushalt durch die Arbeitslosigkeit mehrerer Familienmitglieder mit dem gegebenen Verdienst nicht geführt werden kann, werden die notwendigen Anschaffungen nur mehr auf Raten gemacht, werden Vorschüsse genommen, Schulden beim Lebensmittelkauf gemacht, werden Haushaltgegenstände versetzt. Zu den Sorgen um die Haushaltsführung kommt für die Arbeiterin noch die Sorge der rechtzeitigen Abzahlungen, die Furcht, daß schon eingezahlte Raten verfallen, Gläubiger mahnen, Lebensmittelhändler nicht mehr aufschreiben könnten. Und noch fieberhafter muß gerechnet werden, wie von dem durch Abzahlungen verringerten Lohn der Haushalt geführt werden kann.

43·5 Prozent der Arbeiterinnen haben Schulden abzahlen, fast ebenso viele Ratenzahlungen zu leisten, die meisten beides. Die verheirateten Arbeiterinnen sind stärker verschuldet als die ledigen. Von den verheirateten haben 49·7 Prozent Schulden, 47·7 Prozent Ratenzahlungen; von den ledigen Arbeiterinnen 35·2 Prozent Schulden, 37·1 Prozent Ratenzahlungen. Die stärkere Belastung der verheirateten Arbeiterin zeigt sich auch hier wieder. Die im elterlichen Haushalt oder allein lebende Arbeiterin vermag doch noch eher mit ihrem Verdienst auszukommen als die, die nicht nur sich, sondern auch noch ihre Familie mitzuhalten hat.

Selbsterhalterin und Familienerhalterin.

Die Sorge der Familienerhaltung ruht aber auf weit mehr Frauen, als in der Regel angenommen wird. „Die Arbeiterin ist auf die Arbeit nicht so unbedingt angewiesen wie der Mann!“ — das ist die landläufige Meinung. Lassen wir auch hier die Tatsachen sprechen. Von den Arbeiterinnen sind:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Nicht Selbsterhalterinnen . . .	17·7	15·2	19·2
Selbsterhalterinnen	34·7	48·6	24·4
Erhalterinnen von noch einer Person	27·6	22·8	31·2
Erhalterinnen von noch zwei Personen	12·7	9·9	14·9
Erhalterinnen von mehr als zwei Personen	7·3	3·5	10·3

82·3 Prozent aller Arbeiterinnen sind also als Selbst- oder Familienerhalterinnen auf den Erwerb angewiesen.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil, nicht einmal ein Sechstel der ledigen, ein Fünftel der verheirateten Arbeiterinnen scheint auf den Erwerb nicht unbedingt angewiesen. Bei den verheirateten Frauen ist die Zahl derer, die nicht allein auf den eigenen Erwerb angewiesen sind und die der Selbsterhalterinnen etwas kleiner. Dafür sind aber 56·4 Prozent, mehr als die Hälfte also, Familienerhalterinnen, die nicht nur sich, sondern auch noch ein Kind, einen arbeitslosen oder erwerbsunfähigen Mann, arbeitslose Kinder oder alte Eltern mitzuerhalten haben.

Ein Zehntel der verheirateten Arbeiterinnen hat Familien von mehr als zwei Personen zu erhalten.

Bei den ledigen Arbeiterinnen überwiegen die Selbsterhalterinnen. Mehr als ein Drittel ist auf die eigene Arbeit angewiesen, um den Lebensunterhalt zu bestreiten. Aber ein erstaunlich großer Teil der ledigen Arbeiterinnen, 22·8 Prozent, hat noch eine Person mitzuerhalten — meist ist es die alte Mutter oder der erwerbsunfähige Vater. Oft sind aber beide Eltern oder kleinere oder arbeitslose Geschwister mitzuerhalten. So schreibt eine 19jährige ledige Arbeiterin der chemischen Industrie:

„Ich bin die einzige Verdienlerin, da der Vater arbeitslos, die Mutter im Haushalt ist, der eine Bruder studiert und der andere schulpflichtig ist.“

Nicht nur auf der verheirateten, auch auf der ledigen Arbeiterin ruht in Krisenzeiten immer öfter die Sorge der Familienerhaltung.

Der ganze Lohn für den Haushalt.

Diese Belastung wird noch deutlicher, wenn wir danach fragen, wie viele Arbeiterinnen von ihrem Einkommen etwas für sich erübrigen können, wie viele ihr ganzes Einkommen in der gemeinsamen Familienkasse verschwinden sehen.

Fast zwei Drittel der Arbeiterinnen steuern ihren ganzen Lohn dem Haushalt bei.

Nur 35·1 Prozent der Arbeiterinnen geben an, daß sie etwas davon für sich behalten können, für die eigene Kleidung, für Kostverbesserung, für ihr eigenes Vergnügen. In der Regel fließt das Geld in die gemeinsame Familienkasse. Nur gerade das Geld für die Straßenbahn bleibt der Arbeiterin. „Eigene Bedürfnisse darf ich keine haben!“ antworten viele, namentlich verheiratete Arbeiterinnen.

Die ledigen Arbeiterinnen sind besser daran. 56·9 Prozent geben doch nicht ihren ganzen Lohn her, sondern behalten einen allerdings oft sehr kleinen Teil für sich. Ist der Betrag auch klein, so ist es doch ein Taschengeld, das den Ankauf von Strümpfen, einen Ausflug, den Besuch einer Unterhaltung ermöglicht, ohne sich an die Eltern wenden zu müssen. Freilich sind nicht allzu viele in dieser Lage. Denn für das Drittel der ledigen Arbeiterinnen, die allein wohnen, fällt der Begriff „Taschengeld“ überhaupt weg. Sie haben für sich selbst zu sorgen, womöglich noch zur Familienerhaltung beizutragen. Was vom dringendsten Lebensbedarf erübrigt werden kann, bleibt für persönliche Bedürfnisse. An der Arbeiterin selbst liegt es oft, ob sie sich etwas vom Mund absparen will, um damit einen weniger lebenswichtigen, aber doch ersehnten Wunsch zu befriedigen oder nicht. Sie hat wenigstens die selbständige Entscheidung über ihren Verdienst. Von 362 ledigen Arbeiterinnen, die bei den Eltern wohnen, steuern 176, also fast die Hälfte, den ganzen Lohn bei. Sie geben also ihren ganzen Wochenverdienst auf Heller und Pfennig den Eltern, von denen sie dafür Wohnung und Kost empfangen. Für persönliche Bedürfnisse bleibt nichts. Das Leben im elterlichen Haushalt gewährt gewiß mehr Rückhalt, das Gefühl zum elterlichen Haushalt beizutragen, ihn sehr oft allein zu erhalten, gewährt Stolz und Sicherheit — aber die Unabhängigkeit, die Selbständigkeit, die gerade für viele junge Mädchen ein starker Antrieb zur Erwerbsarbeit ist, wird nur selten errungen. Eine 20jährige ledige Schokoladearbeiterin, die mit der Mutter und dem erwerbslosen Bruder lebt, antwortet auf die Frage, wieviel sie von ihrem Lohn für ihre persönlichen Bedürfnisse verwenden könne:

„Bis jetzt noch nichts.“

Das Gefühl, hart arbeiten zu müssen und doch nie einen Groschen für sich zu erübrigen, wird gerade von den besseren, den aufstrebenden, kulturhungrigen Arbeitermädchen bitter empfunden.

Viel schlimmer aber ist die verheiratete Arbeiterin daran. Nur ein Fünftel geben an, daß sie vom Lohn etwas für sich behalten können. 79·7 Prozent geben ihren ganzen Lohn her. Hier zeigt es sich erst, wie verfehlt es ist, die verheiratete Frau nicht als Familienerhalterin anzusehen. Ähnlich der Feststellung einer vom American Department of Labour im Jahre 1925 veranstalteten Erhebung kann auch hier festgestellt werden, daß dort, wo Mann und Frau verdienen, der Mann wohl einen höheren Lohn erhält als die

Frau, daß es aber ganz selbstverständlich ist, daß der Mann einen Teil davon für seine persönlichen Bedürfnisse zurückbehält, während die Frau in vier Fünftel der Fälle wirklich ihren ganzen Lohn hergibt, ihr Einkommen also wirklich ganz der Familienerhaltung dient. Die so oft vertretene Ansicht, daß gerade die verheiratete Frau nur verdient, um sich ein Taschengeld zu verschaffen, wird gründlich zerstört, wenn man sieht, daß

gerade die verheiratete Arbeiterin es ist, deren Verdienst zur Gänze dem Haushalt zufließt.

Noch stärker als für die ledige gilt für die verheiratete Arbeiterin, daß der Erwerb nicht der Deckung persönlicher Bedürfnisse, sondern der Erhaltung der Familie und des Haushaltes dient.

Familieneinkommen und Personenzahl.

(1 Kind = $\frac{1}{2}$ Person)

(Ohne Einkommen der Frau.)

Einkommen ohne Lohn der Frau in Schillingen	Gesamtzahl der Personen											Summe	Vom Hundert
	1 $\frac{1}{2}$	2	2 $\frac{1}{2}$	3	3 $\frac{1}{2}$	4	4 $\frac{1}{2}$	5	5 $\frac{1}{2}$	6	Mehr		
Unter 10	3	3	—	—	—	1	—	—	—	—	—	7	1
10—14·99	1	4	2	3	1	—	—	—	—	—	1	12	1·6
15—19·99	—	5	2	2	1	—	—	2	—	—	1	13	1·8
20—24·99	—	10	3	5	2	5	1	1	—	—	—	27	3·7
25—29·99	1	3	—	3	—	2	4	—	—	—	2	15	2·1
30—34·99	1	8	2	7	2	5	1	4	—	1	—	31	4·3
35—39·99	—	8	3	9	1	3	2	3	2	—	—	31	4·3
40—44·99	—	23	6	10	1	5	1	5	1	1	1	54	7·4
45—49·99	—	6	2	10	3	2	3	3	—	—	—	29	4
50—54·99	—	20	6	9	4	8	5	8	2	—	2	64	8·8
55—60	—	13	2	8	2	4	2	2	2	—	3	38	5·2
60 u. mehr	—	27	14	31	15	31	7	11	5	9	10	160	22
Alle arbeitslos bis auf die Frau	17	98	27	54	15	20	4	6	2	9	—	245	33·8
Zahl der Antworten	23	228	69	151	47	86	30	45	14	13	20	726	100

Ohne den Erwerb der Frau würden Arbeitslosigkeit und Not herrschen.

Aber die wahre wirtschaftliche und soziale Funktion der Frauenarbeit in Krisenzeit wird erst klar, wenn wir die Frage aufwerfen, wie groß die Familie der Arbeiterin und wie groß das Einkommen dieser Familie ohne dem ihren ist. Diese Frage ist, wie erwartet, von einem großen Teil der Arbeiterinnen nicht beantwortet worden. Einblick in private, Familien- und Einkommenverhältnisse wird nicht gern gewährt, zumal nicht in einer Zeit, in der jedes noch so bescheidenes Einkommen eines anderen Familienmitgliedes die arbeitende Frau leicht zur Doppelverdienerin stempelt.

Immerhin haben doch 726 Arbeiterinnen genaue Angaben über die Einkommensverhältnisse ihrer Familie gemacht. Die Tabelle auf Seite 105, die das Einkommen der übrigen Familie mit der Zahl der Familienmitglieder kombiniert, zeigt in eindringlichster Weise, wo die eigentlichen Motive der Fabrikarbeit der verheirateten Frau liegen.

Wenn nämlich die 726 Arbeiterinnen, die uns Angaben über das Einkommen ihrer Familie gemacht haben, nicht in Arbeit wären oder abgebaut würden, so wären:

in 245, das sind 33·8 Prozent aller Familien alle Familienmitglieder arbeitslos. Von diesen Familien bestehen 130, mehr als die Hälfte also, aus mehr als zwei erwachsenen Personen;

in 190, das sind 26·2 Prozent aller Familien das Gesamteinkommen unter 45 Schilling wöchentlich. Von diesen Familien bestehen 120, fast zwei Drittel aus mehr als zwei erwachsenen Personen;

in 131, das sind 18 Prozent aller Familien, würde das Familieneinkommen zwischen 45 und 60 Schilling in der Woche ausmachen. Davon zählen 92, mehr als drei Viertel also, mehr als zwei Personen.

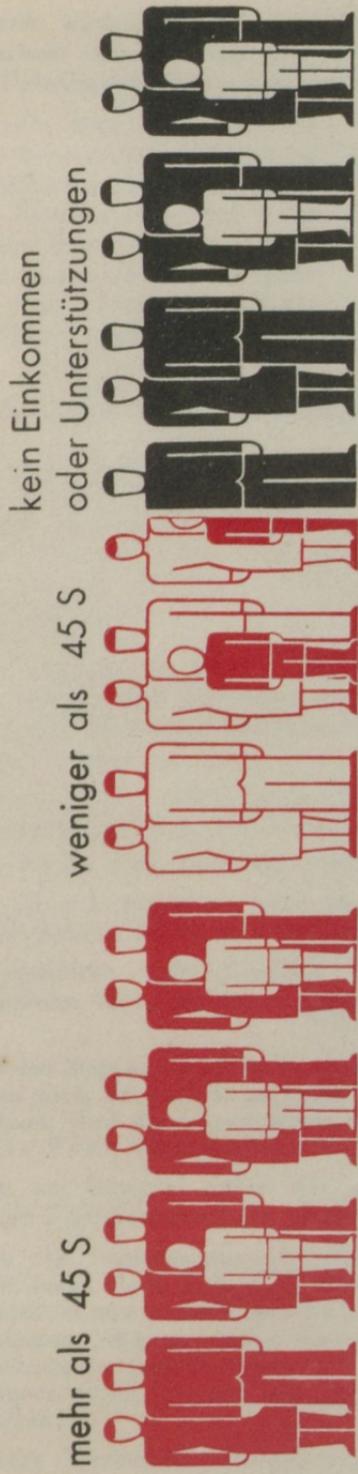
Nur in 160, das sind 22 Prozent, aller Familien schließlich beträgt das Familieneinkommen mehr als 60 Schilling. Davon haben aber 133, mehr als drei Viertel also, mehr als zwei, 35 mehr als vier und 19 sechs und mehr erwachsene Familienmitglieder.

In mehr als einem Drittel der Fälle ist also die Frau die einzige Familienerhalterin, die einzige in der Familie, die überhaupt Arbeit hat. Ohne sie wäre alles arbeitslos.

Darunter sind Arbeiterinnen, die nur ihr Kind zu erhalten haben. Aber es sind auch Familien von fünf und mehr Köpfen, in denen die Frau die einzig Verdienende ist, in der außer ihrem Verdienst nur Fürsorgebeiträge und Arbeitslosenunterstützung das Familieneinkommen ausmachen. Bei mehr als einem Viertel der Familien, in denen die Frau nicht die einzige Verdienerin ist, beträgt das Wocheneinkommen der übrigen Familienmitglieder weniger als 45 Schilling. Darunter sind aber Verdienste von 10 und 20 Schilling. Die Lehrlingsentschädigung des Sohnes, die Altersrente der Eltern bilden hier das Familieneinkommen. Wo aber dieses Familieneinkommen 45 oder gar 60 Schilling übersteigt, wo also außer der Arbeiterin noch ein Vollverdiener da ist, zeigt es sich, daß die Zahl der zu erhaltenden Köpfe in der Regel auf vier und mehr ansteigt. Und wer möchte sagen, daß heute von einem Wochenverdienst von 50 Schilling allein vier oder mehr erwachsene Personen erhalten werden können. Es sind nur 60 von 726, das sind acht Prozent aller Familien, in denen bei einem restlichen Familieneinkommen von mehr als 60 Schilling und bei einer Familienzahl von nur zwei Erwachsenen die Frau in der Arbeit steht. 8 gegen

Wenn die Frau nicht verdiente

hätte die Familie in je 10 Fällen wöchentlich



Drei Figuren: Die Familien haben mindestens 3 Personen

92 Prozent durch wirtschaftliche Verhältnisse, durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit oder die Zahl der zu erhaltenden Familienmitglieder zur Fabrikarbeit gezwungenen Frauen.

Und wohlgermerkt: hier sind nur die im gemeinsamen Haushalt lebenden Familienmitglieder erfaßt. Wie weit alte Eltern, nicht im Hause lebende Kinder oder Geschwister auch von diesen 8 Prozent scheinbar bessergestellten Arbeiterinnen durch die Arbeit der Frau noch erhalten werden müssen, ist nicht erfassbar. Nichts ist so geeignet, die Legende von der „überflüssigen“ Frauenarbeit, von dem „zusätzlichen“ Frauenlohn so entscheidend zu zerstören, wie diese nüchternen Zahlen.

Wenn eine bessere Wirtschaftsordnung wäre ...

Die Arbeiterinnen aber, die mit ihrem schmalen Lohn ihre Familie zu erhalten haben, können nicht nur von dem so sauer verdienten Geld nichts für sich, für persönliche Bedürfnisse erübrigen — sie haben ein Übermaß neuer Sorgen, sie empfinden in der Regel den Zustand, daß sie alle Arbeit zu leisten haben, während die männlichen Familienmitglieder zur Arbeitslosigkeit verurteilt sind, äußerst bedrückend. Eine verheiratete Holzarbeiterin klagt darüber, daß ihr Mann, der bei der Wehrmacht war, schon sechs Jahre arbeitslos ist, eine ledige, daß ihr Vater schon seit sieben Jahren keine Arbeit hat. Eine 27jährige Textilarbeiterin, die Frau eines arbeitslosen Drehers, schreibt:

„Wann werde ich jemals alles zahlen können? Die Aussicht auf Arbeit meines Mannes ist hoffnungslos. Und mein Lohn?“

Und erbittert schreibt eine 52jährige Holzarbeiterin:

„Das Sklaventum hat sich aufgehört. Aber die Fabrikarbeiterin ist die größte Sklavin. Bessere Lebensstellung für Familienerhalterinnen!“

Eine andere Arbeiterin, eine 31jährige Hutarbeiterin, die mit 26 Schilling Wochenlohn sich und ihren Mann zu erhalten hat, ist der Ansicht:

„Es ist die Pflicht des Mannes, die Frau zu erhalten. Aber wenn ihm die Möglichkeit genommen wird, da kann er es nicht. Und wenn die Frau um 2 bis 3 S mehr verdient, wird die Unterstützung gekürzt, so daß es heute umgekehrt ist und die Frauen Mann erhalten muß.“

Schließlich noch ein Beispiel dafür, daß auch die Frau, deren Mann Arbeit hat, zur Familienerhaltung beitragen muß:

„Ich möchte gerne den Siebenstundentag“, schreibt eine 29jährige verheiratete Buchbinderin, deren Mann 35 S Wochenlohn hat, „damit man mehr Zeit hat. Denn manchmal ist man totmüde und dann soll man noch zu Hause im Haushalt nachkommen. Wenn eine bessere Wirtschaftsordnung wäre, könnte so manche Frau zu Hause bleiben, und wenn der Mann mehr verdienen möchte — aber mit diesem Hungerlohn sind wir gezwungen, mitzuarbeiten.“

Wenn eine bessere Wirtschaftsordnung wäre ...

11. Kapitel.

Freizeit.

Wir haben den von Berufs- und Haushaltsarbeit, von Familien- und Mutterschaftsverpflichtungen belasteten Arbeitstag der Arbeiterin kennengelernt. Der Grundsatz, der seit Jahrzehnten von der Arbeiterschaft aufgestellt war, dessen Sieg die Nachkriegszeit zu bringen schien: acht Stunden Arbeit — acht Stunden Ruhe und Erholung — acht Stunden Schlaf — für die Arbeiterin, gilt er nicht. Gibt es für sie überhaupt den Begriff der Freizeit? Einige Stunden der Woche muß doch der Körper, müssen die Nerven nach Ruhe, Erholung, Abwechslung verlangen. Wie verbringt die Arbeiterin ihre Freizeit?

Der Abend.

Da ist zunächst der A b e n d. Welche Arbeit auf die Arbeiterin nach der Berufsarbeit wartet, haben wir bereits feststellen können. Wie wirkt sich das nun praktisch auf die Gestaltung ihrer Freizeit aus?

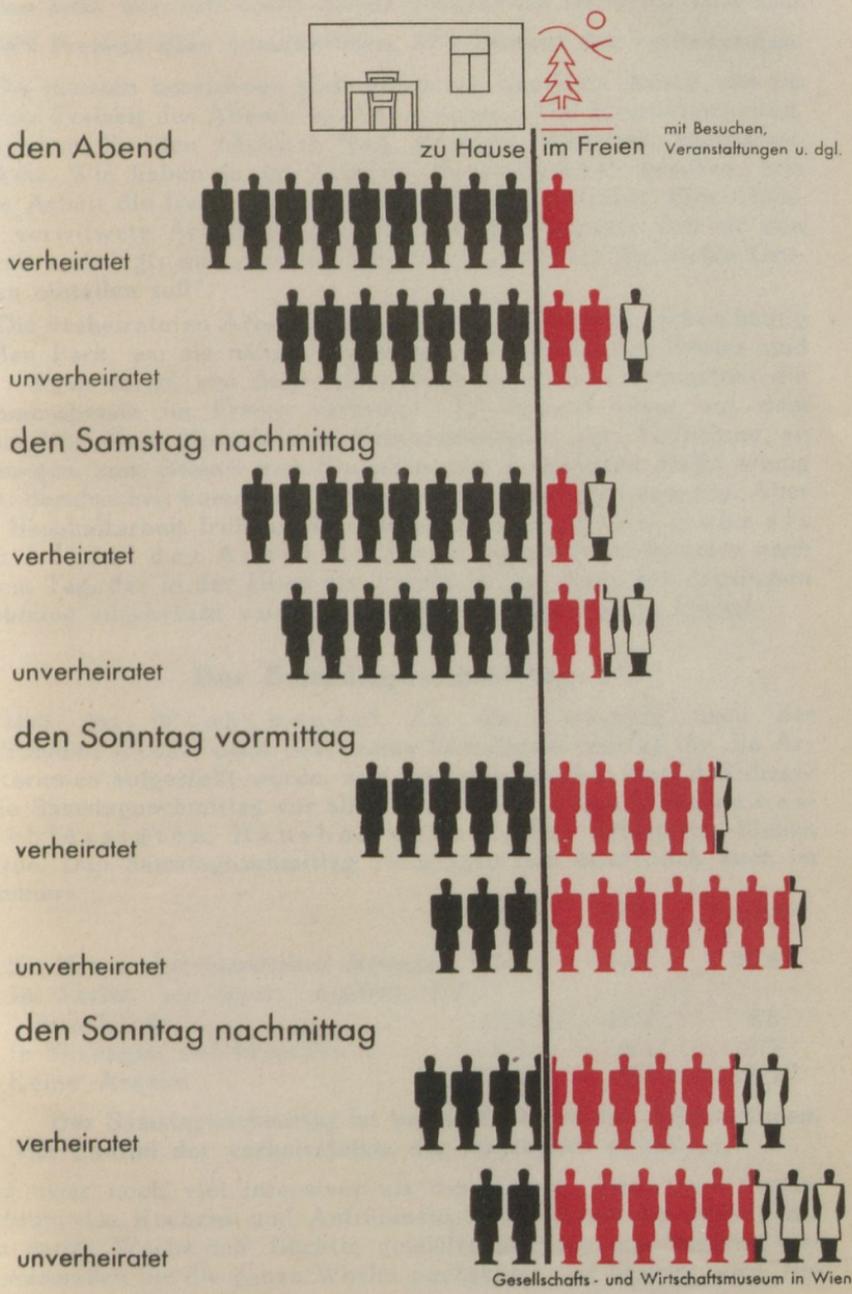
Den A b e n d verbringen:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in P r o z e n t e n		
Zu Hause mit häuslichen Arbeiten	78·7	69·1	87·1
Im Freien, mit Sport	12·7	21·7	6·2
In Sitzungen und Veranstaltungen	4·9	5·3	3·1
Bei Freunden und Verwandten	1·0	1·9	0·3
Mit Berufsarbeit	0·1	0·2	—
Keine Angabe	2·6	1·8	3·3

Es fällt schon hier auf, wie klein die Zahl derer ist, die die Frage unbeantwortet lassen. Nur wenige Fragen sind von den Arbeiterinnen so genau beantwortet worden wie die nach der Gestaltung der Freizeit — sie sind am leichtesten und eindeutigsten zu beantworten, und es scheint, daß sich die Arbeiterinnen über diesen so wenig beachteten Teil ihres Lebens ganz gern einmal Rechenschaft geben.

Freizeit

Von je 10 Arbeiterinnen verbringen



Die Fragen sind im Sommer gestellt worden. Im Winter würde es nicht viel besagen, wenn der Abend zu Hause verbracht wird, denn auch zu Hause könnte man Ruhe und Erholung finden. Im Sommer bleibt in der Regel doch nur zu Hause, wer zu Hause bleiben muß, wer dort durch Arbeit festgehalten ist — das sind also

78·7 Prozent aller Arbeiterinnen, 87·1 Prozent der verheirateten.

Die meisten bezeichnen auch gleich die häusliche Arbeit, die sie in ihrer Freizeit des Abends zu leisten haben: Alle Haushaltarbeiten, Vorkochen für den nächsten Tag, Räumen, Waschen, Einkaufen, Flickern. Wir haben ja im Kapitel „Haushaltarbeit“ gesehen, wie diese Arbeit die freien Stunden der Arbeiterin aufzehrt. Eine 63jährige verwitwete Arbeiterin schreibt sehr bezeichnend, daß sie den Abend verbringt: mit „tausend Rechnungen, wie ich die vielen Groschen einteilen soll“.

Die verheirateten Arbeiterinnen, die ins Freie gehen, gehen häufig in den Park, wo sie nähen, die Kinder beaufsichtigen. Besser sind die ledigen daran, von denen doch rund ein Fünftel wenigstens die Sommerabende im Freien verbringt, 3·7 Prozent sogar auf dem Sportplatz. Zum Besuch von Veranstaltungen, zur Teilnahme an Sitzungen, zum Besuch von Freunden und dergleichen bleibt wenig Zeit. Berufsarbeit kommt am Abend glücklicherweise kaum vor. Aber die Haushaltarbeit frißt an der kargen Freizeit. Kaum mehr als ein Achtel der Arbeiterinnen verbringt im Sommer nach einem Tag, der in der Hitze der Fabrik, in der Enge der häuslichen Wohnung zugebracht wurde, den Abend wenigstens im Freien.

Der Samstagnachmittag.

Und das Wochenende? Als die Forderung nach der 44-Stunden-Woche, nach dem freien Samstagnachmittag für die Arbeiterinnen aufgestellt wurde, war man sich darüber klar, daß dieser freie Samstagnachmittag vor allem der durch die Woche vernachlässigten Haushaltarbeit der Arbeiterin dienen werde. Den Samstagnachmittag verbringen nun tatsächlich auch im Sommer:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Zu Hause, mit häuslichen Arbeiten	75·4	70·1	80·8
Im Freien, bei Sport, Ausflug, auf dem Lande	12·4	17·2	8·8
In Sitzungen, bei Freunden	2·3	3·3	1·7
Keine Angabe	9·9	9·4	8·7

Der Samstagnachmittag ist bei drei Viertel der Arbeiterinnen, vier Fünftel der verheirateten, der Hausarbeit gewidmet,

und zwar noch viel intensiver als der Abend. Denn zum Tagespensum des Kochens und Aufräumens kommt noch die Arbeit, die die ganze Woche nur flüchtig geleistet und nun am Samstag gewissermaßen für die ganze Woche nachgeholt und besorgt wird. Be-

sonders gilt das von den verheirateten Frauen. Von ihnen verbringen den Samstagnachmittag mit

Gründlichräumen	6'6	Prozent
Einkaufen	13'2	"
Waschen	3	"
Nähen, Flicker	2'1	"
Aller Hausarbeit	11'3	"

Die „gründliche Arbeit“ bleibt also für den Samstagnachmittag. Es fällt dabei auf, daß mehr ledige Arbeiterinnen, als wir es an Wochentagsabenden feststellen konnten, auch am Samstagnachmittag mit Haushaltarbeiten beschäftigt sind: weniger mit Räumen und Kochen, als mit Herrichten der eigenen Kleidung und Wäsche. 5'7 Prozent der ledigen Arbeiterinnen verbringen den Samstagnachmittag mit Nähen, 2'3 Prozent mit Waschen, die übrigen mit anderer Haushaltarbeit.

Es ist kaum ein Sechstel der Arbeiterinnen, für die das Wochenende auch schon Samstag beginnt — auch im Sommer.

Der Sonntag.

Aber der Sonntag? Der „Tag der Armen auf Erden“? Wie wird er verbracht?

	Vormittag			Nachmittag		
	Insg.	Ledig	Verh.	Insg.	Ledig	Verh.
	in Prozenten					
Zu Hause mit Hausarbeit	44	32'9	53'1	28'3	18'8	35'1
Im Freien, Ausflug, Sport, Bad	51'9	64'3	43	51'9	56'5	49
Keine Angabe	4'1	2'8	3'9	19'8	24'7	15'9

Den freien Sonntag zumindest hat sich doch die Mehrzahl der Arbeiterinnen schon erkämpft. Es ist besonders erfreulich, daß die Mehrzahl im Sommer zumindest nicht nur den Sonntagnachmittag, sondern auch schon den Sonntagvormittag im Freien, auf Ausflügen, im Bad verbringt.

Nur von den verheirateten Arbeiterinnen ist Sonntag vormittag noch mehr als die Hälfte auch im Sommer ans Haus gebunden.

Auch am Sonntag vormittag haben sie zu kochen und zu räumen. Auch am Sonntag nachmittag ist noch mehr als ein Drittel der verheirateten Frauen im Hause zurückgehalten. In Wirklichkeit sind es wohl noch mehr, denn viele Arbeiterinnen haben nur angegeben, was sie Sonntag vormittag, nicht aber, was sie Sonntag nachmittag machen. Viele geben an, daß sie Sonntag nachmittag zu nähen, für die Woche vorzuarbeiten haben. Aber es sind doch schon 49 Prozent, also rund die Hälfte der verheirateten Arbeiterinnen, für die wenigstens der Sonntagnachmittag frei ist. Ein Fünftel etwa verbringt ihn in den sommerlich heißen Straßen und Parks der Stadt, aber ein weiteres Fünftel in den Wiesen und Wäldern der Umgebung Wiens,

rund 9 Prozent auf Badeausflügen. Und es ist ein wirkliches Zeichen des Fortschrittes, daß doch schon 43 Prozent auch der verheirateten Arbeiterinnen Sonntag vormittag nicht mehr zu Hause sind, sondern ins Freie hinausgehen. Nicht umsonst ist in der Arbeiterpresse den Proletarierfrauen seit Jahren gesagt worden, daß sie sich den freien Sonntag erkämpfen sollen, nicht umsonst sind ihnen praktische Winke gegeben worden, wie sie vorkochen, billigen Tagesproviant herichten können. Es sind doch schon 43 Prozent der verheirateten Arbeiterinnen, die an den heißen Sommertagen mit Mann und Kind hinausziehen, in den Wiener Wald, an die Strandbäder der Donau, in Schrebergärten. Viele dieser Arbeiterinnen arbeiten noch Samstag bis in die Nacht hinein — aber der Sonntag wenigstens soll ihnen gehören.

Noch stärker gilt das freilich für die Arbeitermädels. An Sport und körperliche Betätigung gewöhnt, drängen sie nach der Arbeit der Woche Sonntags ins Freie. Fast ein Drittel der Ledigen sind wohl auch vormittags, fast ein Fünftel nachmittags ans Haus gekettet — das sind aber weniger die jungen Arbeitermädels, als die alleinstehenden älteren Arbeiterinnen. Das Bild, das jeder, der Sonntags in der Umgebung Wiens wandert, aus eigener Anschauung kennt, wird auch durch unsere Erhebung bestätigt. Die Arbeiterjugend, auch die Arbeitermädels, haben sich den Wiener Wald, die Umgebung Wiens erobert. Rund 70 Prozent der ledigen Arbeiterinnen ziehen schon frühmorgens hinaus. Auf der Wanderung, auf den Sportwiesen, auf den nahen Kletterbergen, in den Bädern sind sie zu finden. Bei den verheirateten Frauen ist es oft nur ein Nachmittagsausflug, bei den Jungen oft eine Vormittagspartie, immer öfter aber ist es doch der ganze Sonntag, manchmal auch schon der Samstagnachmittag, der im Freien verbracht wird. Jugendbewegung, Arbeitersport- und Naturfreundebewegung haben das ihre getan, um der Jugend die Natur zu erobern. Ihr Recht auf den freien Sonntag haben sich die jüngeren Arbeiterinnen zum größten Teil schon erkämpft, die älteren, verheirateten, beginnen es für sich zu erobern.

Der Urlaub.

Schlimmer steht es noch mit dem Urlaub. Für die Arbeiterin, die das ganze Jahr mit doppelter Arbeit belastet ist, ist der Urlaub auch doppelt wichtig. Einmal im Jahre wenigstens soll die Arbeiterin durch ihren Urlaub die Ruhe finden, die sie das ganze Jahr hindurch nicht finden kann, soll sie ausspannen, ihre Umgebung wechseln, neue Kräfte schöpfen.

125 Prozent der Arbeiterinnen geben an, daß sie keinen Urlaub haben.

Es sind dies vor allem die immer wieder durch Arbeitslosigkeit aus dem Berufsleben gerissenen Schneiderinnen, die Saisonarbeiterinnen aller Berufe überhaupt und die jungen oder

durch Berufswechsel erst seit kurzer Zeit auf ihrem Arbeitsplatz beschäftigten Arbeiterinnen. Das Fehlen desurlaubes wird durchweg sehr bitter empfunden, besonders bitter, wenn die Arbeiterinnen merken, daß sie systematisch um ihren Urlaub gebracht werden.

„Ich werde immer nach zehn Monaten entlassen wegen desurlaubes“ schreibt eine Textilarbeiterin. Eine Arbeiterin klagt, daß sie es seit fünf Jahren, eine andere, daß sie es seit sieben Jahren zu keinem Urlaub bringt.

„Die gesetzlichen zehn Monate sind nicht zu erreichen“, schreibt eine andere.

„Habe durch Jahre schon keinen bezahlten Urlaub gehabt“, klagt eine 34jährige Modistin, „kann mir auch leider keinen leisten, da ich eine arme Modistin bin.“

Und eine junge Textilarbeiterin klagt:

„Ich stand vor meinem vierzehntägigen Urlaub, auf den ich mich sehr gefreut hatte. Man entließ mich vorher.“

Arbeitslosigkeit ist ein schlechter Ersatz für den gesetzlich bezahlten Urlaub! Aber 76·7 Prozent, mehr als drei Viertel, teilen uns doch mit, daß sie ihren Urlaub haben, 33 Prozent eine Woche lang, 44 Prozent durch zwei Wochen, nur in vereinzelt Fällen auch durch drei Wochen.

Wie wird aber der Urlaub verbracht?

Zu Hause	55·3 Prozent
Im Freien, Bad, Ausflug (Sportplatz)	33·2 „
Auf dem Lande	11·5 „

Mehr als die Hälfte der Arbeiterinnen, die ihren gesetzlichen Urlaub haben, verbringen ihn also noch zu Hause,

wobei das „Zu Hause“ gewiß auch ein Ausruhen, von der Fabrikarbeit zumindest, bedeutet. Für die verheirateten Arbeiterinnen ist allerdings der Urlaub oft die langersehnte Zeit für das ganz große Reinemachen, für die Generalreparatur der Kleidung, das Ausmalen der Küche usw. Ein rechtes Ausruhen ist das wohl nicht.

Richtig auf dem Lande verbringt den Urlaub kaum mehr als ein Zehntel der Arbeiterinnen.

Das sind in der Regel die wenigen Fälle, in denen Verwandte auf dem Lande einen billigen Urlaubsaufenthalt ermöglichen. Für die meisten sind die Kosten eines Landaufenthaltes doch viel zu hoch. Oft ist die Arbeiterin froh, wenn sie ihr Kind bei einer Ferienaktion untergebracht hat, den Mann auf einer Wanderung weiß und nun wenigstens Ruhe hat — weniger für sich als für die reibungslose Erledigung aller nachzuholenden Haushaltangelegenheiten. Ein Drittel der Arbeiterinnen, es sind wieder meist die jungen, schafft sich zielbewußt einen Ersatz für den Landaufenthalt, den man sich nicht leisten kann. Der Wiener Wald, Rax und Hohe Wand, die Donau

insbesondere, werden auch während der Woche aufgesucht. „Die proletarische Riviera“ nennen zahlreiche junge Arbeiterinnen die L o b a u, die Donauauen, an denen sie ihren Urlaub, oft im Zelt, verbringen. Hier finden sie den Ersatz für das Land, nach dem sie sich geseht haben, und es wird nur schmerzlich empfunden, daß der Urlaub zumeist zu kurz ist.

Der Sport im Leben der Arbeiterin.

Der Sport und die körperliche Betätigung dringen überhaupt schon sehr erfreulich und merkbar ins Leben der Arbeiterinnen ein. Von unseren Arbeiterinnen treiben Sport:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Wassersport	13'2	19'4	8'6
Turnen	6'2	9'7	3'6
Wandern und Touristik	8'8	11'8	6'6
Wintersport	6'3	9'4	4'1
Radfahren	1'1	1'1	1'1
Handball	1'6	2'5	0'8
Insgesamt betreiben irgendeinen Sport	20'9	29'3	14'7

Mehr als ein Fünftel der Arbeiterinnen treibt Sport.

Die meisten schwimmen. Es wird geturnt und gewandert und vom Skilaut bis zum Handball und zum Faltbootfahren gibt es kaum einen Massensport, der unter den Arbeiterinnen nicht seine Liebhaberinnen gefunden hätte. Sogar das Boxen wird von einer Arbeiterin als Sport angegeben. Freilich ist es noch immer so, daß fast vier Fünftel der Arbeiterinnen, mehr als fünf Sechstel der verheirateten, keinen Sport betreiben, was vor allem für die mit sitzender Arbeitsweise beschäftigten Arbeiterinnen sehr nachteilig ist. Wenn man aber gesehen hat, wie die Arbeiterin mit Arbeit überhäuft ist, so muß es wundernehmen, daß so vielen noch Zeit bleibt, daß so viele noch die Energie aufbringen, eine kurze Zeit für sportliche Betätigung zu erübrigen. Da ist es fast noch bemerkenswerter, daß ein Sechstel der verheirateten Arbeiterinnen Sport treibt, als daß 29'3 Prozent der ledigen Arbeiterinnen beim Sport zu finden sind. Die mit Arbeit überhäufte verheiratete Fabrikarbeiterin als Turnerin, Skiläuferin, Bergsteigerin — das ist eine Leistung, auf die die Sport- und Kulturbewegung der Arbeiterschaft stolz sein kann.

Unterhaltung.

Im Eindringen der sportlichen Betätigung, die vor allem den Sonntag der Arbeiterin erfreulich umwandelt, haben wir ein Gegengewicht gegen den grauen Alltag des Arbeiterinnenlebens gefunden. Gibt es noch etwas, das die Arbeiterin, sei es nur auf Stunden, herausreißt?

Wir haben die Arbeiterinnen gefragt, ob und welche Unterhaltungen sie besuchen, und dabei folgende Feststellungen machen können:

Es besuchen nie:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Ein Kino	65	55'4	72'7
„ Theater	78'3	71'2	83'8
„ Konzert	87	83'2	90'5
Eine Unterhaltung	88'9	86'2	91'1
Einen Tanzabend	94'4	90'4	97'3

Die einzige Unterhaltungsstätte, die auch von den Arbeiterinnen häufiger aufgesucht wird, ist das Kino.

Fast die Hälfte der ledigen, mehr als ein Viertel der verheirateten Arbeiterinnen geben an, daß sie ein Kino besuchen, von den ledigen die Mehrzahl ziemlich regelmäßig — mindestens einmal im Monat, zum Teil auch öfter. Bei den Verheirateten ist Kinobesuch seltener. Theater wird nur als seltenes Ereignis innerhalb des Jahres angegeben. Konzert und Unterhaltung treten ganz zurück. Auffallend ist die geringe Rolle, die die Tanzunterhaltung im Leben der Arbeiterin spielt. Auch die ledigen jüngeren Arbeiterinnen, von denen man oft annimmt, daß der Tanz die bei ihnen vorherrschende Vergnügungsform ist, geben Tanz als regelmäßige Vergnügung sehr selten an. Nur 2'2 Prozent der ledigen Arbeiterinnen geben an, daß sie einmal im Monat, nur 2'4 Prozent, daß sie öfter als einmal tanzen gehen. Im ganzen sind es kaum 10 Prozent der ledigen Arbeiterinnen, die überhaupt den Tanz als regelmäßige Vergnügung angehen.

Man darf aber nicht glauben, daß der Drang nach Unterhaltung und Ablenkung nicht groß, sehr groß ist. Eine Arbeiterin schreibt:

„War schon vier Jahre in keinem Theater, Konzert oder Kino. Möchte aber wenigstens alle drei Monate einmal wo hingehen können!“

Eine 37jährige verheiratete Textilarbeiterin, deren Mann ein arbeitsloser Dreher ist, schreibt:

„Sie werden es vielleicht nicht für möglich halten, daß ich, seit mein Mann arbeitslos ist, kein Vergnügen, keine Veranstaltung usw. besucht habe, und doch ist es so. Jedes Vergnügen, und wäre es das kleinste, kostet Geld. Lieber verzichte ich auf alles, bevor ich mich in Schulden stürze. Wann würde ich jemals zahlen können? Die Aussicht auf Arbeit meines Mannes ist aussichtslos. Und mein Lohn?“

Manche dieser Unterhaltungen werden allerdings durch das Radio ersetzt, das in den Arbeiterhaushalt immer mehr eindringt.

36'1 Prozent der Arbeiterinnen besitzen ein Radio,

eine Möglichkeit, am Abend wenigstens Ablenkung zu finden, den Zusammenhang mit der Welt draußen herzustellen. Die Arbeiterinnen geben zum Teil auch an, daß der Besuch eines Konzertes oder eines Theaters nicht notwendig sei, weil sie ein Radio besitzen. Andere wieder können auch diese Möglichkeit nicht ausnützen. So antwortet eine 26jährige verheiratete Arbeiterin, die trotz der Ar-

beitslosigkeit ihres Mannes die ganze Hausarbeit allein zu leisten hat, auf die Frage, ob sie ein Radio besitze:

„Ja, kann aber nicht hören, weil ich zu müde bin!“

Für zwei Drittel der Arbeiterinnen existiert allerdings auch das Radio noch nicht.

Bildungsveranstaltungen.

Aber Sport und Unterhaltung können nicht das einzige Gegengewicht gegen die Berufs- und Haushaltlasten der Arbeiterin sein. Groß war immer innerhalb der Arbeiterschaft der Bildungshunger, das Streben, das Weltbild zu erweitern. Wieweit hat es auch schon die Arbeiterin erfaßt, für die es so viel schwerer ist, Zeit und Ruhe zu finden, um überhaupt an sich oder gar an ihre Weiterbildung zu denken?

Kurse werden von Industriearbeiterinnen nur zum kleinen Teil besucht. Wenn man ihre Arbeitsüberlastung kennt, ist man erstaunt, daß es so viele sind. Denn zum Besuch der Kurse gehört regelmäßige Zeiteinteilung, Konzentration, die Möglichkeit, durch Lesen das Gehörte zu ergänzen.

Es besuchen:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Volkshochschulkurse	4'2	4'8	3'9
Arbeiterbildungsveranstaltungen	9'6	12'9	7'2

Es sind doch rund 14 Prozent aller Arbeiterinnen, deren Bildungshunger so groß ist, daß sie nach der Berufsarbeit noch Kurse besuchen.

Die Arbeiterschulen und Frauenschulen der Bezirksorganisationen, Gewerkschaftsschulen, wissenschaftliche Einführungs- und Sprachkurse an den Volkshochschulen, ja sogar die ein höheres Maß von Vorbildung erfordernden zentralen Schulen der Partei und der Gewerkschaften werden besucht, und zwar vorwiegend von den jüngeren Arbeiterinnen. Aber an den Volkshochschulen finden wir zum Beispiel zwei Arbeiterinnen, die über 50 Jahre, in den Arbeiterbildungskursen eine, die über 60 Jahre alt ist. Auch dieser tiefe Bildungshunger, der allen Schwierigkeiten zum Trotz nach Befriedigung sucht, der freilich noch nicht die Masse, aber doch schon die Elite der Arbeiterinnen auszeichnet, darf nicht vergessen werden, wenn von der Wiener Arbeiterin gesprochen wird.

Die Arbeiterinnen lesen.

Neun Zehntel der Arbeiterinnen lesen.

Oft flüchtig, in Hast, im Park, in der Mittagspause, auf der Straßenbahn, vor dem Einschlafen — aber die Zeitung, die Wochenschrift, das Buch aus der Leihbibliothek werden doch gelesen.

Es werden gelesen:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
„Kleines Blatt“	48'2	45'6	50'3
„Arbeiter-Zeitung“	28'8	28'8	28'8
„Die Unzufriedene“	21'4	19'8	22'4
„Der Kuckuck“	4'4	4'4	4'4
„Die Frau“	2'4	2'5	2'3
Gewerkschaftsblätter	3	3'7	2'5
Sportzeitungen	1'7	2'5	1'1
Zeitungen anderer Richtung	9'3	12	7'2
Sozialistische Bücher	6'2	6'9	5'6
Wissenschaftliche Bücher	4'6	5'1	4'1
Romane	20'5	25'1	15'7
Nichts	11'7	9'2	13'6

Diese Angaben sind sehr unvollständig. Sie besagen nicht, was überhaupt gelesen wird, sondern sie sind die Antwort auf die Frage, welche Zeitungen, beziehungsweise Bücher am liebsten gelesen werden. Trotzdem sagen sie ziemlich viel über die tatsächliche Lektüre aus. Denn in der Regel werden hier die Zeitungen und Bücher angegeben, die überhaupt gelesen werden oder doch im Bewußtsein der Arbeiterin verankert sind.

Die Zeitung der Arbeiterin ist das „Kleine Blatt“. Es wird fast von der Hälfte der Arbeiterinnen, namentlich von den verheirateten gelesen. Die „Arbeiter-Zeitung“ ist in stärkerem Maße das Blatt der schon politisch durchgebildeten Arbeiterin. Fast 30 Prozent gehören zu den Leserinnen der „Arbeiter-Zeitung“. Das stärkstgelesene Wochenblatt ist „Die Unzufriedene“. Eine Arbeiterin schreibt:

„»Die Unzufriedene« ist mir die liebste Zeitung. Da kann ich auf eine Stunde mein Elend vergessen.“

Eine 20jährige Arbeiterin, die seit dem Tode ihres Vaters Mutter und Bruder erhält, schreibt:

„Die »Arbeiter-Zeitung« war bis zum Tode meines Vaters meine liebste Lektüre, aber leider kann ich sie mir jetzt nicht mehr leisten. Sonst die »Unzufriedene.«“

Zeitungen anderer Richtung — vornehmlich „Kronen-Zeitung“ und „Kleine Volkszeitung“ — werden nicht einmal von einem Zehntel unserer Arbeiterinnen gelesen, von den jüngeren in stärkerem Maße als von den älteren. Doch scheint das „Kleine Blatt“ wirklich diese Zeitungen zum großen Teil verdrängt zu haben. Schreiben uns doch zwei Arbeiterinnen:

„Früher habe ich die »Kronen-Zeitung« (»Volkszeitung«) gelesen, jetzt lese ich das »Kleine Blatt.«“

Die übrigen Blätter der Arbeiterbewegung spielen keine sehr große Rolle bei der Lektüre der Arbeiterin. Die illustrierte Zeitung „Der Kuckuck“ wird von 4'4 Prozent angegeben, die sozialdemokratische Monatsschrift für die weiblichen Parteimitglieder „Die

Frau" nur von 2'4 Prozent. Nun werden gewiß auf die Frage nach den am liebsten gelesenen Zeitungen vor allem die Tageszeitungen angegeben, nicht die wöchentlich oder monatlich erscheinenden. Aber das Beispiel der „Unzufriedenen“ zeigt doch, daß eine Wochenzeitung, die das Denken der Frau stark beeinflußt, von ihr schon erwartet wird, auch in starkem Maße als ihre Zeitung empfunden wird. Von der „Frau“, die allerdings vornehmlich für politische Funktionärinnen geschrieben ist, die keine Romane bringt, keinen eigenen Raum für die kleinen Sorgen und Wünsche der Proletarierfrauen hat, gilt das schon viel weniger. Eine erstaunlich geringe Rolle spielen die Gewerkschaftszeitungen im Denken der Arbeiterinnen. Obwohl die meisten sie doch als Gewerkschaftsmitglieder erhalten, werden sie unter den Zeitungen kaum angegeben. Es ist interessant, festzustellen, daß dort, wo, wie etwa beim „Aufstieg“, dem Organ der Schneider, die Ausstattung des Blattes gefälliger ist, eine gut gemachte Frauenbeilage vor allem besteht, das Gewerkschaftsblatt öfter angegeben wird. Von den Metallarbeiterinnen, deren Blatt auch eine Frauenbeilage hat, gilt das leider noch nicht. Sport- und andere Vereinszeitungen spielen eine verschwindende Rolle.

Nun die Bücher. Von den insgesamt 240 Angaben über Bücher bezeichnen 196 schöne Literatur, 44, das sind 18'3 Prozent, wissenschaftliche Bücher. Von den wissenschaftlichen Büchern entfallen 10'8 Prozent auf die Gesellschaftswissenschaften, 7'5 Prozent auf die Naturwissenschaften. Unter den sozialistischen Büchern werden zweimal Bebel und einmal Trotzky angegeben, unter den geisteswissenschaftlichen Büchern Ellen Key und Schopenhauer, von den naturwissenschaftlichen einmal Bölsche und zehnmal Reise- und Forschungsbücher. Zweimal wird van de Velde als Lieblingsschriftsteller angegeben.

Aber auch unter den 196 Angaben über die am liebsten gelesenen Romane werden 14mal ausdrücklich „Revolutionäre Romane“, dreimal russische Romane und neunmal Romane der Büchergilde „Gutenberg“ angegeben, also auch durchweg Bücher mit sozialistischer oder doch sozialer Tendenz. Die graphischen Arbeiterinnen sind meist Mitglieder der Büchergilde Gutenberg, einer Vereinigung, die viermal im Jahr einen guten Roman an ihre Mitglieder abgibt. Im ganzen finden sich 88mal Romane sozialen oder revolutionären Inhalts, am häufigsten:

Jack London, Zola, Upton Sinclair, Traven, Gorki, Ferch, Andersen Nexö, Remarque, Kirchsteiger, Karl Kraus, Suttner, Toller, Max Winter, Tolstoi, Dostojewski, Lilly Braun, Romain Rolland.

Dazu kommen eine Reihe anderer Romanschriftsteller, deren Werke gute, oft beste Literatur darstellen:

Gerhart Hauptmann, Stephan Zweig, Peter Altenberg, Frank Wedekind, Selma Lagerlöf, Alexander Dumas, Flaubert, Claude Farrère, Marcel Prévost, Rudyard Kipling, Adalbert Stifter, Gustav Freytag, Gerstäcker, Sienkiewicz, Tschchow, Gottfried Keller, Boccaccio.

Nur in 14 Fällen wird ausgesprochen minderwertige Romanliteratur angegeben, wie:

Anni Wothe, Eschstruth, Heimbürg, Marlitt, Courths-Mahler, Wallace.

Nun wäre es sicher unrichtig, wenn man daraus den Schluß ziehen wollte, daß allgemein unter den Arbeiterinnen nur mehr wenig schlechte oder wertlose Bücher gelesen werden. Es haben ja auch in unserer Erhebung nur ein schwaches Viertel der Befragten genauere Angaben über ihre Lektüre gemacht, und wenn man auch berücksichtigen muß, daß viele überhaupt nicht zum Lesen kommen oder höchstens Zeitungen und Zeitschriften lesen, so ist es doch klar, daß durch diese Angaben nicht die ganze Lektüre der befragten Arbeiterinnen erfaßt sein kann. Das hängt auch mit der Fragestellung: „Welche Bücher, Zeitungen lesen Sie am liebsten?“ zusammen. Es werden vor allem Bücher angegeben, die auf die Frauen einen stärkeren Eindruck gemacht haben, die ihnen im Bewußtsein geblieben sind.

Zusammenfassend läßt sich aber doch sagen, daß es in ganz überragendem Maße gute, ja beste Literatur ist, die von den Arbeiterinnen gelesen wird.

Die Tendenz nach sozialistischen Büchern, nach Büchern also, die aus der gewohnten Umrahmung des Lebens nicht hinausführen, sondern dieses Leben gestalten helfen, beherrscht nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die Romanliteratur.

Oft hat die Lektüre noch den Charakter des Zufälligen. „Was man mir leiht“, „Bücher ganz egal“, diese Antworten auf die Frage nach den am liebsten gelesenen Büchern tauchen mehrmals auf und sind immer noch für einen großen Kreis bezeichnend. Aus Angaben, wie: „Schopenhauer und Ganghofer“, wieder ist deutlich ersichtlich, daß eine fremde Beeinflussung wirksam war, die in diesem Falle wohl das wissenschaftliche Interesse, nicht aber auch die Auswahl der gelesenen Romane in eine bestimmte Richtung lenken konnte.

Es sind oft die zufälligen, vom Vater her übernommenen, von der Arbeitskollegin entliehenen Bücher, die nebeneinander gelesen werden. Weit öfter aber sieht man doch den starken Einfluß planmäßiger Arbeiterbildung. 21 Arbeiterinnen geben ausdrücklich an, daß sie am liebsten Bücher aus der Arbeiterbücherei lesen, 5 aus der Betriebsbücherei und 1 aus der Volksbücherei. Aber weit über den engen Kreis derer, die es ausdrücklich angeben, weit auch über den unmittelbaren Kreis der eingeschriebenen Leser hinweg spürt man den Einfluß der auf alle Wiener Bezirke verstreuten, die Bücher systematisch zuweisenden Arbeiterbüchereien.

12. Kapitel.

In der Arbeiterbewegung.

Die Organisationen.

Lebt jede dieser Arbeiterinnen ihr schweres, arbeits- und sorgenreiches Leben für sich allein? Oder findet es seinen Sinn durch Einordnung in den großen Rahmen der Arbeiterbewegung, die in ihren gewerkschaftlichen, politischen und Kulturorganisationen die Arbeiterin in eine größere Gemeinschaft gemeinsamen Kampfes und gemeinsamen Zieles einordnet?

Unsere Arbeiterinnen gehören folgenden Organisationen an:

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Freie Gewerkschaft	73·3	74·2	72·3
Sozialdemokratische Partei	52·3	45·5	57·4
Sozialistische Arbeiterjugend	1·1	2·1	0·3
Kinderfreunde	5·7	3·9	7
Naturfreunde	6·4	7·7	5·5
Sportorganisationen	5·1	7·7	3
Freidenker	2·9	2·9	2·9
Sonstige (Mieter, Flamme, Schutzbund, Invaliden, Gesangverein usw.)	16·4	15	17·4
Keiner Organisation	7	9·2	5·5

Nur 7 Prozent der Arbeiterinnen gehören keiner Organisation an.

93 Prozent sind organisierte Arbeiterinnen. Die verheirateten sind noch stärker vom Organisationsleben erfaßt als die ledigen.

Dieses Organisationsleben ist sehr vielgestaltig.

Drei Viertel der Frauen geben an, daß sie den freien Gewerkschaften angehören. In Wirklichkeit sind es noch mehr, weil, wie uns von den Funktionärinnen mitgeteilt wird, die gewerkschaftliche Zugehörigkeit als so selbstverständlich empfunden wird, daß sie gar nicht besonders angegeben wird. Arbeiterinnen anderer Gewerkschaftsrichtung wurden in dieser durchweg von Funktionärinnen der freien Gewerkschaften durchgeführten Erhebung nicht erfaßt. In der politischen Organisation der sozialdemokratischen Partei sind dagegen nur 52·3 Prozent, also etwas mehr als die Hälfte

der Arbeiterinnen. Eine Arbeiterin ist Kommunistin. In der gewerkschaftlichen Organisation sehen wir die ledigen, in der politischen die verheirateten etwas stärker vertreten. Groß sind diese Unterschiede nicht.

Gewerkschaftliche und politische Organisation nehmen in den einzelnen Industriegruppen durchaus nicht die gleiche Entwicklung. Die hundertprozentig gewerkschaftlich organisierten Arbeiterinnen der Zigarettenhülserzeugung sind nur zur Hälfte politisch organisiert, die Metallarbeiterinnen nur zu einem Drittel. Auch die gewerkschaftlich besonders gut organisierten Buchbinderinnen und Schneiderinnen sind politisch noch wenig erfaßt. Ziemlich gleich weit entwickelt sind die gewerkschaftliche und politische Organisation bei den Holz- und Schuharbeiterinnen. Bei den Hutarbeiterinnen scheint sogar die Zahl der politisch organisierten größer als die der gewerkschaftlich organisierten.

Es zeigt sich ganz deutlich, daß das verschiedene Ausmaß der Organisiertheit der Arbeiterinnen in den einzelnen Industrien sehr wesentlich von den wirtschaftlichen Bedingungen abhängig ist. Die Industrien, in denen das Arbeitsverhältnis am stabilsten ist, Arbeitslosigkeit und Berufswechsel am seltensten vorkommen, bringen mit der engeren Verwurzelung der Arbeiterin im Betrieb auch eine engere Verwurzelung in der Gewerkschaft. Entscheidend ist auch freilich die Intensität, mit der die einzelnen Gewerkschaften ihre weiblichen Angehörigen erfassen. Es ist nicht uninteressant, festzustellen, daß die Gewerkschaften, die in unserer Erhebung die größte Zahl weiblicher Gewerkschaftsmitglieder haben: die Senefelder, Buchbinder, Schneider, Textilarbeiter, auch die sind, die eine besondere Tätigkeit für ihre weiblichen Mitglieder entfalten: durch Frauenkomitees, besondere Frauenveranstaltungen, Heranziehung von Frauen zu Funktionen. Am schwächsten ist die Organisation dort, wo noch nicht der Großbetrieb, sondern noch die kleine Werkstatt vorherrscht.

Es wird den Frauen nicht immer leicht gemacht, den Weg zur gewerkschaftlichen und politischen Organisation zu finden. Eine 40jährige verheiratete Arbeiterin schreibt:

„Ich habe die große Bitte, den Männern begreiflich zu machen, daß die arbeitende Frau auch das Recht hat, sich politisch und gewerkschaftlich zu organisieren.“

Daß mehr Arbeiterinnen den Weg zur gewerkschaftlichen Organisation, die ihre wirtschaftlichen Interessen vertritt, finden als zur politischen, die in stärkerem Maße auf ideeller Zugehörigkeit aufgebaut ist, ist begreiflich.

Die Jugendorganisation erfaßt nur wenige unserer jungen Arbeiterinnen, 6,44 Prozent unserer Arbeiterinnen sind noch nicht 20 Jahre alt, aber kaum mehr als 1 Prozent bei der Jugendorganisation. Die Sportorganisation erfaßt erfreulicherweise gerade die jungen Arbeiterinnen, die ihre Arbeit durchweg in sitzender, gebückter Haltung ausüben, am stärksten: die Schneiderinnen. 16 Prozent der ledigen Schneiderinnen gehören Sportorganisationen, 20 Pro-

zent der Naturfreundeorganisation an. Die Berufe, in denen meist ältere Arbeiterinnen arbeiten, wie die Staatsarbeiterinnen, Zigarettenhülsenarbeiterinnen, Lebensmittelarbeiterinnen, haben begreiflicherweise weniger Mitglieder in den Sportorganisationen. Die etwas ältere Arbeiterin, die schon Kinder hat, finden wir dafür öfter bei den Kinderfreunden. Es ist überhaupt bei den Frauen in stärkerem Maße als bei den Männern so, daß die Randorganisationen der Arbeiterbewegung vergleichsweise mehr Anhänger haben, während die Männer stärker in den Kernorganisationen der politischen und gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung zu finden sind. Arbeitergesang- und Feuerbestattungsverein, Mietervereinigung und Elternverein, genossenschaftliche Organisation und Schutzbund — überall sind Arbeiterinnen Mitglieder. Oft ist eine Arbeiterin gleichzeitig Mitglied der gewerkschaftlichen, politischen und einer Reihe von Kultur- und Sportorganisationen. Unsere Arbeiterinnen sind Mitglieder:

Bei einer Organisation	30	Prozent
„ zwei Organisationen	31'1	„
„ drei „	9'2	„
„ vier „	5'4	„
„ fünf „	2'6	„
„ sechs „	1'5	„
„ sieben „	0'5	„
„ acht „	0'2	„
Keine Organisation oder keine Angabe	19'5	„

Mehr als 70 Prozent der Arbeiterinnen, mehr als 72 Prozent der Verheirateten gehören mehr als einer Organisation an.

Eine Zugehörigkeit zu drei bis fünf Organisationen ist für die Arbeiterin keine Seltenheit, Mitglieder von acht Organisationen wurden gezählt! Das ist die Arbeiterin, die als überzeugtes Mitglied der gewerkschaftlichen und politischen Organisation es ganz selbstverständlich findet, daß sie auch bei den Kinderfreunden, der Genossenschaft, dem Schutzbund zu sein hat. Es braucht nur eine besondere Liebhaberei, Sport, Gesang, dazuzukommen und die Arbeiterin ist bei einer ganzen Reihe von Arbeiterorganisationen Mitglied. Spricht es auch für die Überzeugtheit und Interessiertheit der Arbeiterin, so bleibt doch die Frage, ob es nicht eine Zersplitterung ist, wenn eine Arbeiterin, deren Zeit kaum hinreicht, sich einer Organisation zu widmen, sechs oder acht Organisationen angehört, sechs oder achtmal Beiträge zahlt. Die Zusammenlegung oder zumindest Kartellierung verschiedener Arbeiterorganisationen erscheint von hier aus gesehen besonders dringlich.

Die Erfassung der Arbeiterin durch die Arbeiterbewegung.

Aber die Zugehörigkeit zu den Organisationen der Arbeiterbewegung allein besagt noch nichts über die innere Verbundenheit. Wird die Arbeiterin auch von den Organisationen wirk-

lich erfaßt, von ihrer Presse, ihren Veranstaltungen, ihrem Bildungswesen? Nimmt sie auch wirklich teil an dem inneren Leben und an dem Aufbau der Organisation?

Nach unserer Erhebung besuchen die Arbeiterinnen

	Insgesamt	Ledig	Verheiratet
	in Prozenten		
Gewerkschaftliche Veranstaltungen	21·7	19·8	23·2
Politische Veranstaltungen	24·5	24·7	24·2

Es ist also kaum ein Viertel der Arbeiterinnen, das die Veranstaltungen der beiden großen Arbeiterorganisationen auch tatsächlich besucht.

Zeitmangel und übergroße Müdigkeit sind der entscheidende Grund. Freilich auch mangelndes Interesse. Auch wird bei den Veranstaltungen den besonderen Bedürfnissen der Arbeiterin oft zu wenig Rechnung getragen. Das Gasthaus, in dem man ein Getränk bestellen muß, das rauchige Lokal, in das man die Kinder mitnehmen soll, das landläufige Referat in der politischen Sektion oder auf dem gewerkschaftlichen Zahlabend, dem keine Aussprache folgt, das alles zieht die Arbeiterin wenig an. Ganz anders dort, wo freundliche Privatlokale zur Verfügung stehen, dem Bedürfnis der Frauen nach Abwechslung, Aussprache Rechnung getragen, eigene Veranstaltungen für Frauen und für Junge gemacht werden. Zunächst zeigt es sich noch, daß die gewerkschaftlichen Veranstaltungen gerade von den jungen, den Arbeitermädchen, seltener aufgesucht werden als von den erwachsenen Arbeiterinnen. Erst der regelmäßige Besuch der Veranstaltungen aber läßt die innere Verbundenheit mit der Bewegung zu und gibt der Arbeiterin das Gefühl, einer größeren Gemeinschaft anzugehören.

In welchem Maß es der gewerkschaftlichen und politischen Organisation gelingt, an ihre Mitglieder aus den Kreisen der Arbeiterinnen heranzukommen, zeigt die folgende Aufstellung:

Von 100 Arbeiterinnen, die Mitglieder sind

der gewerkschaftlichen Organisation	der politischen Organisation
nehmen an gewerkschaftlichen Veranstaltungen teil	nehmen an politischen Ver- anstaltungen teil
29·5	46·8
lesen die Gewerkschafts- presse	lesen die „Arbeiter-Zeitung“
4·1	54·8
haben Gewerkschaftsfunk- tionen	lesen die „Frau“
28·1	4·5
	lesen sozialistische Bücher
	11·2
	haben politische Funk- tionen
	14·1

Es kann also gesagt werden, daß wohl mehr Arbeiterinnen durch die natürliche Zugehörigkeit zu einer Berufsgruppe, die leichtere Erfassung im Betrieb gewerkschaftlich als politisch organisiert sind, daß sie aber von dem geistigen Leben der politischen Organisation in stärkerem Maße erfaßt sind als von dem der Gewerkschaften. Das hängt gewiß damit zusammen, daß

das Organisationsleben in der politischen Partei vielseitiger ist als das der Gewerkschaft, die eine vorwiegend wirtschaftliche Interessenvertretung ist. Die Partei gibt Tageszeitungen heraus, veranstaltet neben großen Versammlungen auch besondere Frauenveranstaltungen, Frauennachmittage, führt den Kampf um kulturelle Frauenfragen, wie den § 144, die Geburtenbeschränkung.

Es zeigt sich wiederum, daß jene Gewerkschaften, die sich in ihren Frauensektionen auch stärker auf die Werbung der Frauen verlegen, immer wieder nach neuen Methoden suchen, um die Frauen zu erfassen — es seien auch hier wieder die Schneider mit ihren großen Kinovorstellungen und Exkursionen hervorgehoben — auch ihre weiblichen Mitglieder öfter bei sich sehen.

Ausschlaggebend ist aber wohl auch hier die Wirtschaftskrise. In der Zeit der Konjunktur, in der die Gewerkschaft große, erfolgreiche Lohnkämpfe führt, in der sie in der Offensive ist, hat sie ihren Mitgliedern rein äußerlich mehr zu bieten als in der Zeit der Defensive, der Abwehrkämpfe, des Stellungskrieges. Gerade in der Krisenzeit, die die Zugehörigkeit zur gewerkschaftlichen Organisation nicht so anziehend, aber um so dringlicher gestaltet, zeigt es sich, wer bloßes Mitglied, wer wirklich innerlich zugehörig ist. Und hier sehen wir freilich, daß neben der immer wieder ausschlaggebenden Überbelastung der Frau auch ihre stärkere Fluktuation die innige Verbundenheit mit ihrer Gewerkschaft hemmt. Der Metallarbeiter verbringt sein Leben im Metallarbeiterverband, die Metallarbeiterin war noch vor zwei Jahren Hilfsarbeiterin in einer Gummifabrik und vor fünf Jahren Schneiderin. In der Gewerkschaft nicht so selbstverständlich verwurzelt wie der Mann, muß sie auch mit besonderen Werbe- und Schulungsmethoden an die Gewerkschaft geknüpft werden. Die politische Organisation hat freilich gerade in der Krise, gerade in der Zeit geringer wirtschaftlicher, die Möglichkeit großer politischer Kämpfe. Kampf mit dem Faschismus, Kampf gegen Angriffe auf Lebensrechte der Arbeiter, Kampf um Fragen der Mutterschaft, der Schule — davon strömt freilich auch auf die Arbeiterinnen mehr Leidenschaft und Anziehungskraft aus, und das erklärt es auch, daß die politischen Veranstaltungen in der Krisenzeit stärker besucht sind als die gewerkschaftlichen. Die lebenswichtigen Funktionen der Gewerkschaften gerade in der Krisenzeit jeder einzelnen Arbeiterin eindringlich vor Augen zu führen, ist eine Aufgabe, die der Agitations- und Schulungsarbeit der gewerkschaftlichen Frauensektionen noch gestellt ist.

Die Arbeiterin als Funktionärin.

Aber die Anteilnahme am Leben der Arbeiterbewegung erschöpft sich auch nicht im Besuch von Versammlungen. Die richtige Anteilnahme verlangt auch Mitarbeit. Kann die geplagte, von Arbeit überhäufte Arbeiterin auch wirklich noch diese

vierte große Arbeitsleistung

auf sich nehmen? Kann sie Funktionärin sein, am Aufbau der Arbeiterbewegung auch wirklich teilnehmen?

Von den 1320 Arbeiterinnen unserer Erhebung sind 217, das sind

16,4 Prozent Funktionärinnen der Arbeiterbewegung,

ein erstaunlich hoher Prozentsatz, wenn man bedenkt, daß etwa in der Organisation Wien der sozialdemokratischen Partei auf 100 nicht durchweg in der Arbeit stehende weibliche Mitglieder 3 Funktionärinnen kommen.

Hier wandelt sich nun das Bild. Wir sehen die Arbeiterinnen in stärkerem Maße bei den Veranstaltungen der politischen, aber in weit stärkerem Maße als Funktionärinnen der gewerkschaftlichen Organisation. 217 Funktionärinnen üben 335 Funktionen aus, zum Teil also nicht nur eine, sondern mehrere, und zwar:

In der Gewerkschaft	196
In der politischen Organisation	97
Bei den Kinderfreunden, Freidenkern, Elternvereinen usw.	42

Diese Funktionärinentätigkeit möge durchaus nicht leicht genommen werden. Es sind Funktionen darunter, die viel Mühe, Arbeit, oft auch besondere Energie, Klugheit, Geschicklichkeit, sehr oft einen ganzen Menschen erfordern.

61 Arbeiterinnen sind Betriebsrätinnen. Unter ihnen sind sogar weibliche Betriebsratsobmänner. Betriebsrat, das ist in der heutigen Zeit eine besonders wichtige und doch auch besonders schwere und sorgenvolle Funktion für die Arbeiterin*). Der weibliche Betriebsrat muß genau so wie der männliche das Betriebsräterecht, das Arbeitsrecht beherrschen, muß bei Lohndifferenzen, bei Konflikten in Betrieben eingreifen, er muß gerade dort, wo ein gewisses Maß an Mitverwaltung erobert ist, die Mitverantwortung für die Auswahl bei Abbauaktionen tragen. All diese Pflichten und Aufgaben teilt der weibliche mit dem männlichen Betriebsrat. Aber darüber hinaus ist die Betriebsrätin, die ihre Funktion ernst nimmt, auch diejenige, an die sich die Frauen mit ihren vielen kleinen Sorgen und Schmerzen wenden. Ungerechte Behandlung durch Vorgesetzte, Konflikte mit Kollegen werden genau so zur Sache der Betriebsrätin wie Verhandlungen mit Wohlfahrtsstellen und Krankenkassen, Mutterschaftsfragen, häusliche Sorgen der Arbeiterin. Für alles muß die Betriebsrätin da sein. Sie darf nie ungeduldig werden, nie Kopf und Nerven verlieren, sie muß gerade in der Krisenzeit, die selber an ihren Nerven frißt, die Erregtheit und Überreiztheit ihrer Kolleginnen hinnehmen und begreifen. Weiß man, welches Ausmaß an Arbeit und Mühewaltung hinter der Betriebsratsfunktion steckt, so würdigt man es erst, daß 61 Arbeiterinnen diese harte Arbeit auf sich genommen haben. Am meisten

*) Vergleiche Marie Baumann: „Die Frau als Betriebsrat.“ Handbuch der Frauenarbeit in Österreich. Herausgegeben von der Wiener Arbeiterkammer. Wien 1930.

weibliche Betriebsräte weist die Textilindustrie auf. In der Glühlampenindustrie und in der Zigarettenhülserzeugung ist eine Frau der Betriebsratsobmann des größten Betriebes.

99 Arbeiterinnen sitzen als Funktionärinnen in Ausschüssen der Arbeiterorganisationen: in gewerkschaftlichen Lokal- und Frauenkomitees, in den Frauenaktionskomitees der Bezirke, in Sektions- und Unterrichtsausschüssen, in Elternräten und den Vorständen der Kinderfreunde. Dazu gehören Sitzungen, die Zeit verlangen, dazu gehört innere Anteilnahme und das Vertrauen derer, die in diese Ausschüsse delegieren — 99 Arbeiterinnen haben sich dazu durchgerungen.

Aber die Funktion erwirbt man nur durch Kleinarbeit. Die mühsame Kleinarbeit des Einkassierens von Beiträgen, des Ausstragens von Zeitungen, baut die Organisationen der Arbeiterbewegung auf, hält den in Krisenzeiten besonders wichtigen Kontakt zwischen Massen und Vertrauensmännerapparat aufrecht. Diese Kleinarbeit ist mühsam, wenn sie von berufstätigen Männern oder Hausfrauen geleistet wird. Sie ist dreimal so mühsam, wenn sie nach der Fabrikarbeit, nach der Besorgung des Haushaltes und der Mutterpflichten geleistet wird. 108 Arbeiterinnen kassieren, 64 für die gewerkschaftliche, 31 für die politische, 13 für andere Organisationen. 67 Arbeiterinnen tragen Zeitungen aus: „Die Unzufriedene“, „Die Frau“ und den „Kuckuck“ für die politische Organisation, gewerkschaftliche Blätter für die Gewerkschaft, Mitteilungsblätter für die Kulturorganisationen, Flugblätter und Einladungen für alle drei. Da heißt es Stiegen auf und ab, oft umsonst gehen, nicht zurückzuschrecken, wenn man einmal abgewiesen wird, die Sache der Organisation vertreten, wenn sie angegriffen wird — auch das in der Zeit der Arbeitslosigkeit und der Krise. Diese Arbeit ist keine mechanische, sie erfordert Verständnis, Zugehörigkeitsgefühl, Kenntnis der Argumente und Gegenargumente. Auch das keine leichte Arbeit für die mit anderer Arbeit überhäufte Arbeiterin. Nur ein Beispiel: Eine 56jährige Textilarbeiterin, die Berufsarbeit, Haushalt und Kinder hat, von 5 Uhr früh bis 10 Uhr abends auf den Beinen ist und uns schreibt: „Meine Füße versagen schon ganz“ — sie ist doch Betriebsrätin in ihrem Betrieb und geht für ihre Organisation einkassieren.

Wer sind diese Funktionärinnen, diese Frauen, die zur dreifachen Belastung noch die vierte freiwillige auf sich nehmen, deren Funktionärtätigkeit zum Teil der Zusammenhalt der Arbeiterorganisationen zu verdanken ist? Es sind vorwiegend die Arbeiterinnen mittleren Alters. Von den noch nicht 25jährigen sind nur 12,5 Prozent Mitarbeiterinnen in ihren Organisationen. Bei den 26- bis 30jährigen steigt der Anteil auf 15 Prozent. Am stärksten ist er bei den 36- bis 40jährigen. 22 Prozent der Arbeiterinnen dieser Altersstufe sind Funktionärinnen, 20,3 Prozent der 41- bis 50jährigen. Das beweist, daß es doch einer geraumen Zeit bedarf, bis die Frau sich in ihrer Organisation zu einer Funktion durchgearbeitet hat, daß ihr die Erfüllung oft erst dann möglich ist, wenn die Kinder

größer sind, die Gebundenheit an das Haus geringer. Die Erziehung der Jüngsten, die eher Zeit hätten, zu Mitarbeiterinnen, scheint ein noch wenig gelöstes Problem.

Es ist ferner interessant, daß die Funktionärinnen durchaus nicht aus den Reihen derer kommen, die geringe Lasten auf sich haben. Im Gegenteil: während von den Arbeiterinnen unserer Erhebung nur 39,9 Prozent verheiratet sind oder mit Lebensgefährten leben, sind es von den Funktionärinnen 46,6 Prozent. Das sind oft gerade die Frauen, die die ganze Last der Haushaltsführung auf sich haben. Und dasselbe gilt von der Belastung mit Mutterschaftspflichten. Von unseren Arbeiterinnen sind 31,6 Prozent, von unseren Funktionärinnen 36,4 Prozent Mütter. Davon haben mehr als ein Drittel zwei und mehr Kinder. Unter den Funktionärinnen ist also die Mutter, und noch dazu die kinderreiche Mutter, häufiger als unter den Arbeiterinnen überhaupt.

Haushalt und Mutterschaft halten also die Arbeiterin nicht davon ab, daneben auch ihre Pflichten für die größere Gemeinschaft der Arbeiterklasse zu leisten. Im Gegenteil:

Gerade die etwas ältere, verheiratete, in der Berufsarbeit und in der Organisation fester verwurzelte, mit der ganzen Last der Berufsarbeit, der Haushaltarbeit und der Mutterschaft überhäufte Arbeiterin ist vornehmlich die Funktionärin der Arbeiterbewegung.

Bekennnis zur Arbeiterbewegung.

Daß sie ganz, mit Leib und Seele von dieser Arbeiterbewegung erfaßt ist, zeigen die zahlreichen Fälle, in denen Arbeiterinnen nicht Forderungen für sich, sondern Forderungen für die Gesamtheit der Arbeiterschaft stellen. So, wenn eine Arbeiterin schreibt:

„Die in Arbeit Stehenden sollen ein Opfer für die Arbeitslosen bringen und auch in eine Verkürzung der Arbeitszeit einwilligen, wenn dabei die Löhne mitgekürzt werden. Der Gegensatz zwischen Arbeitslosen und in fester Arbeit Stehenden wird immer größer.“

Oder wenn eine andere, eine 27jährige verheiratete Textilarbeiterin, schreibt:

„Ich gedenke nur der armen arbeitenden Frauen, welche etliche Kinder zu versorgen und arbeitslose Männer haben. Die sind bedauernswert.“

Einer Lebensmittelarbeiterin genügt es nicht, daß das Leben der arbeitenden Frauen erforscht und dargestellt wird. Sie wünscht

„Fragebogen für sämtliche Ausgesteuerte und Arbeitslose, damit man weiß, wovon sie leben und wie sie leben“.

Überhaupt kommen nicht nur die sozialistischen und gewerkschaftlichen Forderungen nach Altersversicherung (55mal), gleichem Lohn für gleiche Leistung, Aufhebung des § 144, Einstellung weiblicher Gewerbeinspektoren aus Arbeiterkreisen, immer wieder vor:

der Wunsch etwas für die Arbeitslosen zu tun, ihr eigenes sorgenvolles Leben noch mehr zu belasten, da jede von ihnen weiß, morgen kann das auch ihr Schicksal sein, das Gefühl, „immer sind welche noch ärmer als wir“, beherrscht in ergreifender Weise die gewerkschaftlich und politisch geschulten Arbeiterinnen und zeugt von der tiefen Solidarität, die innerhalb der arbeitenden Frauen herrscht.

Mit dem B e k e n n t n i s zur Arbeiterbewegung schließen viele Frauen ihre Antworten:

Eine 34jährige verheiratete Arbeiterin schreibt:

„Möchten die Frauen einmal denkend werden und sich zur Sozialdemokratie bekennen, dann wird ihnen ein besseres Los bevorstehen und die Wünsche, die man notwendig zum Leben braucht, werden sich erfüllen.“

Eine 33jährige, verheiratete Arbeiterin:

„Ich wünsche mir, daß unsere Kinder sich nicht so durchs Leben kämpfen müssen wie wir. Hoffentlich gibt es dann mehr sozialdemokratische Frauen darunter als heute in meiner Zeit.“

Eine 50jährige alleinstehende Schneiderin:

„Ein menschliches Hausen und Leben, das genug Verdienst schafft! Und daß die Sozialdemokraten bei der nächsten Wahl eine durchschlagende Mehrheit bekommen. Daß den Menschen einmal das Hirn aufgeht und sie zur Einsicht kommen, wer es gut mit ihnen meint.“

Ein 34jährige alleinstehende Arbeiterin:

„Meine Hoffnung ist, daß einmal die Zeit kommt, daß der Arbeiter auch einmal so leben kann, wie es einem Menschen gebührt, denn an diesem Leben hängt ja kein Freudenfunken dran, immer nur Enthaltsamkeit und Unlust zum Leben. Der Mensch darf nicht verzagen und kämpfen um ein besseres Dasein, denn Einigkeit wird ja doch einmal zum Ziele führen.“

Eine 49jährige, geschiedene Arbeiterin, Parteifunktionärin, in vielen Organisationen tätig:

„Es wäre wohl sehr zu wünschen, daß den Frauen im Berufsleben weitgehende Erleichterungen geschaffen werden könnten, damit sie nicht all ihre Spannkraft nur dem Arbeitsprozeß geben und abends todmüde für nichts anderes mehr Interesse haben, als Ruhe zu haben und nur die notwendigsten Hausarbeiten zu verrichten. Ihr ganzes Dasein ist auf Zwang eingestellt, so daß sie freudlos dahinleben. Wenn die Möglichkeit wäre, daß die Frauen kürzere Arbeitszeit hätten und ihr Haushalt einfacher geführt werden könnte, das heißt durch Erleichterungen, würden sie sich auch mehr um Gewerkschaft und Partei kümmern können und der Weg zum Sozialismus würde rascher zum Ziele führen.“

Eine 32jährige ledige Arbeiterin:

„Daß wir Sozialdemokraten endlich im Parlament die Mehrheit erlangen, damit es den arbeitenden Menschen besser gehe!“

Und darum gibt es auch über all diese stille Arbeit, die in den Organisationen geleistet wird, weder Klage noch Rühmen. Sie ist selbstverständlich. Selbstverständlich ist es, daß gerade die Arbeiterin, die die ganze Härte des Arbeiterinnen-

schicksals selber trägt, auch dort mithilft, wo dafür gesorgt wird, daß es einstens besser gehen soll. Tagsüber die Fron im Betrieb, abends das graue Einerlei des Haushaltes, die Sorge um die Kinder — aber in den wenigen Stunden, die in der Woche noch bleiben, ist

jede sechste Arbeiterin tätige Mitarbeiterin in ihrer Organisation.

Und in dieser Arbeit, die meist gar nicht als Arbeit empfunden wird, liegt vielleicht das stärkste Gegengewicht, das über die Not und Öde des Arbeiterinnenschicksals hinaushebt — das Bewußtsein, mitzuhelfen, daß es allen Arbeiterinnen und Arbeitern einst besser gehe.

Darum möge diese Untersuchung mit den Worten einer 28jährigen verheirateten Arbeiterin abgeschlossen werden:

„Bin das zweitälteste Kind einer sechsköpfigen Proletarierfamilie; schon als Kind mußte ich fühlen, was es heißt, ein armer, unterdrückter Mensch zu sein. Der Vater verdiente zu wenig, um sechs Kinder zu ernähren, da mußte auch die Mutter arbeiten gehen und wir ältesten Kinder mußten die Wohnung aufräumen und Kinder hüten, damals gab es noch keine Kinderhorte und Heimstätten, da waren wir Kinder uns selbst überlassen den ganzen Tag. Ich bin so glücklich, daß unsere Partei schon so vorgeschritten ist, die Wiener Kinder haben alles, was sie sich wünschen können, auch das ärmste Kind kann jetzt eine glückliche Kindheit haben, dank der roten Gemeinde. Habe auch jetzt noch genug Elend mitzumachen, bin 28 Jahre, habe seit meinem 14. Lebensjahr nichts als Arbeit gekannt. Auch mein Mann ist ein guter Genosse, aber leider schon drei Jahre arbeitslos. So müssen wir von dem Geld leben, das ich verdiene. Es heißt sich furchtbar einschränken, nur den Zins und das bißchen Essen. Aber dennoch verliere ich den Mut nicht. Wenn unsere Bewegung ganz durchgreift, wird es allen besser gehen.“

IV. Charakteristische Einzelfälle.

Die junge ledige Arbeiterin.

Arbeit, Sport, Organisation.

Eine 25jährige ledige Zigarettenhülsenarbeiterin lebt bei ihren Eltern. Der Vater ist Kurzarbeiter. Sechs Erwachsene und ein Kind wohnen in einer Wohnung, die aus Zimmer, Kabinett und Küche besteht.

Die junge Arbeiterin ist schon seit elf Jahren im Erwerb, immer in derselben Verwendung, der Zigarettenpapierkonfektion. Sie war auch schon arbeitslos, und zwar sieben Monate. Sie verdient im Akkord 33 bis 40 Schilling wöchentlich. Davon steuert sie 17 Schilling dem Haushalt bei.

Sie steht um 6 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends schlafen. Vor Arbeitsbeginn hat sie keine Hausarbeit zu leisten, sie hilft aber bei der Näh- und Flickarbeit im Haushalt mit. Der Weg von und zur Arbeitsstätte beansprucht 45 Minuten.

Den Abend und den Samstagnachmittag verbringt sie im Freien und bei Vorträgen. Am Sonntag macht sie Touren, der Urlaub wird mit Bergtouren und Schwimmen verbracht. Sie liest Parteiblätter und gute Romane. Zu Hause hat sie ein Radio. Einmal im Monat besucht sie das Kino.

Sie gehört vier Organisationen an, und zwar der Partei, der Gewerkschaft, den Freidenkern und den Naturfreunden. In der Freidenkerbewegung ist sie auch Funktionärin.

Familienerhalterin und Bildungsfunktionärin.

Eine 18jährige junge Schneiderin lebt mit der kranken Mutter und einem ausgesteuerten Bruder zusammen. Die Wohnung besteht aus Zimmer, Küche und Vorraum.

Sie verdient wöchentlich 27 Schilling. Davon lebt die ganze Familie. Sie ist seit viereinhalb Jahren im Beruf, ist gelernte Arbeiterin, wäre aber gern Kindergärtnerin geworden. Sie ist als Schneiderin häufig arbeitslos und hat in ihrem Beruf einen Lungen-
spitzenkatarrh bekommen.

Sie steht um 6 Uhr früh auf und geht erst um halb 11 Uhr schlafen. Sie leistet Hausarbeit, auch vor Arbeitsbeginn. Die Mutter hilft ihr dabei. Einmal im Monat wäscht sie. Das Mittagessen wird meist kalt eingenommen.

Den Abend verbringt sie zumeist mit Spaziergängen, den Samstagnachmittag und den Sonntag mit Ausflügen, den Urlaub mit Hochtouren.

Sie gehört der sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaft und dem Arbeiterturnverein an, besucht auch gewerkschaftliche, politische und Arbeiterbildungsveranstaltungen. Sie liest die „Arbeiter-Zeitung“, trägt für die politische Organisation Zeitungen aus und ist Bildungsfunktionärin. Sie treibt alle möglichen Arten Sport: Turnen, Handball, Touristik.

„Mit 20 Jahren schon steinalt.“

Eine 20jährige ledige Schokoladearbeiterin, deren Vater gestorben ist, lebt mit ihrer Mutter und dem arbeitslosen Bruder.

Sie ist seit sechs Jahren im Beruf, seit vier Jahren in ihrer gegenwärtigen Verwendung als Karamellenwicklerin. Sie wäre gern Kindergärtnerin geworden. An ihrem Beruf freut sie, „daß sich kein Vorgesetzter um mich kümmert“.

Von den 30 bis 35 Schilling, die sie nach Hause bringt, leben die drei erwachsenen Personen. Auf die Frage, wieviel sie von ihrem Lohn für ihre persönlichen Bedürfnisse verwenden könne, antwortet sie: „Bis jetzt noch nichts.“ Die Wohnung besteht aus Zimmer und Küche.

Sie steht um halb 6 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr schlafen. Hausarbeit hat sie nicht zu leisten. Der Weg zur Arbeitsstätte beansprucht 50 Minuten. Das Mittagessen besteht aus 10 Dekagramm Wurst und Brot oder aus einem Glas Milch und Butterbrot.

Sie verbringt den Abend zu Hause, den Samstagnachmittag mit Einkäufen, den Sonntag mit Baden oder Ausflügen, den Urlaub auf dem Lande.

Sie ist bei der Gewerkschaft, der Sozialistischen Arbeiterjugend und den Naturfreunden organisiert, besucht auch gewerkschaftliche Veranstaltungen und ist Vertrauensperson in ihrer Gewerkschaft.

Sie liest „Die Unzufriedene“ und teilt uns mit:

„Die »Arbeiter-Zeitung« war bis zum Tode meines Vaters meine liebste Zeitung, leider kann ich sie mir jetzt nicht leisten.“

Über ihr Leben schreibt sie:

„Mit meinem Verdienst muß ich für Nahrung sorgen, für mich, meine Mutter und meinen Bruder, der keine Arbeit und keine Unterstützung erhält. Gas, Zins, Licht, Radio — das alles muß aber auch noch gezahlt werden; ist es dann ein Wunder, daß ich mir mit 20 Jahren vorkomme, als wäre ich schon steinalt? Die grauen Alltagsorgen vergönnen mir keine Jugend.“

Die einzige Verdienerin.

Eine junge 19jährige Arbeiterin der chemischen Industrie, deren Vater ein arbeitsloser Handelsangestellter ist, lebt mit den Eltern und zwei Brüdern in einer Gemeindewohnung, die aus Zimmer, Kabinett, Küche und Vorraum besteht.

Sie ist schon seit vier Jahren im Beruf, immer in derselben Verwendung als Ampullenerzeugerin. 13 Monate war sie schon arbeitslos. Von den 36 Schilling, die sie nach Hause bringt, und von der Arbeitslosenunterstützung des Vaters lebt die ganze fünfköpfige Familie.

Sie steht um 6 Uhr auf und geht zwischen 9 und 10 Uhr schlafen. Hausarbeit hat sie nicht zu leisten. Ihr Mittagessen besteht in der Regel aus Gemüse, manchmal ein Stück Fleisch dazu.

Den Abend und den Samstagnachmittag verbringt sie zu Hause, den Urlaub am Land. Zu Hause hat sie ein Radio. Ins Kino oder zu Tanzunterhaltungen geht sie sehr selten.

Organisiert ist sie in der Gewerkschaft, in der sozialdemokratischen Partei und in Sportorganisationen. Sie besucht auch politische Veranstaltungen und Arbeiterbildungskurse. Sie turnt, wandert und treibt Wintersport.

Über ihr Leben schreibt sie:

„Ich bin die einzige Verdiennerin, da der Vater arbeitslos, die Mutter im Haushalt ist, der eine Bruder studiert und der andere schulpflichtig ist.“

„Lieber bei Kindern . . .“

Eine 16jährige Gummiarbeiterin lebt bei ihren Eltern. Der Vater hat eine Kriegsinvalidenrente von 68 Schilling monatlich. Vier Erwachsene und drei Kinder wohnen in Zimmer, Kabinett, Küche und Vorraum.

Sie ist seit ihrem 14. Jahr im Beruf, als angelernte Maschinenbüglerin. Sie wäre gern Kinderfräulein geworden, möchte noch lieber zu Hause bleiben und hofft, daß die Berufsarbeit nur vorübergehend ist. An ihrer Arbeit freut sie nichts.

Von den 21 Schilling, die sie verdient, steuert sie 15 dem Haushalt bei.

Sie steht um 5 Uhr auf und legt sich erst um 11 Uhr nieder. Vor Arbeitsbeginn kocht sie das Frühstück und räumt auf. Viermal im Monat wird gewaschen. Bei der Hausarbeit helfen die Schwestern mit. Aber auch den Samstagnachmittag verbringt sie mit Hausarbeit, am Sonntagvormittag kocht sie. Nur abends hört sie Radio und Sonntag nachmittags geht sie spazieren.

Ihr Mittagessen besteht aus Suppe und Gemüse.

Konzert oder Theater besucht sie nie, aber ins Kino geht sie drei- bis viermal, in einen Tanzabend ein- bis dreimal im Monat.

Sie ist gewerkschaftlich und bei der Sozialistischen Arbeiterjugend organisiert, hat aber keine Funktionen übernommen. Sie liest das „Kleine Blatt“, „Die Unzufriedene“ und „klassische Unterhaltungsbücher“, ist Turnerin und Schwimmerin.

„Einmal im Leben möchte ich in die Oper gehen!“

Eine 22jährige ledige Juteweberin hat Schneiderei gelernt, ist aber nun schon seit vier Jahren damit beschäftigt, „den

ganzen Tag die schlechte Jute zu weben". Sie wäre gern Kindergärtnerin oder Krankenschwester geworden. Der Vater ist aber gestorben, die Mutter krank. Sie wohnt mit der Mutter in Zimmer und Küche. Zwei Brüder müssen wegen Platzmangels auswärts in Untermiete wohnen.

Als Kurzarbeiterin verdient sie im Akkord 19 Schilling. Die Mutter ungefähr ebensoviel. Sie steuert 10 Schilling dem Haushalt bei und muß sich außerdem selbst kleiden. Auf die Frage nach Schulden und Ratenzahlungen antwortet sie: „Nein, aber auch nichts zum Anziehen.“

Sie steht zwischen halb 5 und 5 Uhr auf und geht gegen halb 11 Uhr schlafen. Die Mutter kann bei der Hausarbeit nur wenig helfen, weil sie krank ist. Sie macht die Hausarbeit vor Arbeitsbeginn und wäscht einmal im Monat. In der Wohnung ist weder Gas noch elektrisches Licht, noch Wasserleitung. Das Frühstück besteht aus Tee und trockenem Brot, das Mittagessen aus Gemüse.

Den Abend und Samstagnachmittag verbringt sie zu Hause, den Sonntag und den Urlaub bei schönem Wetter im Wiener Wald. Zu einem Tanzabend oder zu einer Unterhaltung geht sie nie, dafür ein- bis zweimal im Jahr in die Urania und ins Konzert. Für Theater bleibt kein Geld — „einmal im Leben möchte ich in die Oper gehen“. Radio besitzt sie nicht.

Sie ist gewerkschaftlich und politisch organisiert und besucht gewerkschaftliche, politische und Arbeiterbildungsveranstaltungen. Sport möchte sie treiben:

„Wünsche mir Skier oder ein Paddelboot für den Sommer. Es bleibt ein frommer Wunsch schon fünf Jahre lang.“

Über ihr Leben schreibt sie:

„Möchte einen Posten, wo die Entlohnung so ist, daß ich leben kann, nicht so einen Hungerlohn, den ich jetzt erhalte, dazu bin ich aber eine der schnellsten Arbeiterinnen. Man kann sich nicht einmal eine Fahrt nach Hütteldorf leisten, viel weniger bleibt mir, um den Geist zu bilden. Ich bin 22 Jahre, also noch jung und habe genauso ein Bedürfnis, in ein Konzert oder eine Oper zu gehen, im Sommer die Flüsse mit dem Paddelboot zu befahren und im Winter, die Bretteln an den Füßen, hinaus in die Berge, das wäre mein Herzenswunsch. Dann könnte ich sagen: Nicht dir, du Geldprötz, gehört allein die Welt, auch mir, denn ich habe auch gerade Glieder, bin groß und schlank, habe meine Bretteln, mein Boot und mache dir nun streitig, was du dir als ureigenstes Recht anmaßest. Aber so — ohne ein bisserl Geld, muß ich trotz meiner Jugend zu Hause bleiben.“

Die alte Arbeiterin.

Lebenslänglich bei freudloser Arbeit.

Eine 64 Jahre alte Staatsarbeiterin, verwitwet, ganz alleinstehend, ist als angelernte Arbeiterin seit zwölf Jahren in der Galvanisierung beschäftigt. Früher war sie Milchverschleißerin und wünscht sich noch immer in ihren alten Beruf zurück. In ihrem

jetzigen Beruf hat sie einen Handbruch und einen Nabelbruch erlitten, leidet unter den Benzindämpfen und den Streitigkeiten mit männlichen Kollegen und Vorgesetzten. An der Arbeit hat sie keinerlei Freude. Sie rechnet aber damit, lebenslänglich im Beruf zu bleiben.

Sie verdient 43,20 Schilling. Davon hat sie sich allein zu versorgen. Sonst hat sie für niemand zu sorgen.

Ihre Wohnung besteht aus Zimmer und Küche. Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 8 Uhr abends schlafen. Die Hausarbeit macht sie ganz allein. In der Wohnung ist weder elektrisches Licht, noch Gas, noch Wasser. Den Abend und den Samstagnachmittag verbringt sie mit Hausarbeit. Radio besitzt sie nicht. Ihre einzige Unterhaltung besteht darin, zweimal im Jahr ein Konzert, etwa dreimal ein Theater zu besuchen. Ihren zweiwöchigen Urlaub verbringt sie auf dem Lande.

Sie ist politisch und gewerkschaftlich organisiert, besucht Veranstaltungen und liest das „Kleine Blatt“.

Seit 56 Jahren im selben Betrieb.

Eine 72jährige Zigarettenhülsenarbeiterin, verwitwet, ganz alleinstehend, ist seit 56 Jahren im selben Betrieb beschäftigt. Sie ist Vorarbeiterin und verdient 43 Schilling, von denen sie sich selbst zu erhalten hat. Sie steht um 5 Uhr früh auf, da der Weg von der Wohnung zur Arbeitsstätte eine Stunde beansprucht. Um 10 Uhr abends geht sie schlafen. Die Wohnung besteht aus Zimmer und Küche. Gas ist vorhanden, elektrisches Licht nicht. Die Haushaltarbeit hat sie ganz allein zu machen. Sie verbringt den Abend, den Samstagnachmittag und den Sonntag zu Hause. Ab 1. September 1931 ist ihr von der Firma eine Gnadenpension von 65 Schilling monatlich bewilligt.

Vier Kinder verloren — ein Leben ohne Hoffnung.

Eine 52 Jahre alte Textilarbeiterin, eine geschiedene Frau, ist seit 38 Jahren im Beruf. Sie ist als gelernte Arbeiterin, als Büglerin in der Chemischputzerei beschäftigt. Sie hat durch ihre Berufsarbeit Rheumatismus bekommen, leidet unter andauerndem Stehen und gibt an, daß sie in ihrem Beruf gar nichts freut. Sie verdient 48 Schilling, von denen sie sich zu erhalten hat.

Die Wohnung besteht aus Zimmer und Küche. Die Hausarbeit wird von ihr allein geleistet. Außer Gas sind keine Haushalterleichterungen in der Wohnung. Sie steht um 4 Uhr früh auf, um die Wohnung aufzuräumen und weil der Weg zur Arbeitsstätte eine Stunde mit der Straßenbahn erfordert.

Sie verbringt den Abend, den Samstagnachmittag und den Sonntag zu Hause. Nur den Sonntagabend manchmal im Freien. Auch ihren 14tägigen Urlaub verbringt sie zu Hause. Radio besitzt sie nicht. Sie liest das „Kleine Blatt“ und „Die Unzufriedene“, ist politisch organisiert und Betriebsrätin in einem Betrieb mit 175 Beschäftigten.

Über ihren Lebenslauf schreibt sie:

„Ich bin schon 29 Jahre geschieden und habe vier Kinder durch Tod verloren, war fünf Jahre Hausgehilfin, jetzt durch 33 Jahre Chemischputzerin und habe viel durchzukämpfen gehabt, daher meine Nerven schon ganz kaputt. Am 6. September 1923 verlor ich eine Tochter mit 9 Jahren, am 22. September 1924 verlor ich eine Tochter mit 22 Jahren, am 15. April 1925 verlor ich eine Tochter mit 26 Jahren, am 27. Oktober 1926 verlor ich meinen Lebensgefährten mit 42 Jahren. Einen Buben mit 4 Jahren 1916. Jetzt muß ich kämpfen um das Dasein ohne eine Freude, ohne Hoffnung auf ein besseres Leben.“

Der „gottverfluchte Krieg“!

Eine 63jährige Schuharbeiterin, verwitwet, alleinstehend, seit ihrem 11. Lebensjahr im Erwerb, verdient als Kurzarbeiterin 29 Schilling. Über ihre frühere Berufstätigkeit und ihren Lebenslauf schreibt sie:

„Habe die Abendschule besucht und mußte mit elf Jahren in einer Wollbude arbeiten, dann in einer Seifenfabrik, in einer Bronzefabrik und dann in einer Rüschenfabrik. Von dort habe ich 1891 geheiratet und war zehn Jahre zu Hause, weil wir ein Spenglergeschäft hatten. Zehn Jahre war mein Mann krank, da habe ich in der Werkstatt gearbeitet, dann ist er gestorben und ich war mit zwei kleinen Kindern zurückgeblieben und bin dann in eine Hutfabrik gegangen, dann habe ich die größere Tochter ins Waisenhaus geben müssen, weil ich sie nicht erhalten konnte. Man hat mich wieder in die Rüschenfabrik geholt, da war ich bis zu dem gottverfluchten Krieg; mein Schwiegersohn gefallen, meine Tochter mit 24 Jahren aus Kränkung gestorben! Habe dann die Arbeit verlassen, weil wir kein Material hatten.“

Die Familienerhalterin.

Alles arbeitslos!

Eine 47jährige verheiratete Zigarettenhülsenarbeiterin hat einen lungenkranken Mann, der arbeitsloser Hilfsarbeiter ist, und vier Kinder, von denen drei in ihrem Haushalt leben. Das jüngste ist acht Jahre alt, die beiden anderen arbeitslos. Die fünf Personen wohnen in Zimmer und Küche und leben von den 34 Schilling Wochenlohn der Frau und den 14 Schilling Notstandsunterstützung des Mannes.

Sie ist seit 33 Jahren im Beruf, immer in derselben Verwendung: Zigarettenspitzkiele anbrennen. Sie hat die Arbeit nur einmal durch zweimonatige Arbeitslosigkeit unterbrochen. Einmal hat sie in ihrem Beruf eine Gelenksentzündung bekommen. Möchte gern zu Hause bleiben, wenn es die materiellen Verhältnisse gestatten würden, rechnet aber mit lebenslänglicher Berufsarbeit.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends schlafen. Vor Arbeitsbeginn hat sie häusliche Arbeit zu verrichten, zweimal im Monat zu waschen. Bei der Hausarbeit helfen Mann und Tochter. Das Mittagessen besteht aus Gemüse und Kaffee.

Die Arbeiterin verbringt den Abend, den Samstagnachmittag und den Sonntag mit häuslichen Arbeiten. Auch den Urlaub verbringt sie

zu Hause. Radio hat sie nicht. Sie ist gewerkschaftlich und politisch organisiert, liest Parteiblätter und besucht politische Veranstaltungen.

Sonntags Kellnerin — wegen der Kinder.

Eine 25jährige Schuharbeiterin, eine geschiedene Frau, hat zwei Kinder im Alter von drei und sechs Jahren. Sie wohnen zusammen in einem Mansardenzimmer.

Die Arbeiterin hat 30 Schilling Wochenlohn. 20 Schilling müssen im Monat für die Beaufsichtigung der Kinder gezahlt werden. Von Angehörigen hat sie keinerlei Unterstützung, Vater und Schwestern sind selbst arbeitslos. Sie selbst war auch schon über ein Jahr arbeitslos. Sie hat für die Sonntage eine Aushilfsstelle als Kellnerin angenommen, um die Kinder zu erhalten.

Sie steht um halb 6 Uhr auf und geht um 10 Uhr schlafen. Die Hausarbeit leistet sie ganz allein, zum Teil noch vor Arbeitsbeginn. Das Mittagessen besteht aus Suppe und Gemüse.

Den Abend und den Samstagnachmittag verbringt sie zu Hause, den Sonntag im Gastbetrieb, in dem sie arbeitet, den Urlaub wegen Geldmangels zu Hause. Sie hat kein Radio und kommt nie in ein Kino oder in eine Unterhaltung. Dagegen ist sie organisiert und besucht politische und Arbeiterbildungsveranstaltungen.

Mann und Sohn arbeitslos — die Mutter in der Hadernfabrik.

Eine 54jährige verheiratete Textilarbeiterin lebt mit ihrem Mann, einem arbeitslosen Hilfsarbeiter, und dem ausgesteuerten Sohn in Zimmer und Küche. Von den 24'50 Schilling, die sie verdient, und von den 15 Schilling Unterstützung des Mannes leben die drei Personen.

Die Frau ist seit 40 Jahren im Erwerb, seit neun Jahren in einer Hadernfabrik. Seit vier Jahren ist sie mit Hadernflicken und Hofkehren beschäftigt.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr schlafen. Sie macht die ganze Hausarbeit auch vor Arbeitsbeginn. Ihr Mittagessen besteht aus Kaffee und Schmalzbrot.

Sie verbringt den Abend, den Samstagnachmittag, den Sonntag und den Urlaub zu Hause mit Hausarbeiten. Radio besitzt sie. Kino oder Theater besucht sie nie. Auch zum Lesen und zur Teilnahme an einer Organisation kommt sie nicht.

„Ich fühle, wie wir sinken...“

Eine 22jährige verheiratete Textilarbeiterin, deren Mann, ein Gürtler, seit anderthalb Jahren arbeitslos ist, lebt mit dem Mann und dem vierjährigen Kind bei der Mutter, die Pfründerin ist, und dem Bruder, der selber arbeitslos ist, in Zimmer, Kabinett und Küche. Mann, Frau und Kind leben von den 29'28 Schilling der Frau und den 17 Schilling Unterstützung des Mannes.

Die Frau ist gelernte Kunst- und Gobelinstickerin, gegenwärtig als Kunststopferin beschäftigt. Sie war schon 15 Monate arbeitslos. An ihrem Beruf freut sie „die Nadelmalerei“.

Alle Hausarbeit wird von der Frau allein geleistet, sie hat weder Gas, noch elektrisches Licht, noch Wasserleitung. Sie muß um 6 Uhr früh aufstehen und geht oft erst um Mitternacht schlafen. Den Abend, den Samstagnachmittag, den Sonntag und den Urlaub verbringt sie zu Hause. Radio hat sie. Kino oder Unterhaltungen besucht sie nicht. Sie liest historische Romane, Abenteuer und Gedichte, ist gewerkschaftlich und politisch organisiert.

Über ihr Leben schreibt sie:

„Mein Mann und ich, wir sind schon halb wahnsinnig, denn er ist schon seit anderthalb Jahren arbeitslos und die Schulden häufen sich nur so und man hat keine Hoffnung auf Besserung. Sie können es mir glauben; es ist etwas Furchtbares, zu wissen: heute haben wir noch zu leben, aber morgen, was dann? Es saust mir um die Ohren und ich fühle, wie wir sinken, unendlich tief sinken.“

Arbeiterin, Mutter, Hausfrau.

Eine 41jährige verheiratete Lebensmittelarbeiterin, deren Mann ein ausgesteuerter Perlmutterdrechsler ist, hat zwei Kinder im Alter von zehn und elf Jahren. Sie wohnen in zwei Zimmern und Küche.

Die Frau ist seit 28 Jahren im Erwerb, seit 18 Jahren in ihrer gegenwärtigen Verwendung. Sie hat schon in ihrem Beruf Verbrühungen erlitten. Arbeitslos war sie noch nicht. Mit ihren 37 Schilling erhält sie den Mann und die beiden Kinder.

Sie steht um halb 6 Uhr früh auf und geht um 11 Uhr schlafen. Vor der Arbeit leistet sie Hausarbeit, hilft den Kindern beim Anziehen. Die Kinder werden vom Vater beaufsichtigt, aber bei den Schulaufgaben hilft sie ihnen. Sie hat die ganze Hausarbeit zu leisten und wäscht zweimal im Monat. Ihr Mittagessen besteht aus Gemüse.

Sie verbringt den Abend, den Samstagnachmittag und den Urlaub zu Hause, den Sonntag bei der Großmutter. Radio hat sie nicht. Sie geht zu keiner Unterhaltung und liest auch nicht. Sie ist gewerkschaftlich organisiert.

Sieben Magen zu füttern.

Eine 37jährige verheiratete Lebensmittelarbeiterin lebt mit dem ausgesteuerten Mann, vier Kindern, von denen drei arbeitslos sind und eines in der Lehre ist, und einem fünf Wochen alten Enkelkind in Zimmer und Küche.

Sie ist erst nach der Verheiratung in den Beruf gekommen. Sie war der Reihe nach Bauarbeiterin, Metallarbeiterin, Zuckerbäckerin. Jetzt ist sie seit sieben Jahren in einer Bäckerei. Sie hat sich im Beruf ein Gallenleiden und eine Magensenkung zu-

gezogen. Von ihren 34 Schilling und den 20 Schilling, die der Lehr-
ling monatlich erhält, lebt die ganze Familie.

Sie steht um halb 6 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends
schlafen. Bei der Hausarbeit helfen die Kinder. Zweimal im Monat
wäscht sie. Das Mittagessen besteht aus Suppe und Gemüse. Der
Weg zur Arbeitsstätte beansprucht drei Viertelstunden.

Sie verbringt den Abend und den Samstagnachmittag zu Hause,
den Sonntag mit Spaziergängen, den Urlaub zu Hause. Kino oder
Unterhaltungen besucht sie nie. Radio besitzt sie nicht.

Sie ist politisch und gewerkschaftlich organisiert, liest „Die Un-
zufriedene“ und das „Kleine Blatt“.

Für die Mutter und die arbeitslosen Geschwister.

Eine 46jährige ledige Schneiderin lebt mit der
Mutter und zwei schon durch Jahre arbeitslosen Ge-
schwistern in einer Gemeindefwohnung von zwei Zimmern, Küche
und Vorraum.

Sie ist seit 26 Jahren im Erwerb, seit 18 Jahren im gleichen
Betrieb und setzt nur im Sommer für geringe Zeit aus. Zum Beruf
ist sie durch Zwang gekommen:

„Es hat zu einem anderen nicht gereicht. Meine ganze Sehnsucht
wäre gewesen, Lehrerin zu werden. Was soll ein Mensch, der
unter diesen Umständen zu diesem Beruf gekommen ist, zu dieser Frage
(nach der Berufsfreude) sagen? Heute ernähre ich mich, das muß genügen.“

Sie verdient 54 Schilling. Um aber die ganze Familie er-
halten zu können, ist sie gezwungen, an den Abenden für
Privatkunden zu arbeiten.

Sie steht zwischen 5 und halb 6 Uhr auf, hilft schon in der Früh
bei der Hausarbeit mit und geht erst um 10 Uhr schlafen. Abends
arbeitet sie, Samstag und Sonntag ruht sie aus, manchmal macht
sie Ausflüge. Den Urlaub verbringt sie in Wien. Sie hat ein Radio,
geht nur selten in ein Theater oder ins Konzert. Sie ist gewerkschaft-
lich und politisch organisiert, liest die „Arbeiter-Zeitung“ und
sozialistische Bücher, besucht die politischen Sektionsabende und ist
auch Kassierin in der Organisation.

Sie schreibt über ihr Leben:

„Von 14 bis 17 Jahren war ich sogenannter Dienstbote. Ich war die
älteste von zwölf Kindern und mußte gleich von der Schule weg für
die Familie verdienen.“

Mann und Sohn ausgesteuert!

Eine 44jährige verheiratete Zigarettenhülsen-
arbeiterin lebt mit ihrem Mann, einem ausgesteuerten
Hilfsarbeiter, und den beiden Söhnen, von denen einer eben-
falls ausgesteuert ist und einer als Lehrling 5 Schilling in der
Woche verdient, in Zimmer und Küche.

Die Frau ist seit 30 Jahren im Erwerb, seit 23 Jahren bei der
gegenwärtigen Verwendung (Zigarettenspitzabschneiderin). Im ganzen
war sie schon zwei Jahre arbeitslos. Die vier Personen leben

von ihrem Wochenlohn, der im Akkord zwischen 35 und 40 Schilling schwankt, und von den 5 Schilling des Lehrlings.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends schlafen. Vor Arbeitsbeginn verrichtet sie häusliche Arbeit. Der Mann hilft ihr dabei. Das Mittagessen besteht aus Gemüse, das vom Vortag aufgewärmt ist. Sie wäscht einmal im Monat.

Sie verbringt den Abend und den Samstagnachmittag zu Hause, den Sonntag bei schönem Wetter mit Spaziergängen, den Urlaub zu Hause. In ein Kino oder zu anderen Unterhaltungen kommt sie nie. Radio hat sie nicht.

Sie ist gewerkschaftlich und politisch organisiert, liest Parteiblätter und besucht gewerkschaftliche Veranstaltungen.

Die Mutter des Arbeitslosen.

Eine 43jährige verwitwete Buchbindereiarbeiterin lebt mit ihrem 23jährigen arbeitslosen Sohn.

Sie ist seit 28 Jahren im Erwerb, seit 24 Jahren in ihrer gegenwärtigen Verwendung als Hefterin. Von den 43 Schilling, die sie verdient, erhält sie sich und den Sohn.

Die Hausarbeit macht sie allein, wäscht auch zweimal im Monat. Das Mittagessen besteht aus Gemüse oder Kaffee und Brot.

Ihre Freizeit verbringt sie immer zu Hause. Sie hat kein Radio und kommt auch nie in ein Kino oder in ein Theater, da sie kein Geld dafür hat.

Für Mann und Kind in Nässe und Hitze.

Eine 33jährige Textilarbeiterin lebt mit ihrem seit einem Jahr ausgesteuerten Mann und einem neunjährigen Kind in Kabinett und Küche. Sie ist erst seit sieben Jahren im Erwerb, zuerst in einer Molkerei, dann in der Metallindustrie, dann zehn Monate arbeitslos, jetzt in einer Färberei. Sie hat keine Arbeitsfreude und leidet unter der Nässe, dem Dunst und dem raschen Arbeitstempo. Von den 33 Schilling, die sie verdient, lebt die Familie.

Sie steht um halb 6 Uhr früh auf und geht zwischen 11 und 12 Uhr abends schlafen. Die Hausarbeit leistet sie allein, wäscht auch einmal im Monat, hilft dem Kind bei den Schulaufgaben und beim An- und Ausziehen.

Der Abend, der Samstagnachmittag und der Sonntag werden mit häuslichen Arbeiten verbracht. Auch während des Urlaubs ist sie zu Hause. Sie hat kein Radio und besucht nie eine Unterhaltung. Sie ist organisiert und liest Parteiblätter.

Acht Personen leben von 35 Schilling!

Eine 41jährige verheiratete Textilarbeiterin lebt mit dem arbeitsunfähigen Mann, der keine Unterstützung erhält, den Eltern und vier Kindern, von denen das älteste 19, das jüngste ein Jahr alt ist, zusammen in einem ebenerdigen Kabinett, das kein Fenster hat.

Die Frau ist erst seit kurzer Zeit im Erwerb. Sie hat als ungelehrte Arbeiterin schwere Lasten zu tragen. Von ihrem Wochenlohn von 20 bis 25 Schilling und den 10 bis 14 Schilling, die die größeren Kinder verdienen, leben acht Personen.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 11 Uhr nachts schlafen, leistet schon vor Arbeitsbeginn Hausarbeit und macht die Hausarbeit überhaupt ganz allein, ohne Gas, ohne elektrisches Licht oder Wasserleitung. Überdies wäscht sie dreimal im Monat. Der Weg zur Arbeitsstätte beansprucht drei Viertelstunden zu Fuß. Das Mittagessen besteht aus Suppe und Gemüse. Nach der Arbeit beaufsichtigt sie die kleinen Kinder, spielt mit ihnen, hilft bei den Schularbeiten.

Sie verbringt den Abend und den Sonntag bei den Kindern, den Samstagnachmittag mit Waschen. Radio hat sie nicht, kommt auch nie in ein Kino oder Theater. Sie ist organisiert und liest die „Arbeiter-Zeitung“.

Familienerhalterin, Hausfrau, Mutter.

Eine 30jährige verheiratete Arbeiterin der chemischen Industrie lebt mit dem ausgesteuerten Mann und zwei Kindern von fünf und sechs Jahren in Kabinett und Küche. Ein Kind hat sie vor zwei Jahren verloren.

Die Frau war schon Strickerin, Laborantin und Hilfsarbeiterin. Jetzt arbeitet sie in einer Waschkammer, in der sie schon verschiedene gesundheitliche Schäden erlitten hat. Sie hat auch Schwierigkeiten mit den männlichen Vorgesetzten. War selber schon drei Jahre arbeitslos.

Von ihren 36 Schilling Wochenlohn leben vier Personen. 10 Schilling werden monatlich der Großmutter für die Beaufsichtigung der Kinder gezahlt.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 11 Uhr abends schlafen. Ein eigenes Bett hat sie nicht. Die Kinder werden von der Großmutter in den Kindergarten geführt. Nach der Arbeit betreut sie sie selbst. Die ganze Hausarbeit macht sie allein, wäscht auch zweimal im Monat. Der Weg zur Arbeitsstätte beansprucht eine Stunde zu Fuß. Das Mittagessen besteht „aus dem Übriggebliebenen, aber es ist sehr fraglich, ob etwas bleibt“.

Sie verbringt die ganze Freizeit zu Hause bei den Kindern und bei der Wirtschaft, sie hat kein Radio, liest aus Zeitmangel weder Bücher noch Zeitschriften, hat kein Geld für Kino oder Unterhaltungen. Sie ist politisch und gewerkschaftlich organisiert, besucht aber keine Veranstaltungen.

Die Kriegerwitwe.

Eine 52 Jahre alte Holzarbeiterin, eine Kriegerwitwe, lebt mit ihren zwei arbeitslosen Kindern in Zimmer und Küche. Sie ist seit dem Tode des Mannes im Erwerb, immer bei Maschinarbeit. Durch die schwere Arbeit sind Lungen und Nerven angegriffen. Auch über Unterdrückung durch männliche Kollegen und Vorgesetzte berichtet die Frau. Die drei

erwachsenen Personen leben von ihrem Wochenlohn, von Schilling 30'60.

Sie steht zwischen halb 5 und halb 6 Uhr früh auf und geht um 11 Uhr abends schlafen. Sie kocht in der Früh. Bei der Hausarbeit helfen die Kinder. Gewaschen wird zweimal im Monat. Das Mittagessen besteht aus Gemüse, für Fleisch reicht es oft nicht einmal am Sonntag.

Sie verbringt den Samstagnachmittag mit Waschen und Putzen, den Sonntag und den Urlaub im Garten, „da zu meiner Erholung das Geld fehlt“. Radio besitzt sie nicht. Zu Kino- oder Theaterbesuch kommt sie nie.

Organisiert ist sie bei der Partei, der Gewerkschaft und den Freidenkern. Sie liest die „Arbeiter-Zeitung“, das „Kleine Blatt“ und naturwissenschaftliche Bücher.

Sie wünscht:

„Bessere Lebensstellung für Familienerhalterinnen. Ich bin noch eine von den Mehrverdienern (die Frau hat 79 Groschen Stundenlohn), aber die Frauen, die schwere Männerarbeit verrichten, und zwar die schweren Wagen schieben, haben doch nur 70 Groschen Lohn!“

Auch wenn der Mann Arbeit hat, kann die Frau Familienerhalterin sein.

Eine 32jährige verheiratete Arbeiterin der chemischen Industrie, deren Mann Hilfsarbeiter und nicht arbeitslos ist, lebt mit dem Mann, einem sechsjährigen Kind in einer Gemeindefwohnung, die aus Zimmer und Küche besteht.

Die Frau ist seit 18 Jahren im Erwerb, war schon Näherin, bei der Seifenverpackung, bei kosmetischer Arbeit und ist gegenwärtig Bemalerin von Gummibällen. Sie ist zu ihrem jetzigen Beruf aus Neigung gekommen. Die Mannigfaltigkeit freut sie auch, daran. Sie hofft aber, daß sie nicht lebenslänglich im Beruf zu bleiben braucht.

Sie verdient wöchentlich 40 Schilling, der Mann 45 Schilling. Für die Beaufsichtigung des Kindes zahlt sie wöchentlich 10 Schilling. Außer dem Kind sind noch beide nicht im gemeinsamen Haushalt lebenden Eltern zu erhalten.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 11 Uhr abends schlafen. Der Weg zur Arbeitsstätte und zurück beträgt insgesamt drei Stunden mit der Straßenbahn. In der Früh muß sie Frühstück kochen, Betten machen, auskehren und alles für das Kind herrichten. Sie macht die ganze Hausarbeit allein, nur bei der Wäsche hilft zweimal im Monat die Mutter. Das Mittagessen besteht aus Gemüse und Brot, einmal in der Woche Mehlspeise und ab und zu einem Stück Rindfleisch.

Sie verbringt den Abend zu Hause mit häuslicher Arbeit, den Samstag mit Gründlichmachen, den Sonntag mit Ausschlafen, Aufräumen, Kochen, Wäscheausbessern, den Urlaub mit Wohnung ausmalen und einigen Tagen ausruhen. Sie schreibt:

„Für das Kind bleibt leider nicht viel Zeit, denn es muß eine Stunde nach meinem Nachhausekommen schon schlafengehen.“

Sie hat kein Radio, auch keine Zeit zum Lesen. Ein- oder zweimal im Monat geht sie ins Kino, sonst nirgends wohin. Sie ist gewerkschaftlich organisiert.

Entwurzelte Existenzen.

Die Arztensgattin als Hilfsarbeiterin.

Eine 42jährige Staatsarbeiterin ist die geschiedene Frau eines Arztes. Ihr einziges Kind ist gestorben.

Die Frau ist seit zehn Jahren im Beruf, ursprünglich als Beamtin in der Verrechnung und dann drei Jahre Staatstelephonistin. Sie hat Mittelschule und einen Fachkurs für Beamtinnen besucht. Gegenwärtig ist sie Hilfsarbeiterin beim Telephon.

Sie fühlt sich bei ihrer gegenwärtigen Arbeit sehr unglücklich und möchte wieder Beamtin sein.

Sie wohnt allein in einem Kabinett, steht um 4 Uhr früh auf und macht ihre Hausarbeit vor Arbeitsbeginn. Von den 38 Schilling, die sie verdient, hat sie nur sich selbst zu erhalten.

Den Abend und den Samstagnachmittag verbringt sie zu Hause, den Urlaub gleichfalls, den Sonntag im Kaffeehaus.

Sie schreibt:

„Ich bin ab heute gekündigt, doch sehe ich darin kein Unrecht, da ich das letzte Halbjahr sehr viel im Krankenstand war. Außerdem ist es mir lieber, als freier Mensch zu sterben, als wie als Hilfsarbeiterin. Der Gedanke, als Arbeiterin zu sterben, ist für mich geradezu widerlich und beklemmend. Mein ganzes Leben habe ich nicht so viel in geistiger Beziehung gelitten, als diese anderthalb Jahre. So kunstsinnig, lebensfreudig ich früher, trotz widriger Umstände war, so müde bin ich jetzt. Ich denke mehr an den Tod als an das Leben. Ich habe keine Kraft mehr zu kämpfen und weiß, daß es für mich nicht mehr besser, nur schlechter werden kann. Mit 42 Jahren hat man jedes Recht als Frau, Mensch und Arbeiterin zu leben, verloren.“

Der sechste Beruf.

Eine 31jährige ledige Zigarettenhülsearbeiterin lebt mit ihrer Mutter und zwei erwachsenen Geschwistern in Kabinett und Küche. Sie ist seit 14 Jahren im Beruf, seit zwölf Jahren bei ihrer gegenwärtigen Verwendung (Maschinarbeit in der Zigarettenhülseenerzeugung). Sie hat Maschinschreiben und Stenographie gelernt, wollte ursprünglich Zeichnen und Malen lernen und hat vor ihrer gegenwärtigen Beschäftigung folgende Berufe ausprobiert: Kinderfräulein, Verkäuferin, Manipulantin bei einer Modistin, Wicklerin in einer Zuckerfabrik, Hilfsarbeiterin in einer Glühlampenfabrik.

Durch ihre Berufsarbeit hat sie einen Lungenspitzenkatarth und einen Senkfuß bekommen. An ihrem Beruf freut sie nur, daß sie eine selbständige Arbeit verrichten kann. Von ihren 40 Schilling Wochenlohn hat sie sich selbst und die Mutter zu erhalten.

Sie steht um halb 6 Uhr früh auf und geht nach 10 Uhr schlafen. Nach der Berufsarbeit macht sie Näh- und Flickarbeit. Der Weg von

und zur Arbeitsstätte beansprucht 45 Minuten. Den Abend verbringt sie zu Hause. Radio besitzt sie nicht. Ins Kino und Theater geht sie kaum. Der Samstagnachmittag vergeht mit Einkaufen, der Sonntag und der Urlaub mit Spaziergängen, Näh- und Flickarbeiten und Lesen.

Die Funktionärin.

In allen Zweigen der Arbeiterbewegung.

Eine 36jährige Zigarettenhülsenarbeiterin, deren Mann, ein gelernter Bäcker, wegen einer Kriegsbeschädigung nur aushilfsweise als Hilfsarbeiter Beschäftigung finden kann und häufig arbeitslos ist, lebt in einer Gemeindewohnung, die aus Zimmer, Küche und Vorraum besteht. Kinder hat sie nicht.

Die Frau ist seit 19 Jahren immer im Beruf, immer im gleichen Betrieb als angelernte Arbeiterin. Sie würde gern Kanzleiarbeiten machen, zieht auch dem gegenwärtigen Beruf den Haushalt vor. Sie rechnet aber mit lebenslänglicher Berufsarbeit. Sie leidet unter dem Tragen von schweren Lasten. Sie schreibt:

„Unter Hilfsarbeiterinnen, die eine minderwertige und nicht anerkannte Arbeit leisten, kann auch keine Arbeitsfreude sein.“

Sie verdient wöchentlich 32 bis 34 Schilling in Kurzarbeit, der Mann 45 Schilling.

Sie steht um 6 Uhr früh auf und geht oft erst nach halb 11 Uhr abends schlafen. Vor Arbeitsbeginn verrichtet sie häusliche Arbeiten. Bei der Hausarbeit hilft der Mann. Das Mittagessen besteht aus mitgenommenen Speisen, die Wäsche wird, solange der Mann Arbeit hat, außer Haus gegeben.

Sie verbringt den Abend zumeist in Sitzungen, muß aber auch jeden Abend kochen. Den Samstag verbringt sie mit häuslicher Arbeit, den Urlaub nach Möglichkeit in den Bergen, den Sonntag im Freien, an der Donau usw. Sie hat ein Radio und geht ab und zu ins Kino und ins Theater.

Organisiert ist sie bei der Gewerkschaft, der sozialdemokratischen Partei, den Naturfreunden, dem Schutzbund und der Flamme.

An Funktionen füllt sie aus: Betriebsrat, gewerkschaftliches Frauenkomitee, zwei Schriftführer- und eine Kassierfunktion, Katasterführerin, Mitglied des paritätischen Lohnkomitees, Obmannstellvertreterin des politischen Frauenkomitees, Bezirksrat der sozialdemokratischen Partei. Sie liest: „Arbeiter-Zeitung“, „Arbeit und Wirtschaft“, „Kampf“, „Vertrauensmann“, „Gewerkschaftszeitung“, „Die Unzufriedene“ und „Die Frau“. Gelegentlich auch Romane und wissenschaftliche Bücher.

Stütze des Haushalts und „Rote-Falken“-Führerin.

Eine 26jährige ledige Textilarbeiterin lebt bei den Eltern. Der Vater ist Brotführer, die Familie besteht aus drei Erwachsenen und zwei Kindern.

Sie hat Handelsschule und Fortbildungsschule besucht, ist gelernte Wäschenäherin, seit sieben Jahren in der Wäscheerzeugung, zwei Jahre schon arbeitslos gewesen. Sie wäre gern Kindergärtnerin und sagt von ihrem gegenwärtigen Beruf, daß er „keinerlei geistige Anregung mehr bietet“. Sie hat eine Schwächung der Augen erlitten, zieht aber doch den Beruf dem Haushalt vor. Von ihren 32 Schilling steuert sie 20 Schilling dem Haushalt bei.

Sie steht um 6 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends schlafen. Vor Arbeitsbeginn räumt sie auf, bei der Haushaltarbeit hilft die Mutter. Zweimal im Monat wäscht sie. Sie betreut auch die kleinen Geschwister. Die Familie bewohnt ein kleines Siedlungshaus. Der Weg zur Arbeitsstätte erfordert eine Stunde mit der Straßenbahn. Sie hat ein Radio und geht ab und zu ins Kino. Tanzen lehnt sie ab. An Sport treibt sie: Turnen, Schwimmen, Skifahren.

Sie ist organisiert bei der sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaft, den Kinderfreunden, den Roten Falken, dem Arbeiter-Turnverein und den Naturfreunden. Sie verbringt den Abend bei Horstabenden der Roten Falken und in Sitzungen, den Samstagnachmittag mit Wanderungen, den Sonntag mit Ausflügen mit den Roten Falken, den Urlaub mit größeren Touren. Sie besucht Volkshilfskurse, Arbeiterbildungsveranstaltungen und politische Veranstaltungen.

Als Funktionärin ist sie Schriftführerin im Frauenaktionskomitee, Führerin bei den Roten Falken. Sie trägt Zeitungen aus und liest die „Arbeiter-Zeitung“ und „fortschrittliche Bücher“.

Die Jugendfunktionärin.

Eine 17jährige ledige Buchbindereiarbeiterin lebt bei den Eltern, fünf erwachsenen Personen in Zimmer und Küche.

Sie ist seit zwei Jahren im Beruf. Ihre Arbeit besteht in Adjustieren, Etikettenlochen und dergleichen. Die Verschiedenheit der Arbeit freut sie. Sie möchte keinen anderen Beruf, möchte auch nicht zu Hause bleiben. Von den 26 Schilling, die sie Wochenlohn erhält, steuert sie dem Haushalt 15 Schilling bei.

Sie steht um halb 7 Uhr früh auf und geht um halb 10 Uhr abends schlafen. Hausarbeit hat sie nicht zu leisten. Die Abende verbringt sie bei der Sozialistischen Arbeiterjugend, den Samstagnachmittag zu Hause, den Sonntag auf Ausflügen und im Bad. Radio hat sie keines, aber sie geht einmal im Monat ins Kino und einmal in der Woche ins Theater. Tanzunterhaltungen besucht sie nicht.

Sie ist in vier Organisationen, und zwar bei ihrer Gewerkschaft, bei der Sozialistischen Arbeiterjugend, bei den Naturfreunden und beim Arbeiterabstinertenbund organisiert. Sie besucht politische Veranstaltungen, liest das „Kleine Blatt“ und revolutionäre Romane. Sie ist Sprengelleiterin in der Sozialistischen Arbeiterjugend und trägt auch Zeitungen aus.

Sie ist Schwimmerin und Skifahrerin.

Die Betriebsrätin.

Eine 56jährige Textilarbeiterin, lebt mit ihrem Mann, einem 71jährigen Altersfürsorgetechniker. Von ihren sechs Kindern sind vier gestorben. Zwei sind erwachsen, eines lebt außer Haus. Drei Personen leben in Zimmer und Küche.

Die Frau ist seit 30 Jahren im Beruf, als gelernte Wäscharbeiterin. Sie bügelt Hemden. Sie war schon mehr als ein Jahr arbeitslos. Sie zieht die Hausarbeit dem Beruf vor, rechnet aber mit lebenslänglicher Berufsarbeit. Durch die Maschine hat sie eine Kieferverletzung erlitten. Sie leidet unter dem andauernden Stehen. Aber die reine Arbeit freut sie. Sie verdient 34 Schilling. Davon leben drei Personen.

Sie steht um 5 Uhr früh auf und geht um 10 Uhr abends schlafen. Einen Teil der Hausarbeit macht sie in der Früh. Der Weg zur Fabrik beansprucht eine halbe Stunde. Das Essen besteht aus mitgenommenen Speisen. Den Abend verbringt sie mit Aufräumen und Kochen. („Wenn man den ganzen Tag nicht zu Hause ist!"), den Samstagnachmittag mit Waschen, den Sonntag mit Ausruhen, den Urlaub im Schrebergarten. Sie hat kein Radio, besucht nie ein Theater oder eine Unterhaltung. Sie ist gewerkschaftlich und politisch organisiert, liest die „Arbeiter-Zeitung“ und das „Kleine Blatt“.

Auf die Frage: „Haben Sie uns sonst noch etwas mitzuteilen?“ schreibt sie,

„daß ich am liebsten schon meiner Arbeit enthoben wäre. Habe aber keine Aussicht, weil mein Mann 71 Jahre zählt. Meine Füße versagen schon ganz.“

Diese Frau ist Betriebsrätin in einem Betrieb mit 150 Beschäftigten und kassiert für die Organisation ein.

V. S c h l u ß w o r t.

1320 Arbeiterinnen schildern ihr Leben — aber es ist nicht nur ihr Leben. Es ist das an Arbeit und Mühe, an Verpflichtungen und Sorgen reiche Leben der mehr als 100.000 Proletarierfrauen, die in den Wiener Industriebetrieben an der Arbeit sind. Die mit dieser Arbeit sich selbst, immer öfter die ganze Familie erhalten und daneben noch die in Krisenzeit besonders schwere Last der Haushaltsführung auf sich ruhen haben. Von denen viele auch noch Mütter sind und manche doch noch Zeit und Kraft finden, um in der Arbeiterbewegung mitzuarbeiten. In seinem täglichen Einerlei grau und eintönig, in der Vielfältigkeit der Aufgaben und Leistungen unendlich bewegt und zerklüftet verläuft das Leben der Industriearbeiterin. Und immer größer wird der Widerspruch zwischen der modernen durchrationalisierten Industriearbeit, die gerade die Frau erfaßt hat, und der traditionell unrationellen Haushalt- und Lebensführung der Arbeiterin.

Sollen wir uns mit der Darstellung dieser 1320 Arbeiterinnen-schicksale begnügen? Sollen wir auch nicht die Forderungen hören, die aus der Erhebung immer wieder herausklingen und die zur Umgestaltung dieses Arbeiterinnenlebens führen sollen?

Nie werden sich organisierte, von der Arbeiterbewegung erfaßte Arbeiterinnen der Illusion hingeben, daß ihr Schicksal viel anders gestaltet werden kann, solange die Umwelt die gleiche bleibt: die Welt der stärkeren Ausbeutung Schwächerer, die Welt der Klassengegensätze und der Krisen. Um an der Umgestaltung dieser Welt mitzuarbeiten, haben sie den Weg zur Arbeiterbewegung gefunden. Aber nicht von Arbeit zermürbte, von Minderwertigkeitsgefühl erfüllte, von Hoffnungslosigkeit abgestumpfte Arbeiterinnen, nein: Arbeiterinnen, die gesteigerte Ansprüche an das Leben stellen, die überzeugt sind, daß es nicht so sein muß, die entschlossen sind, schon heute für jede nur mögliche Besserung ihrer Lebenslage zu kämpfen, werden an der Umgestaltung der Welt mitarbeiten können.

Denn es muß nicht alles so sein, wie wir es in der Erhebung gesehen haben, auch in der gegenwärtigen Wirtschaft nicht. Auch in der kapitalistischen Wirtschaft kann die Auflehnung der Frauen gegen viel als traditionelles Schicksal hingenommenes Unrecht manches davon aus der Welt schaffen.

Es muß nicht sein, daß der Berufsergreifung der Mädchen weniger Augenmerk zugewendet, ihr Beruf nur als Übergangsstadium betrachtet wird. Die Erkenntnis, daß die Berufsarbeit der Frau

zu ihrem Lebensschicksal wird, muß vertieft, die Berufsberatung und Berufszuweisung planmäßig gestaltet werden.

Es muß nicht sein, daß immer mehr weibliche Arbeitskräfte überhaupt keine Berufsausbildung genießen, weil die Entwicklung zur Hilfsarbeit sich bei ihnen am raschesten vollzieht, weil sie von gelernter Arbeit oft bewußt ferngehalten werden und ihrem Aufstieg im Beruf Vorurteile gegenüberstehen. Der Fortbildungsschulunterricht auch für die Hilfsarbeiter, das Wegfallen aller Schranken, die der Frau den Weg zu gelernter und leitender Arbeit versperren, werden auch ihre Stellung im Beruf ändern, der Fluktuation der weiblichen Arbeitskräfte entgegenarbeiten.

Es muß nicht sein, daß die Frau auf der untersten Stufe der Produktion beschäftigt wird, daß die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern so ausfällt, daß oft die schmutzigste, schlechtestgewertete, ja sogar schwerste, fast immer die eintönigste Arbeit von ihr geleistet wird. Schutz der weiblichen Arbeitskraft vor gesundheitsschädlicher Arbeit, Schutz vor übermäßigem Kräfteverbrauch durch Rationalisierungsmaßnahmen, Schutz vor gewerblichen Giften, Ausbau der weiblichen Gewerbeinspektion, die für die Durchführung dieses Schutzes zu sorgen hat — der Organismus der Frau, dem außerhalb des Berufes so viel Mehrbelastung zugemutet wird, bedarf auch im Betrieb verstärkten Schutzes.

Es muß nicht sein, daß in einer Zeit, in der tausend Hände feiern, die Frau, auf die noch außerberufliche Arbeit wartet, Überstundenarbeit oder Nacharbeit leistet, oder Heimarbeit nach Hause mitnimmt. Auch 48 Stunden Arbeit sind in der Zeit gesteigerter Arbeitsleistung und größter Massenarbeitslosigkeit zu viel für sie. Kürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden, bis dahin keine Überschreitung der gesetzlichen 44-Stunden-Woche — das ist gleichzeitig Kampf gegen die Arbeitslosigkeit und gegen übermäßige Arbeitsleistung der Frau, und kann bei der niedrig entlohnten Frau am ehesten mit Lohnausgleich durchgeführt werden.

Es muß nicht sein, daß die Arbeiterinnen für die gleiche Arbeitsleistung weit schlechter entlohnt werden als die Männer. Diese niedrigen Frauenlöhne sind es ja, die die Frauen zu übermäßig schwerer Arbeit bringen, den Arbeitsplatz des Mannes und seinen Lohn gefährden, die Arbeitsleistung der Frauen auf das äußerste anspannen. Gleicher Lohn für gleiche Leistung — das ist gerade in der Krise Schutz der Frauen vor übermäßiger Ausbeutung, Schutz der Männer vor Lohndruck und Arbeitslosigkeit, die einzige Gewähr für eine gerechtere Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern.

Es muß nicht sein, daß die Angst vor der Arbeitslosigkeit für die Frauen noch durch die Furcht verschärft wird, beim Bezuge der Unterstützung härter behandelt, ganz um sie gebracht oder früher aus ihr ausgeschieden zu werden. Die gleiche Behand-

lung beim Bezüge der Arbeitslosenunterstützung ist eine Lebensfrage der von Arbeitslosigkeit so oft betroffenen Arbeiterinnen. Und die häufige Arbeitslosigkeit gerade der jungen Arbeiterinnen, muß uns immer wieder daran mahnen, daß keine junge Arbeitslose ohne Unterstützung bleiben darf.

Es muß nicht sein, daß Frauen, die den ganzen Tag schwer arbeiten, kein Zuhause haben oder eine überfüllte Wohnung vorfinden, in der kein Raum zum Ausruhen, kein Schlafräum, oft kein Bett ihnen gehört. Nur die Ausgestaltung der Wohnbautätigkeit der Gemeinde Wien, die Schaffung von Einzelwohnräumen insbesondere für alleinstehende Arbeiterinnen, kann den Arbeiterinnen ein menschenwürdiges Heim bieten.

Es muß nicht sein, daß auf der Arbeiterin die ganze Last ihrer individuellen Haushaltarbeit unvermindert ruht, daß tausend Arbeiterinnen nebeneinander die gleiche mühselige Überarbeit leisten. Was in einer Zeit möglich war, in der die Frau nur die Hausarbeit besorgte, wird wahnsinnige Kräftevergeudung, wenn die Haushaltarbeit neben der Berufsarbeit geleistet wird. Die Rationalisierung der Haushaltsarbeit durch Gemeinschaftseinrichtungen für Kochen und Waschen, die Verbilligung arbeitsparender Haushaltgeräte durch gemeinsamen Bezug, die Entlastung der Frau durch die Mitarbeit aller Familienmitglieder kann sie von dieser Überarbeit befreien.

Es muß nicht sein, daß die ohnehin schwere Bürde der Mutterschaft zu einer täglichen Sorge für die Arbeiterin wird, die ihre Kinder während ihrer Berufsarbeit unversorgt weiß. Mehr Kindergärten und Kinderhorte, Anpassung ihrer Zeiteinteilung an die Bedürfnisse der arbeitenden Frauen, Schaffung von Kinderkrippen für die Kleinsten, von Beschäftigungsmöglichkeiten für die Größten, Mütter, die mehrere Kinder betreuen, während andere Mütter an der Arbeit sind — das sind Wege für die arbeitenden Mütter.

Es muß nicht sein, daß für viele Arbeiterinnen der Begriff „Freizeit“ überhaupt nicht existiert. Kürzung der Arbeitszeit und Erleichterung der Haushaltarbeit müssen die Freizeit erst ermöglichen, die Kultur- und Sportorganisationen der Arbeiterschaft müssen sie gestalten helfen.

Es muß nicht sein, daß die arbeitende Frau, die wir immer öfter nicht nur als Selbsterhalterin, sondern als Familienerhalterin sehen, von vornherein nicht als Familienerhalterin gewertet wird, daß ihr Verdienst noch immer nur als zusätzlicher Verdienst, ihre Arbeit als weniger lebenswichtig betrachtet wird. Die richtige Wertung der ungeheuren gesellschaftlichen Leistung der arbeitenden Frau in dieser Zeit muß auch ihre Stellung im Betrieb heben.

Es muß nicht sein, daß die geplagte, zerrissene Arbeiterin noch unter dem Schlagwort zu leiden hat, daß die verheiratete Arbeiterin nicht in den Beruf gehört. Eine Wirtschaftsordnung, die den Frauen gar nicht die Wahl läßt zwischen Berufs- und Hausarbeit,

sie oft gegen ihren Willen zu schwerer, freudloser Arbeit zwingt, eine Wirtschaftsordnung, die die Arbeiterfrauen, wenn sie ihren Ernährer verlieren, ihrem Schicksal überläßt, darf ihnen nicht das Recht auf ihrer Hände Arbeit absprechen. Und noch weniger darf das die Arbeiterschaft selbst. Denn jeder Abbau von Frauen, die doch verdienen müssen, vermehrt Heimarbeit und Lohn- druck, nimmt weiteren Proletarierfamilien jede Existenzmöglichkeit, setzt Unfrieden an die Stelle der notwendigen Solidarität im Be- triebe.

Es muß nicht seinschließlich, daß die Arbeiterin ihrer Berufsarbeit feindselig gegenübersteht. Durch planmäßigere Berufs- zuweisung, durch bessere Entlohnung und Befreiung von Überarbeit, durch gleiche Aufstiegsmöglichkeiten im Beruf, durch Entlastung von außerberuflicher Überarbeit vor allem wird sich auch die Stellung der Arbeiterin zum Berufe wandeln. Nicht der Berufsarbeit der Frau, sondern ihrer Gestaltung in der kapitalistischen Wirtschaft ist mit dieser Erhebung ein Urteil gesprochen. Kein „Zurück ins Haus!“, kein Versuch, sich der geschichtlichen Entwicklung ent- gegenzustemmen — aber andere Gestaltung der weib- lichen Berufsarbeit und Entlastung von außer- beruflicher Arbeit: das ist die eigentliche Schlußfolgerung, die aus unserer Erhebung zu ziehen ist.

Bei einer Gruppe von Arbeiterinnen haben wir die Auflehnung gegen das Bestehende, das Streben nach Wandel stark und unge- schwächt gefunden: bei den jungen Arbeiterinnen. Einen Vor- trupp von Arbeiterinnen haben wir auch schon an der Arbeit ge- sehen, um diese Auflehnung in die Tat umzusetzen: die, von der Arbeiterbewegung, ihrem Leben und ihren Kämpfen schon erfaßt, ihre tätigen Mitarbeiterinnen geworden sind. Hier, in der Mitarbeit an der Arbeiterbewegung, in der Gemeinschaft, die sie bildet, in den Hoffnungen, die sie auslöst, haben wir auch das einzige wahre Gegengewicht gegen die Öde, die Schwere des Arbeiterinnenlebens kennengelernt. Die Reihen der Frauen zu stärken, die ihr Schicksal an das der gesamten Arbeiterschaft knüpfen, den jungen insbesondere den Weg zu weisen, der von bloßer Auflehnung zu tatkräftigem Handeln führt, ist die Aufgabe. Und es ist zugleich auch der Weg, das Leben der Arbeiterin schon jetzt sinnvoll zu gestalten, ihr zur Durchsetzung ihrer Zukunfts- forderungen zu verhelfen. Am Leben der Arbeiterinnen zeigt sich am stärksten die Zwiespältigkeit, die Unhaltbarkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung — die Forderungen und Kämpfe der Arbeiterinnen werden mithelfen, diese Wirtschaftsordnung zu sprengen.

VI. A n h a n g.

Der Fragebogen.

KAMMER FÜR ARBEITER UND ANGESTELLTE
WIEN I, EBENDORFERSTRASSE 7

Referat für Frauenarbeit

FRAGEBOGEN

über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Industriearbeiterinnen.

Die Wiener Arbeiterkammer veranstaltet eine Erhebung über die Lage der Wiener Industriearbeiterinnen, ihre Arbeitsverhältnisse und Löhne, ihre Belastung durch Mutterschaft, häusliche Arbeit und Familienverpflichtung. Die gründliche und gewissenhafte Beantwortung des Fragebogens liegt daher im Interesse der Arbeiterinnen selbst, denn die Erhebung soll es ermöglichen, für eine Besserung der Lage der Arbeiterinnen einzutreten. Name und Firma sind nicht anzugeben, ungünstige Folgen für die Beantworterin daher nicht zu fürchten.

Bei Fragen, die mit Ja oder Nein zu beantworten sind oder mehrere Antworten enthalten, ist das Zutreffende zu unterstreichen. Wir bitten Sie sehr, den Fragebogen in längstens einer Woche zu beantworten.

I. Personalien

1. Geburtsjahr:
2. Stand: ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden.
3. Beruf des Mannes (beziehungsweise Lebensgefährten oder, wenn bei den Eltern, des Vaters oder der Mutter)
4. Ist er arbeitslos? Ja — Nein.

II. Beruf

1. Wie viele Beschäftigte sind in Ihrem Betrieb?
2. Welche Arbeit leisten Sie?
3. Sind Sie: ungelernt, angelernt, gelernt, Vorarbeiterin?
4. Seit wann sind Sie
 - a) im Erwerb?
 - b) in diesem Beruf?
 - c) in diesem Betrieb?
 - d) bei dieser Verwendung?
5. Welche Berufe haben Sie schon ausgeübt?
6. Welchen Beruf haben Sie gelernt?
7. Welche Fachschule (Fachkurse) haben Sie besucht?
8. Sind Sie zu Ihrem Beruf gekommen aus Neigung? durch Zufall? durch Zwang?

9. Haben Sie Ihre Berufsarbeit unterbrochen? a) Ja — Nein.
b) Wenn ja, warum?
10. Wie oft waren Sie schon arbeitslos?
Wie viele Monate insgesamt?
11. Hätten Sie lieber einen anderen Beruf? a) Ja — Nein.
b) Wenn ja, welchen?
12. Würden Sie, wenn Ihr Mann (Vater) genug verdient, zu Hause bleiben?
Ja — Nein.
13. Rechnen Sie damit a) Ihr ganzes Leben lang beruflich tätig zu sein?
b) Nur vorübergehend?
14. Haben Sie in Ihrem Beruf gesundheitliche Schäden erlitten?
a) Ja — Nein.
b) Wenn ja, welche?.....
15. Worunter leiden Sie in Ihrem Beruf am meisten? (Müdigkeit, Nerven-
anspannung, rasches Arbeitstempo, Einförmigkeit, andauerndes Stehen,
Sitzen oder Gehen, Lärm, Hitze, Kälte, Staubentwicklung oder andere
Dinge)
16. Was freut Sie an Ihrem Beruf?.....
17. Haben Sie Schwierigkeiten in Ihrer Zusammenarbeit mit männlichen
Kollegen und Vorgesetzten? a) Ja — Nein. b) Wenn ja, welche?.....

III. Arbeitszeit

1. Wann haben Sie
a) Arbeitsbeginn?Uhr. b) Arbeitsschluß?Uhr.
c) Arbeitsschluß am Samstag?Uhr.
2. Haben Sie
a) Sonntagsarbeit? Ja — Nein. b) Nachtarbeit? Ja — Nein.
c) in der Saison mehr Arbeit? Ja — Nein.
3. Nehmen Sie Arbeit nach Hause mit? Ja — Nein.
4. Machen Sie Überstunden? Ja — Nein.
a) Regelmäßig? Ja — Nein.
b) Wie viele durchschnittlich in der Woche?.....
c) Bezahlt oder unentgeltlich?
5. Haben Sie eine Mittagspause?
a) Ja — Nein? b) Wenn ja, wie lange?.....
6. Sind Sie für durchgehende Arbeitszeit? Ja — Nein.
7. Werden Sie nach der Arbeitszeit noch zu Aufräumarbeiten im
Betrieb verwendet? Ja — Nein.
8. Welche Zeit beansprucht der Weg von Ihrer Wohnung zur Arbeits-
stätte?
9. Gehen Sie zu Fuß oder benützen Sie die Straßenbahn?

IV. Einkommensverhältnisse

1. Wie hoch ist Ihr Wochenlohn? (Ohne Abzüge).....
2. Arbeiten Sie im Stunden- oder Akkordlohn?
3. Was ziehen Sie vor?.....
4. Wie groß ist das Wocheneinkommen
a) Ihres Mannes?.....
b) Ihrer Kinder? (Wenn im gleichen Haushalt).....

- c) Ihrer Eltern? (Wenn im gleichen Haushalt).....
- d) anderer im gleichen Haushalt lebender Familienmitglieder?.....
- e) Wie viele sind arbeitslos?.....
- 5. Haben Sie von Ihrem Lohn
 - a) sich allein zu erhalten? Ja — Nein.
 - b) andere Personen zu erhalten? Ja — Nein. Wie viele?.....
- 6. Wieviel von Ihrem Lohn
 - a) steuern Sie dem Haushalt bei?.....
 - b) können Sie für Ihre persönlichen Bedürfnisse verwenden?.....
- 7. Wieviel steuert Ihr Mann (Vater, Kinder) dem Haushalt bei?.....
- 8. Haben Sie a) Schulden? Ja — Nein. b) Ratenzahlungen? Ja — Nein.

V. Wohnung

- 1. Wohnen Sie a) in einer eigenen Wohnung? Ja — Nein. b) bei Eltern oder Verwandten? Ja — Nein. c) in Untermiete (möbliert, unmöbliert, Schlafstelle)? Ja — Nein. d) in einem Gemeindebau? Ja — Nein.
- 2. Ihre Wohnung besteht ausZimmer,Kabinett,Vorraum,Küche.
- 3. In welchem Stockwerk wohnen Sie?.....
- 4. Es wohnen in Ihrer Wohnung:Erwachsene,Kinder.
- 5. Wird ein Wohnraum als Arbeitsraum verwendet? Ja — Nein.
- 6. Haben Sie a) einen eigenen Schlafraum? Ja — Nein.
b) Wenn nein, mit wieviel Personen müssen Sie ihn teilen?.....
- 7. Haben Sie ein eigenes Bett? Ja — Nein.
- 8. Haben Sie a) Untermieter? Ja — Nein. b) Bettgeher? Ja — Nein.

VI. Haushalt

- 1. Um wieviel Uhr
 - a) stehen Sie in der Früh auf?.....
 - b) gehen Sie abends zu Bett?.....
- 2. Haben Sie unter Tags Gelegenheit, sich auszuruhen? Ja — Nein.
- 3. Haben Sie vor Arbeitsbeginn häusliche Arbeiten zu verrichten?
 - a) Ja — Nein.
 - b) Wenn ja, welche?
- 4. Essen Sie mittags zu Hause? in der Betriebskantine? in einem Gast- oder Speisehaus? mitgenommene Speisen?
Können Sie letztere im Betrieb wärmen? Ja — Nein.
- 5. Worin besteht ungefähr Ihr Mittagessen?.....
- 6. Haben Sie die Hausarbeit ganz allein zu leisten? Ja — Nein.
- 7. Wer hilft Ihnen bei der Hausarbeit?.....
- 8. Haben Sie: zu kochen? die Wohnung aufzuräumen? einzukaufen? Näh- und Flickarbeit zu verrichten? Ja — Nein. Waschen Sie? Wie oft im Monat?
- 9. Können Sie eine Zentralwaschküche benützen? Ja — Nein.
- 10. Haben Sie in der Wohnung: Wasserleitung, Gas, elektrisches Licht, Staubsauger, andere Haushaltserleichterungen?
- 11. Für welche Erleichterungen des Haushaltes sind Sie? (Zentralisierung, Einküchenhaus)

VII. Kinder

1. Haben Sie Kinder? Ja — Nein. Wenn ja, wie viele?.....
2. Alter der Kinder?.....
3. Haben Sie Pflege- oder Adoptivkinder? Ja — Nein.
4. Wie viele Kinder leben in Ihrem Haushalt?.....
5. Wie viele Ihrer Kinder gehen
 - a) in den Kindergarten halbtägig?.....
 - b) in den Kindergarten ganztägig?.....
 - c) in die Schule?.....
 - d) in einen Hort?.....
 - e) in die Lehre?.....
 - f) in die Fabrik oder ins Geschäft?.....
6. Warum schicken Sie Ihr Kind nicht in einen Kindergarten, Hort etc.?.....
7. Wer führt Ihre Kinder in den Kindergarten?.....
Wer holt sie ab?.....
8. Wer beaufsichtigt in Ihrer Abwesenheit die Kinder?.....
9. Haben Sie für die Beaufsichtigung Ihrer Kinder etwas zu bezahlen?
 - a) Ja — Nein.
 - b) Wenn ja, wieviel?
10. Was haben Sie mit den Kindern zu tun, wenn Sie zu Hause sind?
(Zum Beispiel anziehen am Morgen, spazierengehen, spielen, Beaufsichtigung bei den Schulaufgaben, schlafenlegen oder anderes).....
11. Machen Ihnen die Kinder Mühe? In der Nacht? Nach der Arbeit?
Am Sonntag? Sonst irgendwie?
12. Welchen Wunsch nach besonderen Einrichtungen für die Kinder haben Sie?.....

VIII. Freizeit

1. Wie und wo verbringen Sie in der Regel
 - a) den Abend?.....
 - b) den Samstagnachmittag?.....
 - c) den Sonntag?.....
 - d) den Urlaub?.....
2. Lesen Sie regelmäßig Zeitungen? Zeitschriften? Bücher?
Welche Zeitungen beziehungsweise Bücher am liebsten?.....
3. Besitzen Sie ein Radio? Ja — Nein.
4. Wie oft im Monat besuchen Sie
 - a) eine Unterhaltung.....
 - b) einen Tanzabend.....
 - c) ein Kino.....
 - d) ein Konzert.....
 - e) ein Theater.....
5. Besuchen Sie regelmäßig
 - a) Volksbildungskurse?
 - b) Arbeiterbildungsveranstaltungen?
 - c) gewerkschaftliche Veranstaltungen?
 - d) politische Veranstaltungen?

6. Welchen Vereinen oder Organisationen gehören Sie persönlich an?
.....
7. Sind Sie Funktionärin einer Organisation? a) Ja — Nein.
b) Wenn ja, welche?.....
8. Haben Sie Beiträge einzukassieren? Zeitungen auszutragen? Leisten Sie andere Arbeit für die Organisation? Wenn ja, welche?.....
9. Treiben Sie Sport a) Ja — Nein.
b) Wenn ja, welcher?
10. Wieviel bezahlten Urlaub haben Sie?.....

IX. Haben Sie uns noch etwas mitzuteilen?

.....
.....
.....
.....
.....

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	3
I. Die Arbeiterinnen.	
1. Kapitel: Arbeitsgebiet, Alter, Stand	6
II. Im Betrieb.	
2. Kapitel: Berufsschicksal	14
Hilfsarbeit. — Die angelernte Arbeiterin. — Gelernte Arbeit. — Leitende Arbeit. — Eintritt ins Berufsleben. — Häufiger Berufs- wechsel. — Unterbrechung der Berufsarbeit. — Arbeitslosigkeit. — Angst vor der Arbeitslosigkeit	
3. Kapitel: Beschwerden und Gesundheitsschäden	26
4. Kapitel: Arbeitszeit	38
Saisonarbeit. — Überstundenarbeit. — Die Arbeitswoche. — Der Arbeitstag. — Der Fabrikweg. — Die Arbeitspause. — Verkürzung der Arbeitszeit	
5. Kapitel: Löhne	46
Löhne einer Elite. — Die Löhne der einzelnen Berufsgruppen. — Akkord- oder Zeitlohn? — Gleicher Lohn für gleiche Arbeit	
6. Kapitel: Stellung zum Beruf	52
Neigung, Zufall oder Zwang? — Zu Hause oder im Beruf? — Lebens- länglich oder vorübergehend im Beruf? — Wunsch nach einem anderen Beruf. — Betriebskonflikte. — Arbeitsfreude. — Hem- mende Momente. — Materielle Vorteile. — Der Arbeitsprozeß. — Das Arbeitsprodukt. — Private Vorteile. — Sonstige Momente. — Arbeitsfreude in verschiedenen Berufen. — „Wollen und nicht müssen.“	
III. Zu Hause.	
7. Kapitel: Die Wohnung	72
Wohnung und Berufsarbeit. — Das eigene Heim. — Der Schlaf- raum. — Die überfüllte Wohnung. — Im Wohnhausbau der Ge- meinde Wien	
8. Kapitel: Hausarbeit	78
Der Arbeitstag. — Vor Arbeitsbeginn. — Mittagpause und Mittag- essen. — Nach der Berufsarbeit. — Der Waschttag. — Mithilfe bei der Hausarbeit. — Belastung durch die Hausarbeit. — Erleichte- rungen der Haushaltführung. — Für und gegen Zentralisierung des Haushaltes	



9. Kapitel: Die Mutter	88
Die nicht Mütter werden können. — Zunehmende Erschwerung der Mutterschaft. — Ein-Kind-System. — Die kleinen Kinder. — Kindergarten und Kinderhort. — Arbeit und Mühen der Mutterschaft. — Wünsche für die Kinder. — Sorge um die großen Kinder	
10. Kapitel: Die Familienerhalterin	101
Der Frauenlohn im Proletarierhaushalt. — Schulden und Ratenzahlungen. — Selbsterhalterin und Familienerhalterin. — Der ganze Lohn für den Haushalt. — Ohne den Verdienst der Frau würden Arbeitslosigkeit und Not herrschen. — „Wenn eine bessere Wirtschaftsordnung wäre...“	
11. Kapitel: Freizeit	108
Der Abend. — Der Samstagnachmittag. — Der Sonntag. — Der Urlaub. — Der Sport im Leben der Arbeiterin. — Unterhaltung. — Bildungsveranstaltungen. — Die Arbeiterinnen lesen	
12. Kapitel: In der Arbeiterbewegung	119
Die Organisationen. — Die Erfassung der Arbeiterin durch die Arbeiterbewegung. — Die Funktionärin. — Bekenntnis zur Arbeiterbewegung	
IV. Charakteristische Einzelschicksale.	
Die junge ledige Arbeiterin. — Die alte Arbeiterin. — Die Familienerhalterin. — Entwurzelte Existenzen. — Die Funktionärin	
V. Schlußwort	145
VI. Anhang.	
Der Fragebogen	149

